

**Mein Grossvater Oscar Wilde, Fussball-Prophet Guardiola**

Nummer 14 – 4. April 2024 – 92. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 7.40

# DIE WELTWOCHEN



## **Corona-Politik: Aufarbeitung jetzt**

Es braucht eine ehrliche Durchleuchtung der Seuchenzeit.

*Alt Bundesrat Ueli Maurer*

## **Ein teuflisch gutes Kraut**

Cannabis, seine Möglichkeiten und Gefahren. *Dr. med. Claude Vaney*

## **Staatsmann Vucic**

Serbiens Präsident und die hohe Kunst der Neutralität.

*Srdja Trifkovic*

**Glamouröse Gastlichkeit**  
Ljuba Manz und ihr  
Hotel «St. Gotthard»  
in Zürich



# EIN IMMERWÄHRENDER RHYTHMUS

**Dies ist unsere 2015 eingeführte Chronergy-Hemmung.** Dieser Mechanismus überträgt Energie mit unerschütterlicher Präzision und reguliert so den Herzschlag der Uhr. Das Rad und der Anker wurden neu gestaltet, um die Effizienz des Systems zu optimieren. Das Prinzip ist einfach: Ein Anker mit zwei Paletten gibt die Drehung eines Zahnrades in einem minutiös getakteten Tanz frei. «Tick», die erste Palette hält das Rad an. «Tack», sie gibt es frei und überlässt

es der zweiten Palette, die Drehung zu stoppen. Und so weiter. Dies geschieht achtmal pro Sekunde, ohne dass auch nur ein einziger Schlag übersprungen wird. Das sind 28 800 Runden pro Stunde, also 14 400 «Ticks» und ebenso viele «Tacks». Ein immerwährender metronomischer Rhythmus, der jedes Rädchen in Bewegung versetzt. Und die Uhr zum Leben erweckt. Qualität im Einklang mit dem immerwährenden Rhythmus der Zeit.

*#Perpetual*

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63  
beyer-ch.com

  
**ROLEX**

## Corona, Wahrheit und Willkür

In dieser Ausgabe fordert der frühere Bundespräsident und Finanzminister Ueli Maurer eine ehrliche Aufarbeitung und Analyse der Corona-Zeit, der politischen Massnahmen und der Verfahren und Diskussionen, die ihnen vorausgingen. Zweck der Übung wäre nicht Abrechnung oder rückwirkende Besserwisseri. Es brauche Aufklärung, damit wir Lehren daraus ziehen, um für die Zukunft besser gerüstet zu sein.

Mir scheint wichtig, einem Thema besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Bei Corona ging es letztlich um Wahrheit und Demokratie. Die Behörden behaupteten, ihre Entscheidungen auf ein felsenfestes Fundament der Wissenschaft zu stützen. Mit diesem Argument untermauerten sie nicht nur massive Eingriffe in die Grundrechte. Sie brachten es auch in Anschlag, um Kritiker in Misskredit, zum Schweigen zu bringen.

Schon damals brachte es Bundesrat Ueli Maurer mutig aufs Tapet. In Erinnerung bleibt sein Auftritt an jener SVP-Delegiertenversammlung in Bern, die während des Lockdowns unter strengsten Hygieneauflagen ohne Publikum vor Kameras durchgeführt werden musste. Maurer sprach vielen aus der Seele, als er sagte, manche Schweizer trauten sich nicht mehr, ihre Meinung zu sagen, zu intolerant seien inzwischen Medien und Behörden.

Nun sind in Deutschland Dokumente erschienen, die deutlich machen, was gerade die Skeptiker der Corona-Massnahmen stets betont haben: dass nämlich die politischen Entscheidungen weit willkürlicher und unwissenschaftlicher getroffen worden seien, als die Behörden glauben machten. Nicht die Wahrheit, sondern der politische Wille der Regierenden gab den Ausschlag. Das war in der Schweiz kaum anders.

Wir würden es gerne herausfinden. Jetzt gratulieren sich Behörden und Politiker dafür, es so schlecht nicht gemacht zu haben, sicher besser als andere. Das mag sein – oder auch nicht. Jedenfalls wird die Frage brisant, ob die Schweiz den Pandemievertrag der Weltgesundheitsorganisation (WHO) unterzeichnen sollte – der nationale Sonderwege wenn nicht unterbinden, so doch einschränken, international harmonisieren will.

Demokratien sind Diktaturen überlegen, weil sie offene Gesellschaften und den freien Fluss der Informationen begünstigen. Die Demokratie ist ein ergebnisoffener Prozess von Diskussionen und Entscheidungen. Nicht die Intel-

ligenz und Entschlusskraft eines Einzelnen, so brillant er auch immer sein mag, steht im Zentrum. Die Demokratie setzt auf die Schwarmintelligenz der vielen, auf die anarchische Vielfalt der Bevölkerung.

Demokratien werden zu Despotien, wenn die Behörden anfangen, ihre Beschlüsse auf angebliche «Wahrheiten» zu stützen, auf «unhinterfragbare» Gewissheiten. Die Neigung auch unserer Politiker, sich mit der Beschwörung «unbezweifelbarer», «wissenschaftlicher» Wahrheiten aus dem demokratischen Prozess von Rede und Gegenrede zu verabschieden, ist gefährlich. Und sie ist eindeutig diktatorisch.

In der Demokratie gilt: Mehrheit vor Wahrheit. Niemand, auch kein Nobelpreisträger, soll durchregieren dürfen. Die Demokratie ist die Staatsform des Misstrauens der Bürger gegenüber den Regierenden. Sie ist die Staatsform des Widerspruchs. Die Bürger sind der Chef und niemals die Politiker. Oder die Professoren. Oder die Richter. Machen die Behörden dem Volk das Neinsagen schwer, ist die Demokratie in Gefahr.

Die neue Allianz zwischen Wissenschaft und Macht ersetzt das alte Bündnis zwischen Krone und Kirche. Früher hiess es «Gotteslästerung», wenn die Untertanen die Weisheit der Monarchen hinterfragten. Heute ist man ein «Leugner» oder «Feind der Wissenschaft», also ein

Gesinnungsverbrecher oder Dummkopf, wenn man es wagt, sein demokratisches Grundrecht auf Einspruch auszuüben.

Verschärft hat sich der Machtmissbrauch von oben durch den Klima-Alarmismus der Universitäten. Prominente Professoren treten seither wie Propheten auf, herrisch, die absolute Wahrheit verkündend. Corona brachte dann den seuchengetriebenen Ausnahmezustand, die weitgehende Ausserkraftsetzung unserer Demokratie im Zeichen von täglichen Todezahlentabellen, die jeden Widerspruch im Ansatz betäuben sollten.

Mehrheit vor Wahrheit heisst mit anderen Worten: Wer die Wahrheit zu besitzen behauptet, betrügt. Denn die Wahrheit ist nie endgültiges Resultat, sie ist eine ewige Suche, ein niemals endender Prozess von Versuch und Irrtum, und die Demokratie ist die bis heute einzige bekannte Staatsform, die diesen Prozess der ständigen Wahrheitsfindung institutionell garantiert. Leidet der Prozess, leidet die Wahrheit, leidet die Demokratie.

Das giftige Erbe der Corona-Zeit ist alles andere als bewältigt. Es ist noch nicht einmal verstanden. Die Politik allerdings ist auf den Geschmack gekommen – und die Professoren sind es auch, ebenso die mit der Obrigkeit synchron schwimmenden Medien. Nach Corona ist es jetzt der Krieg in der Ukraine. Abweichende Meinungen geraten unter Verdacht. Es wird so getan, als gebe es nur eine legitime Sicht. Meinungseinfalt plättet Meinungsvielfalt.

Das ist natürlich Unsinn, Lug und Betrug. Erneut sind es Professoren und Dozenten, die sich als besonders eifrige Einpeitscher betätigen. Ihre private Meinung sei ihnen unbenommen, doch längst treten sie, aufmerksamkeitsstrunken, wie Apostel auf, Schamanen der Wahrheit, die sich dann die Politik – jetzt wird es gefährlich – auch noch zu eigen macht in ihrer ganzen pompösen Einseitigkeit. Auf Kosten der Neutralität und damit der Sicherheit der Schweiz.

Sie alle haben zu viel gekostet vom Zaubertank der Macht. Die Durchgreifer- und Alleswischer-Allüre aus Corona-Zeiten ist noch unter uns. Mehr denn je. Auch deshalb wäre eine kritische Aufarbeitung heilsam – und notwendig. Sie würde den Behörden und den regierungsnahen Kreisen, den Universitäten und den Journalisten, wieder vor Augen führen, wer hier der Chef ist. Eine Aufarbeitung brächte mehr Demut, mehr Vielfalt, mehr Demokratie zurück. R. K.



**DER PRAGMATICUS**  
FAKTEN. VERSTEHEN. HANDELN.

JEDEN 1. SONNTAG IM MONAT

STREAMEN  
BEI SERVUSTV ON



## Corona: Ueli Maurer fordert Aufarbeitung, Arzt Claude Vaney lobt Cannabis, Javier Milei bricht ein Tabu, Ljuba Manz und ihr famoses Hotel «St. Gotthard», Professor Peter J. Brenner holt Immanuel Kant in die Gegenwart

Der Vorgang ist vermutlich beispiellos: Alt Bundesrat Ueli Maurer, der in seiner Amtszeit die Schweizer Corona-Politik mitverantwortet hat, fordert in seinem Essay für die *Weltwoche* eine Aufarbeitung der Seuchenzeit. Er dürfte damit international der erste Politiker sein, der die eigenen Massnahmen selbstkritisch untersucht sehen will. Es brauche dafür mehr als eine parlamentarische Kommission – «es braucht den Mut und den Willen für eine ehrliche, pragmatische Analyse mit einer gehörigen Portion Demut und Respekt gegenüber den Bürgerinnen und Bürgern und gegenüber den Eckpfeilern unseres Staates», schreibt Maurer. **Seite 12**

Der Berner Arzt Claude Vaney gehört zu den bedeutendsten Spezialisten bei der Behandlung von multipler Sklerose. Er beschreibt aufgrund eigener Erfahrungen in Forschung und Praxis, wie er Cannabis als wirksame Therapie gegen Muskelkrämpfe untersucht, erprobt und angewandt hat. Das Dilemma besteht darin, dass man Patienten eine wirksame Therapie nicht vorenthalten darf, aber dennoch alle Medikamente bezüglich ihrer Wirksamkeit überprüfen muss. Auch medizinisches Cannabis muss – wie jedes andere natürliche oder synthetische Medikament – die strengen Arzneimittelprüfungen durchlaufen. Dies, ohne den Bonus eines jahrtausendealten, bewährten Bestandteils der traditionellen Medizin zu beanspruchen. **Seite 24**



«*Mut und Willen, Demut und Respekt*»: alt Bundesrat Maurer.

Zum «Tag des Gedenkens, der Wahrheit und der Gerechtigkeit» in Argentinien wagt Präsident Javier Milei einen Tabubruch: Nicht 30 000 Menschen seien während der letzten Militärdiktatur (1976–1983) umgebracht worden, behauptete er, sondern 8961. Und: Man müsse auch der 1094 Todesopfer des marxistischen Guerillaterrors gedenken. Hinter dem Zahlenstreit verbirgt sich ein erbitterter Kulturkampf um die Hoheit über die Geschichtsschreibung, der in ganz Lateinamerika schwelt. Südamerika-Korrespondent Alex Baur bringt Licht in eine vom Kalten Krieg geprägte Epoche des Grauens. **Seite 28**

Seit nunmehr 135 Jahren existiert das Hotel «St. Gotthard» an der Zürcher Bahnhofstrasse – vor allem bekannt durch die weltberühmte «Hummerbar». Drei Generationen Manz haben das Haus geführt und es in jeder Beziehung zu einer Legende gepflegter Gastlichkeit und Gastronomie gemacht. Noch länger als die Männer mit dem Namen Manz – nämlich seit 1987 – führt Ljuba Manz das «St. Gotthard». Nicht zuletzt dank ihrem Geschäftssinn besitzt das Manz-Familienunternehmen mittlerweile weitere Hotels in Basel, Lausanne, Genf und sogar in Ecuador. **Seite 32**

Der vor 300 Jahren in Königsberg geborene Immanuel Kant, der grosse Philosoph der Aufklärung, geniesst wenig Sympathie bei den Anwälten des aktuellen Zeitgeistes. Zu rigoros hat er die Pflicht ins Zentrum seiner Philosophie gestellt, zu beharrlich hat er die Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen gefordert. Aber gerade darum sind seine Gedanken aktuell. Er wusste: «Aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden.» Und dass der Staat die Freiheit, nicht das Glück seiner Bürger fördern müsse, war die Prämisse seiner Staatstheorie. Peter J. Brenner, emeritierter Kölner Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte, legt in seinem Essay dar, welche tiefgreifende Folgen Kants Denken bis heute gehabt hat. **Seite 53**

*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigendienst@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



*Viel Wind:* Albert Rösti. Seite 16



*Weibliche Blicke:* Sam Taylor-Johnson. Seite 19



*Selber denken:* Immanuel Kant. Seite 53

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 6 Eilmeldung  
Ostern auf Eritreisch
- 7 Peter Rothenbühler Liebe Ariane Dayer
- 8 Bern Bundeshaus  
Hurra, hurra, die Kasse brennt
- 10 Weisheit des Herzens
- 11 Wandelhalle
- 12 Ueli Maurer  
Corona – was bleibt?
- 14 Mörgeli Hilfe für den Hilflosen
- 14 Diplomat Irrwisch  
Alt Botschafter Woker gegen die SVP
- 15 Peter Bodenmann  
Ermotti und Co. so unfehlbar wie Päpste?
- 16 Marsch der Strom-Träumer Rösti auf  
Leuthards und Sommarugas Pfaden
- 17 Abstimmungen Fehr Düsels Spitzkehre
- 18 Dackel Löwenherz Lang lebe  
der eingebildete König aller Hunde
- 19 Sam Taylor-Johnson  
Fröhlich gegen Normen
- 20 Aleksandar Vucic  
Die hohe Kunst der Neutralität
- 22 An der Hamas führt kein Weg vorbei  
Plädoyer für eine Zweistaatenlösung
- 23 Harald Martensteins Lichtblicke  
Lasst tausend Blumen blühen
- 24 Cannabis, ein teuflisch gutes Kraut  
Plädoyer von Dr. med. Claude Vaney
- 26 Justiz Kampfansage ans Rauschmittel
- 27 Kurt W. Zimmermann  
Brennendes Desinteresse

- 28 Weint um sie, Argentinier  
Milei und die Opfer des Guerilla-Terrors
  - 30 Herodot
  - 32 Glamouröse Gastlichkeit  
Die Familie Manz und das legendäre  
Hotel «St. Gotthard» in Zürich
  - 34 Die letzte Gastgeberin Ljuba Manz
  - 37 Thilo Sarrazin Die unehrliche SPD
  - 38 Nationale Strategien des Irrsinns  
Wirken wenig, kosten viel
  - 40 Marieke Kruit Eine Niederländerin  
aus Gstaad will Bern regieren
  - 41 Anabel Schunke Ich fühle mich belogen
  - 42 Oscar Wilde  
«Er hat die weibliche Psyche verstanden»
  - 46 Inside Washington
  - 46 Galopp Richtung Nato  
Der Armee fehlt es an Waffen
  - 47 Tamara Wernli Trend zur Faulheit
  - 48 Fussballs genialischer Prophet  
Guardiola überfordert seine Konkurrenz
  - 49 Qjngming  
Fest der reinen Helligkeit
  - 50 Leserbriefe
  - 51 Nachrufe  
Daniel Kahneman, Amnon Weinstein
  - 52 Beat Gygi  
Die Kostensteigerungs-Initiative der SP
- DENKER:  
IMMANUEL KANT**
- 53 Kant und die Folgen  
Der Kernsatz des grossen Philosophen  
ist aktueller denn je

## LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Der grosse Zauderer  
Rüdiger Safranskis Kafka-Biografie
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Sprache
- 66 Rattenkönig und Samurai  
«Shogun»-Neuverfilmung
- 68 Fernsehen
- 68 Klassik Puccini
- 69 Songs für die Ewigkeit  
Udo Lindenberg und Apache 207
- 70 Fernsehen «Tatort»
- 70 Kunst «Bienvenue!»
- 71 Jazz Angelica Sanchez
- 72 Unterwegs Schönheit bringt den Tod

## LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt
- 74 Unten durch
- 75 Sex
- 76 Zeitzeichen
- 77 Häuser
- 77 Thiel Nationalkapitalismus
- 78 Bei den Leuten  
25. Musikfestival Snowpenair
- 80 Essen
- 80 Wein
- 81 Auto
- 81 Objekt der Woche
- 82 Der Sinn des Lebens  
Cali P, Sänger

# Ostern auf Eritreisch

In Gerlafingen prügeln sich Gegner und Anhänger der eritreischen Regierung. Die Gewalt offenbart die Absurdität der Schweizer Asylpolitik.

Philipp Gut

So feiern «Flüchtlinge» aus Eritrea in der Schweiz Ostern: 180 Eritreer griffen am Sonntag 350 Landsleute an, die in Gerlafingen im Kanton Solothurn ein Fest zu Ehren von Staatschef Isayas Afewerki feierten. Die Angreifer waren mit Steinen, Stöcken und Eisenstangen bewaffnet. Die Polizei setzte Wasserwerfer, Schutzhund und Tränengas ein. Eine Polizistin wurde durch einen Steinwurf verletzt. Die Mediensprecherin der Kantonspolizei verliess nach Angaben der *Solothurner Zeitung* den



Asyl ohne Asylgrund: Justizminister Jans.

Ort des Geschehens, weil es ihr «zu gefährlich» geworden sei.

## «Flüchtlinge» sammeln für «Diktator»

Es ist nicht das erste Mal, dass in der Schweiz Anhänger und Gegner des eritreischen Regimes aufeinander losgehen, zu ähnlichen Zusammenstössen kam es im letzten September in Opfikon im Kanton Zürich. Die *Neue Zürcher Zeitung*, nicht bekannt für Übertreibungen, schrieb damals von «Wildwest-Szenen» und einer «Massenschlägerei». Zwölf Personen wurden verletzt, die Polizei musste, wie nun in Gerlafingen, mit einem Grossaufgebot ausrücken. Ein weiterer Einsatzort war Villars-sur-Glâne, wo die Freiburger Kantonspolizei im Februar dieses Jahres ebenfalls Eritreer von Eri-

treern trennen musste. Sie trugen «laut Polizeiangaben teilweise Stöcke, Axtstiele und Steine bei sich», so das Schweizer Radio und Fernsehen. Im Januar 2023 prügeln sich «verfeindete politische Lager» aus Eritrea ausserdem in St. Gallen, wie das *Tagblatt* berichtete.

Die Vorfälle führen die Schweizer Asylpolitik ad absurdum: Nicht nur, dass wir fremde Konflikte importieren und die Schweiz unsicherer machen. Wie kann man das Regime feiern, vor dem man geflohen ist? Anschaulicher könnten die Eritreer nicht illustrieren, dass viele von ihnen gar keine echten Flüchtlinge sind. (Womit nicht gesagt ist, dass die Regimegegner automatisch echte Flüchtlinge wären.)

Und es kommt noch dicker: Beim Fest in Gerlafingen zu Ehren von «Diktator» Afewerki soll auch Geld für das eritreische Regime gesammelt worden sein. Dieses Phänomen wurde bereits früher beobachtet. Während die Schweizer Steuerzahler die falschen Flüchtlinge finanzieren, finanzieren diese damit den Staat, vor dem sie angeblich geflohen sind. Noch Fragen?

Natürlich: Man darf sich aufregen über diesen Missbrauch der Gastfreundschaft und der Asylgewährung durch die Eritreer, die unseren Behörden stinkfroh auf der Nase herumtanzen und immer wieder demonstrieren, wie dysfunktional unser Asylsystem ist. Aber die eigentliche Verantwortung tragen nicht die Asylbewerber und Flüchtlinge – sie reizen einfach bis zum Exzess aus, was wir ihnen auf dem Silbertablett anbieten: Asyl ohne Asylgrund – und dazu Sozialleistungen in einem Umfang, der für ihre Verhältnisse Traumsphären erreicht. Und dies erst noch, ohne dass sie dafür einen Finger rühren müssten. Neun von zehn Eritreern in der Schweiz leben von der Sozialhilfe. Integration: Fehlangeize.

Dabei stellt die eritreische Diaspora in der Schweiz die mit Abstand grösste Flüchtlingsgruppe – was das Problem noch verschärft. Per Ende Juni 2023 lebten in der Schweiz 43 357 Personen aus Eritrea. Fast alle davon sind anerkannte Flüchtlinge oder vorläufig Aufgenommene. In unserem Nachbarland Österreich hingegen gibt es kaum Eritreer.

Was sagt uns das? Die Flüchtlingswelle aus Eritrea kommt nicht einfach wie eine Naturgewalt über uns. Sie ist hausgemacht. Wir, unsere gewählten Politiker, schaffen selbst die Anreize, die die Schweiz für Eritreer zu einem Magneten und einem Schlaraffenland machen. Bis 2017 und bis zu einem entsprechenden Urteil des

*Während die Schweizer Steuerzahler die falschen Flüchtlinge finanzieren, finanzieren diese damit ihren Staat.*

Bundesverwaltungsgerichts genügte allein die illegale Ausreise aus Eritrea, um in der Schweiz den begehrten Flüchtlingsstatus zu erhalten. Bis heute erhalten Deserteure und Dienstverweigerer aus Eritrea in der Schweiz Asyl. Die Begründung des Staatssekretariats für Migration (SEM) dafür lautet: «Die Strafen für Deserteure und Dienstverweigerer in Eritrea erfolgen grundsätzlich aus politischen Gründen, insbesondere wegen staatsfeindlicher bzw. oppositioneller Haltung, und stellen deshalb einen <Polit-Malus> dar.»

## Sozialhilfe und Ferien in der Heimat

Diese Praxis ist massgeblich dafür verantwortlich, dass die Schweiz zu einem Eritreer-Mekka geworden ist. Der neue Asylvorsteher Beat Jans (SP) ist nach den jüngsten Ausschreitungen mehr denn je gefordert, das Dossier «Eritrea» ernsthaft anzupacken und die Politik der offenen Scheunentore zu beenden. Anfang Woche hat Jans gewisse Änderungen angekündigt, etwa die Ausweitung der 24-Stunden-Verfahren für Gesuchsteller aus Herkunftsstaaten mit minimaler Asylgewährungsquote. Eritrea gehört definitiv nicht dazu. Mit Kosmetik lässt sich das absurde Spiel nicht abstellen. Ohne eine asylpolitische Richtungsänderung werden Eritreer in der Schweiz weiter munter auf Eritreer einprügeln, von der Sozialhilfe leben, in der Heimat Ferien machen und sich mit Schweizer Steuergeld als Devisenbeschaffer für das Regime betätigen, vor dem sie – ha, ha, ha – geflohen sind.

# Liebe Ariane Dayer

Sie waren die prominenteste Journalistin der Westschweizer Presse, langjährige Chefredaktorin diverser Publikationen, seit über zehn Jahren Chefin aller welschen Titel von Tamedia. Dann sind Sie im letzten September einfach von der Bildfläche verschwunden, niemand wusste, was los ist: Krank? Burn-out? Konflikt mit dem Verleger? Private Probleme?

Nicht einmal Ihre engsten Mitarbeiterinnen erfuhren, warum Sie sich zurückgezogen haben. Paradox: Während die Blätter, die Sie befehligten, über die rätselhafte Absenz von Prinzessin Kate berichteten, recherchierte in Lausanne niemand, was eigentlich aus der Prinzessin der welschen Medien geworden ist.

Dann meldete sich der Verlag im Februar mit einem dünnen Communiqué, Sie würden Ihren Job aufgeben und sich neuen Herausforderungen stellen, wie man so schön sagt. In der Tageszeitung *24 heures*, die zu Ihrem Be-



*Rätselhafte Absenz:*  
Chefredaktorin Dayer.

reich gehörte, wurde das Communiqué auf zehn Zeilen eingedampft, ohne Ihren Namen zu erwähnen! Warum nur? Niemand weiss es.

Drei Wochen später haben Sie sich in einem schmallippigen Editorial in *LeMatinDimanche* als Chefredaktorin von der Leserschaft verabschiedet.

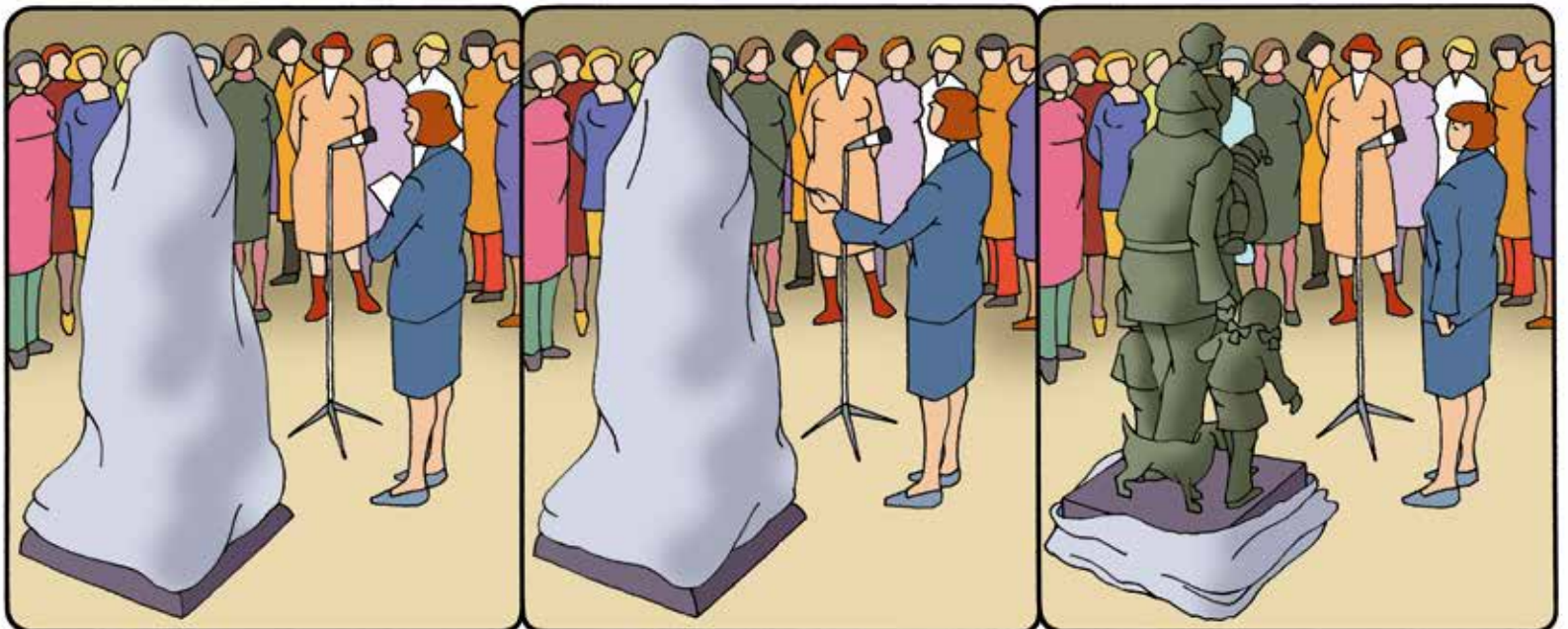
Sie haben nicht das Tafelsilber gestohlen oder sich sonst etwas zuschulden kommen lassen. Sie waren immer eine hochangesehene Kollegin. Was immer auch geschehen ist, Sie hätten es verdient, auf anständige, ja feierliche Art verabschiedet zu werden. Auch von den Medien der Konkurrenz.

Ich muss jetzt etwas beifügen, das die Welschen nicht als Beleidigung auffassen sollten – aber können: Ein solches Verschwinden von der Bildfläche einer ausserordentlichen Persönlichkeit wäre in Zürich nie einfach der Verschwiegenheit anheimgegeben worden. In Lausanne ist solches möglich, weil hier harte Recherchen immer noch verpönt sind – vor allem, wenn es um Unregelmässigkeiten in den eigenen Reihen geht.

Medienjournalismus ist am Léman ein Fremdwort.

*Mit freundlichen Grüssen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# Hurra, hurra, die Kasse brennt

Nach dem Sieg mit der 13. AHV-Rente will die SP die Schuldenbremse aushebeln. Wie viele Milliarden dürfen's denn sein, liebe Genossen?

Während der Sitzung der Finanzkommission des Nationalrates vor den Osterferien musste SP-Parteipräsident Cédric Wermuth seinem Ärger zeitweise Luft verschaffen. Also simste er seiner Co-Präsidentin Mattea Meyer den kurzen Satz: «Es ist schwierig.» Hintergrund bildete eine Diskussion um die Schuldenbremse, wie das Duo den Hörern im letzten Podcast offenbarte. Weil der Bund bei der Einhaltung der Schuldenbremse in diesem Jahr Probleme bekunde, werde es einen massiven Angriff auf das Budget geben, um Leistungen zu streichen, lamentierte Wermuth. «Diese Diskussion muss man nur führen, weil es ein ideologisches Korsett gibt, welches sachlich überhaupt nicht zu rechtfertigen ist.» Man müsse Abbauprogramme erarbeiten in einer Zeit, wo eigentlich Investitionen das richtige Rezept seien. Das sei Klassenkampf von oben, sagt Wermuth zu der seiner Meinung nach dogmatischen Haltung der Bürgerlichen zur Ausgabenbremse des Bundes. Während Meyer ihm brav in allen Punkten beipflichtet.

## Sonderzügelein und Exportschlager

Konkret sorgten Fonds-Lösungen für die Wiederaufbauhilfe in der Ukraine und für die Ausrüstung der Armee in der Finanzkommission für Zoff. Insbesondere wegen eines Kompromisses, der von der Mitte eingebracht wurde. Aus einem gemeinsamen Fonds mit zehn Milliarden Franken sollen die Mittel für die Ukraine und die Armee aufgebracht werden. Es geht vor allem darum, an der Schuldenbremse vorbei und trotz klammer Finanzen ein Sonderzügelein zu fahren. Dass die Bürgerlichen hier nicht Hand bieten, hat Genosse Wermuth offenbar erzürnt.

Die Ausgabenbremse ist ein bewährtes Instrument der Schweizer Finanzpolitik und sogar ein Exportschlager. In den 1990er Jahren wies der Bundeshaushalt regelmässig ein Defizit auf, was die Neuverschuldung des Bundes explodieren und den Schuldenberg anwachsen liess. 2001 stimmten die Stimmbürger mit fast 85 Prozent



Klassenkampf von oben: Meyer (l.), Wermuth.

Ja-Anteil der Einführung einer Schuldenbremse zu. Deren Regel lautet: In Krisenzeiten werden begrenzte konjunkturelle Defizite zugelassen; wenn die Wirtschaft dagegen boomt, werden Rechnungsüberschüsse verlangt. SVP-Nationalrat und Finanzpolitiker Lars Guggisberg pflegt über sie zu sagen: «Die Schuldenbremse ist die

*Die Begehrlichkeiten der eigenen elektoralen Klientel müssen grosszügig bedient werden.*

finanzpolitische Seele des Bundes.» Dank ihr sei es uns gelungen, Schulden abzutragen. Unsere Finanzstabilität sei zudem ein wichtiger Standortvorteil, so Guggisberg weiter.

Besonders der SP war sie aber seit je ein Dorn im Auge. Vor zwölf Jahren startete die Basler Ständerätin Anita Fetz einen Versuch, dieses aus Sicht der Linken lästige Korsett etwas zu lockern. Sie wollte verhindern, dass die Über-

schüsse nur in die Schuldentilgung flossen. Es blieb beim Versuch. Der finanzielle Spielraum des Bundes ist seit der Coronapandemie enger geworden, nicht zuletzt auch wegen der desaströsen Asyl- und Ausländerpolitik, eines der politischen Hätschelkinder der SP, welches uns inzwischen über vier Milliarden Franken pro Jahr kostet. Rein in die Schulden lautet die Devise der Linken – um damit die Begehrlichkeiten der eigenen elektoralen Klientel grosszügig zu bedienen.

## Steuern von morgen

Nebst dem eingangs erwähnten Ukraine- und Armeefonds planen Linke und Grüne auch einen Klimafonds und haben dazu gemeinsam eine Initiative lanciert. SP-Nationalrat Roger Nordmann will dieses Kässeli mit neuen Schulden des Bundes speisen und von der Obergrenze der Ausgabenbremse ausnehmen. Auch die Initiative der Linken für einen Deckel bei den Krankenkassenprämien, über den wir im Juni abstimmen werden, würde bei Annahme zu Neuverschuldung führen. Für die Linken sind es Investitionen in die Zukunft, für die Bürgerlichen dagegen die Steuern von morgen.

«Angesichts der aktuellen Situation müssen wir in den kommenden Jahren, wenn schon, die Schuldenbremse verstärken und nicht schwächen», findet Guggisberg. Es gibt dazu auch entsprechende Vorstösse aus dem Parlament. Er selber fordert eine Umpriorisierung der Ausgaben vom Ausland ins Inland. Das sei eigentlich das Signal der Stimmbürgerinnen und Stimmbürger gewesen beim Ja zur 13. AHV-Rente. «Wir geben heute für Asyl und Entwicklungshilfe fast doppelt so viel aus wie für Ernährung und Landwirtschaft», weiss der Berner. Nun fordert er in einer Motion, dass die Finanzierung der Strategie zur internationalen Zusammenarbeit ab 2029 halbiert wird. Die dadurch eingesparten Gelder sollen direkt in die Finanzierung der 13. AHV-Rente fliessen.

Für finanzpolitischen Zündstoff ist gesorgt.





# EV9. Erleben Sie **Nachhaltigkeit.**

**24 STUNDEN  
EV EXPERIENCE**

Buchen. Testen. Profitieren.

**kia.ch**



Movement that inspires

# Das Schloss der gefundenen Zeit

Schwereelos und unfassbar wie ein im Wind tanzendes Blatt.



*Die Natur holt sich das Paradies zurück.*

Es war die Nacht nach jenem Tag, an dem die erste Welle des Frühlings abrupt in sich zusammenfiel, als Schnee auf den Palmblättern im Tessin lag. Ich wachte um halb drei Uhr nachts auf, ein kleiner Mond schien hell durch das Fenster, ich schaute hinaus und wusste nicht mehr, warum alles im Universum rotiert, gar das Universum selbst.

Ich war froh um diese tröstlichen Gedanken, die mich von der Gravitation und den kleinen Schwarzen Löchern des eigenen Lebens fernhielten. Ich las nach, dass der Urknall wohl einen Spin hatte, der einen drehenden Kosmos entstehen liess, dass unser Universum sich relativ zu anderen Universen im Multiversum dreht, dass mehr Galaxien im Uhrzeigersinn drehen und nicht wie unser Sonnensystem im Gegenuhrzeigersinn. Ob das Multiversum auch rotiert und, wenn ja, um welchen Bezugspunkt, beschäftigte mich noch eine Zeitlang, aber es war ein Gedanke, der kein Ende kennt, weil alles, was sich dreht, sich stets um etwas anderes drehen muss.

Ich vermisste den Schlaf, lag im Bett, drehte mich von links nach rechts, hin und wieder schaute ich auf die Uhr, die Zeit lief seltsam, mal schnell, mal langsam, dem Leben entgegen, dem Sterben davon und umgekehrt. Ich dachte an all die Orte, wo einst die Zeit aufs Angenehmste stehen geblieben war oder in denen man hoffte, sie würde es tun. Ein Schlösschen tauchte auf, es war letzten Herbst, das Château de Montcaud, es liegt in der Region Okzitanien, das Meer ist nicht so weit, der Côtes du Rhône ganz nah.

Das Schlösschen macht trunken. Es ist ein bisschen das Gegenteil von Proust; man sucht nicht die verlorene Zeit, man findet sie, natürlich in der Zeitlosigkeit, die durch alles hindurchgleitet. Im Park, in dem die Bäume der Welt stehen, der Dschungel ist, Paradiesgarten und Geschichten erzählender Märchenwald.

Es ist eine Welt in dauernder Blüte, eine grosse Reise in kleinen, flanierenden Schritten. Ein Weg, es ist nur ein schmaler Pfad, führt zu einer Grotte, man hört ein Rauschen und das Tröpfeln des Wassers. Und man hört seinen Fluss des Lebens, er zieht vorbei vielleicht, all seine Facetten, als er ein Rinnsal war, ein mächtiger Strom, als er einen mitriss, nach unten zog, als er einen auf ihm treiben liess.

Abends vor dem Zubettgehen und morgens nach dem Aufstehen, nach einem tiefen Schlaf nicht in Zimmern, sondern in Gemächern, 29 sind es insgesamt, auf dem Balkon, konnte man in ihn eintauchen, ihn riechen, ihn hören, seine Zeit spüren, die so schwereelos und unfassbar scheint wie ein im Wind treibendes, tanzendes Blatt.

Alles ist wie in Seide gepackt, die in der Gegend einer neuen Blütezeit entgegengewächst, sie ummantelt einen, sie wärmt, sie kühlt, sie umschmeichelt, sie ist trügerische Geborgenheit, Beschützerin jener kleinen Welt, die sich hinter den Schlossmauern vor der grossen schützt.

Das Schloss ist so alt wie die Schweizer Bundesverfassung aus dem Jahr 1848. Hier schuf sich ein Land, dort, im Norden von Languedoc-Roussillon, erfüllte sich ein wohlhabender Seidenhändler seinen Traum. Er hiess Alexandre Eugène Collain, im Schloss hängen Porträts von ihm und seiner Familie, Gesichter mit langen Nasen und dunklen Augen sind es. Man sieht nicht, ob sie glücklich oder unglücklich waren, ob ihnen bewusst war, dass sie wie in einem Traum lebten.

Sein Sohn Florentin führte es weiter und übertrieb es ein wenig mit dem eigenen Orchester, den Pferden, dem Savoir-vivre der oberen Zehntausend. Er musste verkaufen, wohl um Schulden zu bezahlen.

Die Natur holte sich das von Menschen geschaffene Paradies zurück, es fiel in einen Dornröschenschlaf, bis 2016 der Schweizer Industrielle und Literaturliebhaber Jürg Witmer das Schloss kaufte und es zusammen mit seinem Schwiegersohn und dem Hotelier Rolf Bertschi blühen liess, wie es nie zuvor geblüht hatte. Es ist ein kleiner Himmel auf Erden geworden, beschienen von Sonnen und Sternen, berauscht, vom Wein auch, den Speisen, die unlängst mit einem Stern ausgezeichnet worden sind.

Ich blicke nochmals hinaus aus dem Fenster meines Schlafzimmers, müde geworden jetzt doch, zum Stillstand gekommen, und ich denke an Sternstunden.



Rasanter Wandel: Philipp Matthias Bregy.



«Einfach nur grusig»: Sanija Ameti.



Hilfe rund um die Uhr: Anja Kutter.

## WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

### Kutter, Kutter, Pfister, Bregy, Binder-Keller, Ameti, Al-Wakeel

Seit dem Skiunfall von Nationalrat **Philipp Kutter** im Februar 2023 kümmert sich **Anja Kutter** hingebungsvoll um ihren von der Schulter abwärts gelähmten Ehemann. Die zierliche Mutter von zwei Teenager-Mädchen, Marketing-Fachfrau und ehemalige Journalistin begleitet den Zürcher Mitte-Politiker auf seinen Reisen im Rollstuhl von Wädenswil im Zug nach Bern und steht ihm rund um die Uhr zur Seite, wenn er Hilfe benötigt. Während der Volksvertreter und Präsident der Kommission für Verkehr und Fernmeldewesen der grossen Kammer die Sitzungen leitet, nimmt sie hinten im Zimmer Platz, schlägt den Laptop auf, um für ihre Agentur Kutter Kommunikation zu arbeiten, wie sie erzählt. Wir legen uns fest: Die bewundernswerteste Person im Bundeshaus ist kein Politiker, sondern die Ehegattin eines Nationalrats.

Mit Ach und Krach gelang es der Mitte-Partei, genügend Unterschriften für ihre «Fairness-Initiativen» zu sammeln. Das Ziel der beiden Anliegen: Eheleute sollen bei der AHV und bei den Steuern nicht mehr diskriminiert und unverheirateten Paaren gleichgestellt werden. Bei garstigen Verhältnissen auf der Bundesterrasse reichten Parteipräsident **Gerhard Pfister**, Fraktionschef **Philipp Matthias Bregy** und die Aargauer Ständerätin **Marianne Binder-Keller** mit anderen Mitte-Vertretern die Signaturen ein. Jeder Bundesparlamentarier musste fünfzig Leute finden, die das Anliegen unterstützen. Er habe diese Zahl übertroffen, erzähl-

te Pfister sichtlich zufrieden. Das Projekt zeigt den rasanten Wandel der Partei unter der Führung des Zuger Nationalrats. Ende 2012 reichte die damalige CVP einen ähnlichen Vorstoss mit dem Namen «Für Ehe und Familie – gegen die Heiratsstrafe» ein. Die Initiative stiess auf viel Kritik. Christliche Kreise wollten eine rückwärtsgewandte Definition der Ehe in die Verfassung schreiben, weil das Anliegen von einer Ehe als Verbindung von Mann und Frau ausgehe, so der damalige Vorwurf. Eine Dekade später präsentierte die Mitte einen Vorschlag, der *gay-friendly* schön zum Zeitgeist passt und gleichgeschlechtliche Paare heterosexuellen Beziehungen gleichstellt. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass der einstmals als gottesfürchtiger Katholik und Kirchengänger verschriene Pfister seine Partei gesellschaftspolitisch stärker modernisiert hat als viele Parteichefs vor ihm zusammen.

Ihr Glück als Initiantin sucht auch die Operation Libero. Zusammen mit den Grünen, der Europäischen Bewegung Schweiz und dem Dachverband der Kulturschaffenden – Suisse culture – lancierte die Gruppe diese Woche ihre Europa-Initiative. Es sei der «Startschuss für eine längst überfällige Europa-Debatte», so Co-Präsidentin **Sanija Ameti**. Und der Startschuss «fürs Auf-die-Strasse-Gehen und fürs Einstehen für das Friedens- und Freiheitsprojekt Europa». Interessant: Ihre Partei – die Grünliberalen – gehört nicht zu den Unterstützern und liess ihr prominentes Mitglied

bei der Lancierung allein. Sicher ist, dass Ameti für dieses Projekt einen langen Atem brauchen wird und nicht die Nerven verlieren darf wie dieser Tage. Ein Beitrag in der NZZ über den muslimischen Fastenmonat Ramadan und den Umgang damit im nördlichen Nachbarland – «Deutsche Politiker rollen den Muslimen den Gebetsteppich aus» – brachte die Zürcherin derart in Rage, dass sie in den sozialen Medien bekanntgab, ihr Abo beim Traditionsblatt zu kündigen. «Euch ist schon klar, dass dieser Artikel gerade auf AfD-Kanälen gefeiert wird?» Weil sie vielleicht selber merkte, dass das noch kein Argument ist, schaltete sie sogleich in den moralistischen Overdrive: «Einfach nur grusig.» Wir wünschen der grünliberalen Zürcher Gemeinderätin in der Debatte um ihre EU-Initiative einen kühlen Kopf mitsamt ein, zwei liberalen Gedanken.

Journalisten leben in einer Bubble. Zuwanderer verirren sich wegen der Sprachbarriere nur selten in die Branche. Die linke *Wochenzeitung* möchte das ändern. Sie sucht für das Politikressort «eine:n Redaktor:in». Erwünscht ist Expertise bei «Streiks und Arbeitskämpfen oder auch bei feministischer und ökologischer Ökonomie». Für die Position mit dem Einheitslohn von 6000 Franken brutto werden laut **Maha Al-Wakeel** von der Geschäftsstelle «bei gleicher Qualifikation Frauen und Personen mit Migrationsgeschichte bevorzugt». Wie gesagt, Journalisten leben in einer Bubble. Gilt auch für Journalist:innen.

# Corona – was bleibt?

Eine Aufarbeitung der Corona-Politik ist notwendig.

Ueli Maurer

Die Corona-Krise, die von 2020 bis weit ins Jahr 2022 hineinreichte, dürfte für die Schweiz der grösste soziale und politische Schock der letzten Jahrzehnte gewesen sein. Wir erinnern uns an all die angeordneten Massnahmen. Hier nur einige Stichworte: Isolation, Maskenpflicht, Aussperrung, Besuchsverbote bei kranken und sterbenden Angehörigen, Versammlungsverbote, Einschränkungen und Verbote im gesellschaftlichen und kulturellen Leben, ebenso im Berufsalltag und in den Schulen bis hin zu einem faktischen Impfwang. Das Aussetzen der verfassungsmässigen Volksrechte per Notrecht, oft im Wochentakt, waren Ereignisse, die ganze Generationen seit dem Zweiten Weltkrieg noch nie erlebt haben.

## Kaum faktenbasierte Beschlüsse

Sicher, die Schweiz kam besser – oder vielleicht auch weniger schlecht – durch diese Krisenjahre als die meisten unserer Nachbarländer. Das verdanken wir wohl weitgehend unserem politischen System, das das Schlimmste verhinderte. Unsere föderalen Stufen kämpften für Mitbestimmung. Doch dürfen wir es dabei bewenden lassen und uns zufrieden auf die Schulter klopfen?

Erste Hinweise auf ein noch unbekanntes Virus wurden anfänglich gelassen zur Kenntnis genommen. Das änderte sich rasch. Im Laufe der ersten Monate entstand eine regelrechte Hysterie. Die Meldungen und Gerüchte überschlugen sich. Die Angaben waren kaum zu überprüfen. Weltweit überboten sich die Medien, aber auch die Wissenschaft mit Worst-Case-Szenarien. Die Politik geriet durch die überall geschürte Angst unter Druck und beschloss laufend neue, noch weiter gehende Massnahmen. Bei diesem Wettlauf, um die vermeintlich tödliche Gefahr einzudämmen, entstand sehr rasch ein hoher internationaler Druck. Es wurde in der Politik, in Talkshows, an internationalen Konferenzen und so weiter moralisiert. Entweder man zog mit und zählte zu den «moralisch Guten», oder man stellte kritische Fragen und wurde ins Lager der «Corona-Leugner» aussortiert. Die Dynamik, die aus dieser weltweiten Bewegung entstand, ist



*Sind Dialog und Demokratie von gestern?*

mir immer noch nicht geheuer. Offensichtlich kann man die Massen durch gleichlautende Meldungen völlig beeinflussen, um nicht das Wort «manipulieren» zu verwenden.

In diesem Umfeld der geschürten Angst trifft ein Wort von Friedrich Schiller den Kern. Schiller schrieb in seinem Drama «Wallenstein»: «Es ist der Fluch der bösen Tat, dass sie fortwährend Neues muss gebären.» Die Politik war – auch in der Schweiz – weitgehend faktenfrei unterwegs. Sachliche und fachliche Diskussionen waren

## *Der Gleichschritt während Corona hat unser Verständnis für Dialog und Minderheiten erschüttert.*

kaum möglich, gehandelt und entschieden wurde sehr emotional. Der aufgebaute zeitliche Druck, die Forderungen der Medien und einer breiten Öffentlichkeit führten zu immer neuen Einschränkungen oder eben zu immer neuen bösen Taten. Das übliche sorgfältige Abwägen hatte keinen Platz mehr. Ich habe dafür schon die Begriffe «Massenhysterie» und «Hypnose» verwendet, die Begriffe scheinen mir treffend zu sein. Dabei gab es während der ganzen Zeit

auch kritische Stimmen. Diese wurden kaum zur Kenntnis genommen, und Kritiker wurden ins Lager der Leugner und Schwurbler aussortiert. Wenn im Nachhinein der internationale Druck bei uns beklagt wird, ist das eine erfreuliche Einsicht und sollte nicht nur für den Gesundheitsbereich gelten. Der unkritisch übernommene Gleichschritt in den Corona-Jahren hat unsere politische Kultur, unser Verständnis von Dialog und Minderheiten erschüttert. Daraus sind Lehren zu ziehen für kommende Krisen oder neue Abkommen, die unsere Volksrechte mit Füßen treten und das demokratische Mitspracherecht aushebeln wollen. Aber warum um Himmels willen wollen genau die gleichen Leute nun noch mehr internationalen Einfluss zulassen und dazu die neuen WHO-Verträge übernehmen? Dieser Schritt zu einem weltweiten Diktat im Gesundheitswesen muss verhindert werden. Man sollte den gleichen Fehler nicht zwei Mal machen. Man könnte auch hier wieder Schiller zitieren. Das Gleiche gilt im Übrigen auch für andere internationale Abkommen, beispielsweise das Rahmenabkommen mit der EU.

Mit dem geschilderten Moralisieren, mit diesem Unterteilen in Gut oder Böse wurde in unserer Demokratie, in der alle Personen glei-

che Rechte und Pflichten haben, eine rote Linie gleich mehrfach überschritten. Das Vertrauen in unser System ging für sehr viele Bürgerinnen und Bürger verloren. Für diese Personen hat die Politik an Glaubwürdigkeit massiv eingebüsst. Leute schlossen sich zusammen, kritische Bewegungen fanden in kürzester Zeit Tausende Mitglieder. Es war die Folge eines abgrundtiefen Misstrauens gegenüber dem Staat und den Politikern. Verschwörungstheorien hatten und haben immer noch Auftrieb, eine Geschichte jagt die andere. Sie sind alle Ausdruck der Verunsicherung und Folge einer als geheimnisvoll, ja als verlogene empfundenen Kommunikation. Bundesrat und insbesondere auch die Mehrheit des Parlamentes haben Verfassung und Gesetze zurechtgebogen, nur noch das übernommen, was vermeintlich der Sache diene. Die Geringschätzung der verfassungsmässigen Rechte wird in der Bevölkerung nicht goutiert.

Ich selbst war im inneren Kreis dieser Beschlüsse. «Verschwörungstheorien» mögen vielleicht aufs Ausland zutreffen, bei uns nicht. Treiber der vielen nicht verstandenen und vielfach auch unnötigen Beschlüsse waren bei uns eher die folgenden: Man will zu den «moralisch Guten» gehören, Kritik hat man nicht gerne. Dazu kommt auch Angst – Angst, Verantwortung zu übernehmen für einen eigenständigeren Weg. Und schliesslich kommt der Glaube an die Unfehlbarkeit der Experten hinzu. Kritik und Widerspruch wurden kaum geduldet.

Aus meiner Sicht hat die Handhabung der Corona-Krise zu einem staatspolitischen Kollateralschaden geführt. Vertrauensverlust in der Demokratie ist ein Alarmsignal. Nur eine offene und kritische Auseinandersetzung mit diesen Themen kann die Glaubwürdigkeit der politischen Behörden wiederherstellen. Ich habe viele Leute kennengelernt, die sich nie mehr an Abstimmungen beteiligen wollen.

### Verschwörer, Lügner, Schwurbler

Der Alltag ist für die meisten Personen in der Schweiz wieder eingekehrt. Allerdings sprechen die Zahlen aus der Psychiatrie oder aus den Schulen eine andere Sprache. Aussortiert werden, ausgegrenzt werden, weil man eine andere Meinung hat, das wurde nicht verstanden. Von Angehörigen konnte man nicht Abschied nehmen, als Nichtgeimpfte nahe an Verbrecher gerückt zu werden, als Staatsbürger zweiter Klasse kategorisiert zu werden, vertragen nicht alle. Unsere Sprache hat Totschlagargumente entwickelt. Wer kritische Fragen aufwirft, ist ein Verschwörer, ein Staatsverweigerer, ein Lügner, ein Schwurbler usw. Ist das noch unsere Schweiz? Rufen wir uns die unantastbare Würde aller Personen in Erinnerung.

Vergessen wir nicht, die Schwächsten der Gesellschaft tragen an alldem am schwersten. Zu ihnen gehören unsere Kinder und Jugendlichen. Genau jene Gesellschaftsmitglieder, die von allen

angeblich gefördert werden. Genau diese hat man mit den Massnahmen getroffen und für Jahre geschwächt.

Leider haben die Medien ihre Rolle als vierte Kraft nur vereinzelt wahrgenommen. Im Gegenteil, sie gehörten zu den unkritischen Partygängern. Mitgegangen ist mitgegangen! Mehr will ich dazu nicht zu sagen.

Bleiben die wirtschaftlichen Folgen. Alle Staaten, auch die Schweiz, haben sich hochverschuldet. Eine finanzielle Unterstützung, um die Folgen der Einschränkungen abzufedern, war zu Beginn richtig. Aber auch hier hat vor allem das

### *Hat der Impfstoff geschützt oder nicht geschützt? Wusste man mehr und wollte es nicht sagen?*

Parlament alle Tugenden über Bord geworfen. Beschlüsse wurden ausgeweitet und weitere Schleusen geöffnet. Zu oft genügte eine nicht überprüfbare Information für neue staatliche Leistungen. Die zügellose Ausgabenpolitik während der Corona-Zeit dürfte sich in den nächsten Jahren noch mehr als Hypothek für unsere Finanzen entpuppen. Ein Dammbbruch ist erfolgt.

Noch offen sind weitere mögliche Folgekosten. Dazu gibt es im Moment zwei Stichworte: Long Covid und Covid-Impfschäden. Noch drückt man sich in der Politik um klare Antworten zu diesen Fragen. Das wiederum beflügelt die Gerüchteküche. Neue Verschwörungssachsen zwischen Politik und Pharma werden konstruiert – wiederum ein Punkt, der die Glaubwürdigkeit der Politik schwächt.

Bleibt noch die Frage von Kosten und Nutzen. War der hohe Preis für die Abfederung von

Massnahmen gerechtfertigt? Hat der Impfstoff geschützt oder nicht geschützt? Wusste man mehr und wollte es nicht sagen? Was blieb unter der Decke? Auch hier muss Licht ins Dunkel gebracht werden. Viele Leute trauen dem Staat, der Wissenschaft und der Medizin nicht mehr.

Weshalb hat die Politik auf allen Stufen den Pfad der pragmatischen Lösungsfindung verlassen und unter emotionalem und internationalem Druck entschieden? Weshalb wurden Kassandrarufer nicht beachtet? Bleibt der staatspolitische Scherbenhaufen unaufgearbeitet liegen? Sind Dialog und Demokratie von gestern? Bezahlen die Schwächsten der Gesellschaft und die Kinder und Jugendlichen die Kosten sowohl in finanzieller wie auch gesellschaftlicher, psychischer Hinsicht? Welche Rolle hatten und übernehmen die Pharmaindustrie, die Wissenschaft und die Medizin?

### Demut und Respekt

Kurz: Nach Corona bleiben mehr Fragen als Antworten. Eine Aufarbeitung aus gesamtheitlicher Sicht ist notwendig. Dazu braucht es wohl mehr als eine PUK, es braucht den Mut und Willen für eine ehrliche, pragmatische Analyse mit einer gehörigen Portion Demut und Respekt gegenüber Bürgerinnen und Bürgern und gegenüber den Eckpfeilern unseres Staates. Sowohl unabhängige Fachleute aus der Wissenschaft, der Medizin, der Psychiatrie, aber auch der Kantone müssten beigezogen werden.

Ueli Maurer war Bundesrat von 2009 bis 2022, zunächst als Vorsteher des Verteidigungsdepartements, ab 2016 als Vorsteher des Finanzdepartements. 2013 und 2019 war er Bundespräsident. Er ist Mitglied der SVP.

Brennendes Desinteresse: Seite 27



## Kartengebühren werden für KMU zunehmend zum Problem

Ab Montag, 8. April, täglich ab 17.30 Uhr auf

und ab Montag, 15. April, täglich ab 17.20 Uhr auf



[www.fokus-kmu.tv](http://www.fokus-kmu.tv) Sponsoringpartner

## MÖRGELI

### Hilfe für den Hilfflosen

Man stelle sich vor, Ignazio Cassis hätte vor den letzten Bundesratswahlen die zwei freisinnigen Vorgänger Pascal Couchepin und Kaspar Villiger zu Hilfe gerufen. Um diese beiden öffentlich versichern zu lassen, er, Ignazio Cassis, sei besser als sein Ruf, er habe nicht alles falsch gemacht und sei gewiss das kleinere Übel als seine Konkurrenten. Hätte eine solche Aktion Cassis' Position gestärkt? Ganz im Gegenteil.

In den USA indessen mussten dem schwer angeschlagenen Präsidenten Joe Biden die Amtsvorgänger Bill Clinton und Barack Obama unter die Arme greifen. Sie traten an einer Spendengala auf, damit die Dollarmillionen flossen. Wortreich vergoldeten sie Bidens schwache Leistungen und malten rabenschwarz im Fall eines Wahlsiegs des «Anderen». Sah der 81-jährige Biden angesichts dieser Unterstützung weniger alt aus? Ganz im Gegenteil. Jetzt fragt sich die Öffentlichkeit: Hat er das nötig? Steht es so schlimm um seine Kandidatur?

Während die Schönen, Reichen und Privilegierten Hunderttausende für die Biden-Gala bezahlten, trat Herausforderer Donald Trump ebenfalls in New York auf. Allerdings an den Trauerfeierlichkeiten für den jungen Polizisten Jonathan Diller. Dieser war bei einer Verkehrskontrolle durch den Insassen eines illegal geparkten Fahrzeugs erschossen worden. Trump sprach der Witwe und Mutter eines Babys sein Mitgefühl aus. Und äusserte anschliessend, dass solche Gewalt gegen die Ordnungshüter nicht hinnehmbar sei: «Wir müssen zurückkehren zu Recht und Ordnung.»

Der Mörder Guy Rivera ist zuvor schon 21-mal festgenommen und 2021 nach fünfjährigem Gefängnisaufenthalt wegen Rauschgiftdelikten entlassen worden. Die amerikanischen Städte unter demokratischer Herrschaft sind zunehmend Brutstätten der Gewalt. Die Gouverneurin von New York, Kathy Hochul, wollte ebenfalls an der Trauerfeier teilnehmen. Sie wurde aber unter grossem Applaus als Mitverantwortliche an den misslichen Sicherheitszuständen weggeschickt. Auch diese Politikerin dürfte in die Ostergeschichte eingehen: Sie hat das grösste Heuchelei gelegt.

Christoph Mörgeli

# Diplomat Irrwisch

Alt Botschafter Daniel Woker wütet gegen die SVP. Und entlarvt sich selber.

Mihajlo Mrakic

In einem Meinungsbeitrag auf dem Online-Portal Journal21.ch putzt sich alt Botschafter Daniel Woker an alt Bundesrat Christoph Blocher, der SVP und Pro Schweiz die Schuhe ab. Mit ihrem «Nationalpopulismus» würden diese Akteure die «wirtschaftliche Zukunft» und «Seele unseres Landes als europäische Drehscheibe» opfern. Das populistische Gedankengut gipfle in der Neutralitätsinitiative, in Wokers Worten: «Pro-Putin-Initiative». Diese würde bei einer Annahme die Schweiz in ihren Grundfesten erschüttern. Uns drohe wegen der «Neutralitätsfetischisten» ein ähnliches Schicksal wie den USA, sollten sich die Umfragen bewahrheiten und Donald Trump erneut zum Präsidenten gewählt werden.

### Blocher und seine «Hofschrannen»

Wokers Rundumschlag gegen die Konservativen ist ein schönes Beispiel dafür, wie aus einem Übermass von Emotionen politische Fehleinschätzungen entstehen können. Blindlings will er die Schweiz in die Europäische Union führen. Denn der Alt-Botschafter schreibt gleich zu Beginn von der Neuregelung der Beziehungen mit Europa. Er rät seinen Lesern, sich vom helvetischen Sonderweg zu verabschieden und die institutionelle Anbindung der Schweiz an die Europäische Union zu begrüssen.

Um jede Annäherung an Europa zu verunmöglichen, habe Blocher mit seinen «Hofschrannen» die Neutralitätsinitiative lanciert, unterstützt von fehlgeleiteten Idealisten. Dies komme einer Kapitulation vor dem Aggressor gleich. Denn die Wirtschaftssanktionen gegen Russland seien auch «moralisch unumgänglich». Die Aufnahme der «immerwährenden Neutralität» in die Verfassung würde darüber hinaus unseren aussen- und sicherheitspolitischen Handlungsspielraum einschränken.

In diesem Zusammenhang legt Woker unfreiwillig seine Absichten offen. Dass die Neutralität uns davon abhält, an EU und Nato anzudocken, ist ihm und anderen Neutralitätsgegnern ein Dorn im Auge. Deshalb möchten sie diese abschaffen. Doch die Neutralität hat sich bewährt und ist für einen Kleinstaat

die einzig vernünftige Politik. Sie hat die Eidgenossenschaft über 200 Jahre vor einem Krieg bewahrt. Ihr Zweck besteht darin, die Politiker einzuschränken, damit diese die Schweiz nicht in einen Krieg verwickeln können. Nur eine neutrale Schweiz kann, wenn überhaupt, zum internationalen Frieden beitragen.

Die Neutralität steht im Kontrast zur gescheiterten Konfrontations- und Sanktionspolitik, die den Krieg ausgeweitet und kein einziges ihrer Ziele erreicht hat. Russlands Exporteinnahmen sind gestiegen, Putin ist kein verurteilter Kriegsverbrecher, sitzt immer noch im Kreml, die Ukraine kann aus eigener Kraft militärisch nicht gewinnen. Statt das Offensichtliche einzusehen und zur schweizerischen Neutralität zurückzukehren, ist Woker entschlossen, an einer misslungenen Strategie festzuhalten, bei welcher die Schweiz in allen Konflikten der Welt Stellung beziehen muss. Definiert man so Idealismus?

Liebe ist...



...beruhigend.

# Ermotti und Co. so unfehlbar wie Päpste?

Gratis-Staatsgarantie für Boni-Kings. Die Politik ist selber schuld.



**D**ie UBS hat den Untergang der Credit Suisse kommen sehen. Im Gegensatz zu Ueli Maurer, Thomas Jordan und der Finma.

Die UBS hat sich auf diese Übernahme vorbereitet. Als es so weit war, verlangte sie vom Bund und von der Nationalbank – sicher ist sicher – Bürgschaften in der Höhe von 252 Milliarden Franken.

Es hätte schiefgehen können, wenn die Amerikaner auch die UBS hätten versenken wollen. Sonst hätte es die Bürgschaften nicht gebraucht.

Der Bundesrat und die Finanzdelegation der eidgenössischen Räte stimmten diesem Deal ohne jede Auflage zu. Zumindest in Sachen Boni hätte man da den einen oder anderen Riegel schieben müssen.

Nach etwas Aufregung haben sich die Wogen geglättet. Die Bürgerlichen – vorab die SVP – sind wieder in den Speichelleckermodus zurückgefallen. Eine Meisterleistung von Sergio Ermotti.

Auch bei «Gredig direkt» wurde Ermotti mit Samthandschuhen gestreichelt. Keine Frage nach der Gratis-Staatsgarantie. Keine Frage nach seinem Lohn, seinen Boni. Kuscheljournalismus zum Fremdschämen.

Wir stimmen am 9. Juni über die SP-Initiative zur Prämienreduktion ab. Der Preisüberwacher will einen eigenen Inflationsindex ins Netz stellen, der die Belastungen durch die ständigen Explosionen der Krankenkassenprämien korrekt widerspiegelt. Ist langsam an der Zeit.

Jeden Tag jammert die NZZ über mehr Sozialstaat. Das Hauptproblem der Schweiz ist der Unsozial-Staat, der mit 500 Milliarden Franken haf-

ten muss, wenn Ermotti oder seine Nachfolger die UBS an die Wand fahren.

Der Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann ist ein unverdächtiger Zeuge. Warum? Er rückt immer weiter nach rechts. Leider. Für Straumann ist klar: Alle fünfzehn Jahre kommt es zu einer Bankenkrise, weil die Banker den Elefanten im eigenen Wohnzimmer übersehen. Bank Bär und Benko lassen grüssen.

Ermotti und seine Nachfolger sind genau so wenig unfehlbar wie die Päpste in Rom. Wer will, kann aus der Kirche austreten. Geht bei der Gratis-Staatsgarantie nicht. Alle haften, wenn die Amerikaner dies wollen. Sie sind die wahren fremden Richter, nicht die EU.

Ermotti kassiert für neun Monate 14,3 Millionen Franken. Diese Meldung treibt die Bürgerlichen auf die Palme. 88 Prozent der Leserinnen und Leser des *Blicks* finden: «Der Lohn ist viel zu hoch, das darf so nicht weitergehen.»

O-Ton Thierry Burkart: «Gerade bei Banken, deren Geschäftsrisiken faktisch die Bevölkerung trägt, wäre mehr Bescheidenheit angebracht.»

*Es hätte schiefgehen können, wenn die Amerikaner auch die UBS hätten versenken wollen.*

Und der abgewählte Ständerat Thomas Minder meldet sich aus dem Funkloch Schaffhausen: «Ermotti hat noch gar nichts erreicht.» Lächerlich.

Boni sind die Kinder des Freisinns. Und Minder liess sich von der SVP über den Tisch ziehen.

Ermotti hat in den letzten Monaten der Schweiz wiederholt gedroht: Die UBS könnte

ihren Sitz auch in die USA verlegen, wenn man sie daran hindern wollte, weiter zu wachsen. Vielleicht müssen wir diese Drohung als Chance begreifen, weil die UBS für die kleine Schweiz ein zu grosses Risiko darstellt. Und die Mega-Bank wie Saatkrähen vergrätzen. Wie? Ganz einfach, mittels Gesetz: Wer als Bank eine Bilanzsumme von mehr als 250 Milliarden Franken aufweist, muss über 30 Prozent Eigenkapital aufweisen. Zwecks Risikoverminderung. Und schon zügelt die UBS.

Wir haben ja bei Gott genug andere Banken, die noch so gerne jene UBS-Kundinnen und -Kunden übernehmen, die mit ihren Konten verständlicherweise nicht mit in die USA auswandern wollen.

**E**rmotti ist der Raketenmann, der absehbar der Krankenkassen-Initiative der SP zum Durchbruch verhelfen wird. Trotzdem bleibt die Frage im Raum: Wie finanziert die Schweiz – wenn es so weit ist – die 13. AHV-Rente und die Begrenzung der Prämien auf 10 Prozent?

Kit Juckes plädiert in der *Handelszeitung* für einen Staatsfonds nach norwegischem Vorbild. Um so den allzu starken Schweizer Franken zu schwächen.

Konkreter: Die Nationalbank hat ein Vermögen von mehr als 800 Milliarden Franken. Man lege davon 500 Milliarden in einen Staatsfonds. Damit könnten wir locker jene dreizehn Milliarden pro Jahr erwirtschaften, die Elisabeth Baume-Schneider auch dank Ermotti nächstens brauchen wird.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

---

# Marsch der Strom-Träumer

Albert Röstis Mantelerlass schlängelt sich der gescheiterten Energiestrategie 2050 entlang. Wann endlich erwachen Bundesrat und Parlament?

Hubert Mooser

Bern

**B**eschwörend sprach Bundesrat Albert Rösti im vergangenen Jahr im Parlament über drohende Stromlücken im Winter: «Egal, was in der Vergangenheit war: Wir brauchen in diesem Land sehr rasch mehr Strom, insbesondere mehr Winterstrom.» Der Berner will das Land mit dem Gesetz für eine sichere Stromversorgung mit erneuerbaren Energien, auch als Mantelerlass bekannt, gegen eine drohende Stromlücke wappnen.

Die Übung soll die Voraussetzungen schaffen, um rasch mehr Strom aus erneuerbaren Energiequellen wie Wasser, Sonne, Wind, Biomasse und Geothermie zu produzieren. Das reduziere die Abhängigkeit von Energieimporten und das Risiko von kritischen Versorgungslagen, betont Rösti bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Am 9. Juni werden wir darüber an der Urne abstimmen.

## Rösti setzt aufs Prinzip Hoffnung

Manchmal hört sich der Energieminister jedoch an, als sei er selber nicht mehr ganz sicher. So gab er vor kurzem gegenüber den Zeitungen des CH-Media-Verlages zu verstehen: «Der Ausbau von Wasserkraft, Wind und Solar wird uns die nächsten zehn bis fünfzehn Jahre hoffentlich vor einer Mangellage bewahren.» Hoffentlich? Das Prinzip Hoffnung als Handlungsmaxime?

Die eigene Basis konnte er damit nicht überzeugen. Die SVP-Delegierten verweigerten ihm am 23. März in Langenthal BE die Gefolgschaft. Es war eine bittere Heimgniederlage für den Berner gegen seine parteiinterne Widersacherin, SVP-Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher. Sie kanzelte das Gesetz als «Bschiss» ab. Man gebe vor, bei den alternativen Energien (Wind, Sonne usw.) etwas zu machen. Dies werde nicht funktionieren, sondern teuer werden und dem Land viele Probleme bescheren. Flapsig gab Rösti zurück, sie habe die Vorlage wohl nicht richtig gelesen.

Tatsächlich ist aber bereits der Titel eine Irreführung der Stimmbürger. Er weckt den Eindruck, dass wir unseren wachsenden Strombedarf in Zukunft allein mit Wasser, Wind und



«Egal, was in der Vergangenheit war»: SVP-Energieminister Röstli.

Sonne sicherstellen können. «Das ist allenfalls eine Wunschvorstellung», warnte der Walliser SVP-Nationalrat Michael Graber im Nationalrat.

Ohne Weiterbetrieb der bestehenden Atommeiler über das «Verfalldatum» hinaus funktioniert Röstis Plan nicht. Beim Stromkongress im Januar bedrängte der Bundesrat darum die

Energiekonzerne: «Die bestehenden Werke sollten unbedingt sechzig Jahre laufen.» Und er versprach Unterstützung für den Fall, dass die Betreiber die nötigen Investitionen in die Sicherheit nicht stemmen könnten. Wir werden zudem auch in Zukunft rund 20 Prozent des steigenden Stromverbrauchs mit Importen decken müssen.



In den kommenden zwanzig bis dreissig Jahren ist auch keine Vollversorgung mit Strom aus Solar- und Windenergie möglich. Dazu schwanken diese Energieträger zu stark in der Leistung. Es braucht Ersatzkraftwerke zur Stabilisierung der Übertragungsnetze, wenn zu viel oder zu wenig des erneuerbaren Stroms die Leitungen belastet. Man muss zwei parallele Stromversorgungssysteme betreiben. Das ist teuer. Statt die richtigen Fragen zu stellen nach einer bezahlbaren, zuverlässigen Energieversorgung, blieb man wieder auf den falschen Antworten sitzen.

### Sogar Sommaruga sieht's ein

Die Energiestrategie 2050, an der auch Röstis Mantelerlass entlangschlängelt, ist Planwirtschaft pur und funktioniert nicht. Das gab sogar Röstis Vorgängerin Simonetta Sommaruga zu. «Für mich war rasch klar, dass die Energiestrategie 2050 auf die Frage der Förderung der erneuerbaren Energien ungenügende Antworten gibt, gerade im Hinblick auf die Versorgungssicherheit.» Bundesrat und Parlament haben das Dilemma auf ihre Weise gelöst. Sie setzten noch ambitioniertere Ausbauziele für die alternativen Energieträger, als sie Doris Leuthard in ihrer Stromwende 2017 vorgesehen hatte und die man in Fachkreisen als schwer erreichbar bewertete. Der Mantelerlass ist die Festschreibung der planwirtschaftlichen Fehler aus der Vergangenheit.

Der grösste Teil handelt davon, wie sich eine allfällige Stromlücke im Winter schliessen lässt. Er enthält verbindliche Zielwerte zum Ausbau von Wasser-, Solar- und Windenergie – 35 Terawattstunden (TW) bis 2035 und 45 Terawattstunden (heute ca. 5 TW) bis 2050 für Sonne, Wind, Erdwärme und Biomasse. Für die Wasserkraft gelten die Zielwerte 37,9 TW bis 2035 und 39,2 TW (heute ca. 35 TW) bis 2050. Zum besseren Verständnis: Zwei Terawattstunden entsprechen etwa der Jahresleistung des Grande-Dixence-Stausees. Bei Sonne und Wind bedeutet Röstis Plan fast eine Verdreifachung der Ausbauziele, der die Stimmbürger 2017 mit dem Ja zur Energiewende zugestimmt haben.

Wie schon 2011, beim Ausstieg aus der Atomenergie nach dem AKW-Unglück im japanischen Fukushima, trafen Bundesrat und Parlament auch jetzt wieder einschneidende Entscheide im Krisenmodus. Die Beratung erfolgte 2022 unter dem Eindruck des Krieges in der Ukraine, der damit verbundenen unsicheren Gaslieferungen, explodierender Strompreise und einer hochstilisierten Strommangellage im kommenden Winter. Der Unterschied zur Planung von vor fast dreizehn Jahren: Damals lag der Fokus nur auf dem noch halbwegs fassbaren Ausstieg aus der Kernenergie. Dafür wurden auch keine neuen Konzepte erarbeitet, man zog dafür einfach ein paar alte Pläne aus der Schublade.

Inzwischen ist die Ausgangslage komplexer geworden: durch die horrenden Bevölkerungszunahme, die Digitalisierung, die beschlossene

Dekarbonisierung (Verzicht auf Gas und Öl) mit dem Netto-null-Ziel. Um dem habhaft zu werden, machten sich Bundesrat und Parlament die Konzepte linksgrüner Kreise zu eigen. Die Schweizerische Energiestiftung (SES) jubelte denn auch nach Entscheiden im Parlament: Das Ausbauziel bei Sonne und Wind bis 2035 entspreche genau einer Forderung, die die SES im Frühling zusammen mit der Umweltallianz platziert habe. Unsere Energiezukunft wird von NGO-Aktivist\*innen geprägt und nicht von Stromfachleuten, Technikern oder Wissenschaftlern.

Wie viel am Ende tatsächlich an Wasser-, Solar- und Windkraft zugebaut werden kann, bleibt fraglich. Damit man schneller vorwärtskommt, hat man im Umweltrecht viele Hindernisse aus dem Weg geräumt. Kommt es zu einem Konflikt, hat die Energieproduktion Vorrang vor dem Umweltschutz. Entscheide der lokalen Bevölkerung werden ignoriert, Volksrechte werden massiv eingeschränkt, und die Verfahren

### Unsere Energiezukunft wird von Aktivist\*innen geprägt, nicht von Technikern und Wissenschaftlern.

sollen beschleunigt werden. Dabei zeigen die Erfahrungen der letzten Jahre, dass bei der Windkraft und auch bei den hochalpinen Solaranlagen der Widerstand gross ist.

### Das Preisschild fehlt

Mit der Zustimmung zum Mantelerlass sollen wir dem Bundesrat obendrein eine Art Blankoscheck erteilen. Die Kosten dieses Planungssinns haben die Regierung und das Parlament nämlich elegant umschifft und dazu keine Transparenz geschaffen. Als wäre der Ausbau zum Nulltarif zu haben, erklärte Rösti, vorläufig seien keine zusätzlichen Abgaben nötig. «Der Netzzuschlagfonds ist gut gefüllt. Genügend Mittel liegen bereit, um die bestehenden Projekte zu finanzieren.» Um dann weiter auszuführen: «Wir möchten aber, dass eine Verschuldung möglich ist.» Man werde dann sehr rasch eine allfällige Erhöhung des Netzzuschlagfonds beantragen – als Folge davon werden die Stromtarife noch mehr in Höhe schiessen.

Barbara Tuchmans legendäres Buch «The March of Folly», auf Deutsch «Die Torheit der Regierenden», beschreibt, wie Regierungen eine Politik betreiben, die ihren Interessen diametral zuwiderläuft, und Niederlagen auf jahrzehntelange Fehlentscheide zurückgehen. Obwohl den Entscheidungsträgern bewusst ist, dass es schiefgehen wird, schaffen sie es nicht, die drohende Gefahr abzuwenden. Dieser Trend zeichnet sich auch bei unserer Energiepolitik ab. Obwohl ein Scheitern absehbar ist, reihen sich Bundesrat und Parlament in den «Marsch der Narren» ein, wie man den «The March of Folly» auf Deutsch auch übersetzen könnte.

## ABSTIMMUNGEN

### Rösti verliert Support von Fehr Düsel

Eine Vorkämpferin für das Stromgesetz hiess Nina Fehr Düsel. Die Zürcher SVP-Nationalrätin wurde bis jetzt prominent im Pro-Komitee aufgeführt. Die Vorlage will Schutzvorschriften gezielt lockern, damit Wasserkraft, Wind- und Solarenergieprojekte vorangebracht und einfacher realisiert werden können. Abgestimmt wird am 9. Juni.

Ihr Engagement löste bei den Gegnern des Dekrets Konfusion und Unverständnis aus. Die Juristin hat in ihrem Wohnort Küsnacht einen Vorstoss eingereicht. Die Initiative verlangt, dass Windräder mindestens 700 Meter von Wohnhäusern entfernt stehen müssen. Derzeit sieht der Kanton einen Mindestabstand von lediglich 300 Metern vor. Die Goldküstengemeinde stimmt im Dezember über das Anliegen ab.

Fehr Düsel ist offenbar damit einverstanden, dass der Bund die Rechte der Kantone und Gemeinde beschneidet, vor ihrer Haustür dann aber doch nicht. Von der *Weltwoche* auf die sonderbare Haltung angesprochen, macht sie einen Rückzieher: «Ich bin nochmals über die Bücher gegangen bei meiner Meinung zum Mantelerlass, denn die Demokratie muss für mich in jedem Fall gewahrt bleiben.» Sie habe beschlossen, aus dem Ja-Komitee auszutreten. Und weiter: «Die Gemeinden sollen das letzte Wort haben.»

Sie sei aufgrund weiterer Abklärungen zum Schluss gelangt, dass dies allenfalls nicht in jedem Fall zutreffe – insbesondere wenn der Bundesrat solche Anlagen als «im nationalen Interesse» deklarieren. «Ich vertraue Bundesrat Rösti, dass er Gemeindeentscheide in jedem Fall respektieren wird, wie er auch klar festgehalten hat – aber wie wäre das bei einem Nachfolger, einer Nachfolgerin?»

Marcel Odermatt



Windräder in Küsnacht, nein! Fehr Düsel.

# Dackel Löwenherz

Lang lebe der eingebildete König aller Hunde.

Wolfgang Koydl

**D**a sind sie aber an den falschen Hund geraten, da oben in Berlin im Landwirtschaftsministerium des Grünen Cem Özdemir. Ausgerechnet am Dackel wollen sie ein Exempel statuieren. Allein das zeigt schon, dass diese Bürokraten wenig von Hunden und schon gar nichts von dieser Rasse verstehen.

Er mag zwar putzig aussehen auf seinen kleinen, krummen Beinen und mit diesem Blick, ach, diesem Blick, der Steine zum Schmelzen bringen kann (wenngleich keine Bürokratenherzen). Aber hinter dieser vermeintlich harmlosen Fellfassade verbirgt sich eine Kämpfernatur, die den Mut eines Molossers mit der Hartnäckigkeit eines Terriers und der Intelligenz eines Pudels vereint. Daher muss man sich keine Sorgen machen, der Dackel wird auch diese Herausforderung siegreich meistern.

## Mut und selbständiges Denken

Diese Herausforderung ist eine Novelle des Tierschutzgesetzes, die – logisch zu Ende gedacht – den Dackel vom Angesicht der Erde verschwinden liesse wie einst die Dinosaurier. Und dies eingefädelt von denselben Leuten, die ansonsten überall das Artensterben beklagen. Das Gesetz will Qualzuchten den Riegel verschieben, also speziellen Züchtungen, die Hun-

den lebenslanges Leiden verschaffen, wie etwa Atemnot bei Möpsen oder Bulldoggen.

Bei Dackeln ist es der Körperbau – langer Leib, kurze Beine –, der im Alter zu Bandscheibenvorfällen führen kann. Aber nicht zwingend muss. Für die klassische Dackelform gibt es sogar eine mathematische Formel: Widerristhöhe multipliziert mit Faktor 1,7 ergibt Länge des Hundes. Ein 25 Zentimeter hoher Dackel darf demnach höchstens 42,5 Zentimeter lang sein.

Als ob die geringe Körpergrösse je das Selbstbewusstsein eines Dackels angekränkelt hätte. Er hält sich für den Grössten. Wer das abschätzig Napoleon-Komplex nennt, liegt gar nicht mal so falsch. Der Franzosenkaiser hielt sich zeit seines Lebens Dackel, und einen davon nannte er sogar Napoleon, weil er ihn an sich selbst erinnerte – körperlich, aber auch charakterlich.

So wie auch Bonaparte nie einen Befehl angenommen hätte, so wenig tut das auch der Dackel. Ausser er hält ihn für sinnvoll. Ansonsten gilt, was die Bayern über ihn sagen: Er folgt aufs Wort. Sagt man ihm «Gehst jetzt her oder ned», kommt er gleich angedackelt. Oder eben nicht. Kein Wunder, dass der Dackel als typisch bayerischer Hund gilt, nicht erst seit den Olympischen Spielen 1972, die einen Waldi zum Maskottchen erhoben. Später ermittelte

Dackel Oswald an der Seite des Münchner «Tatort»-Kommissars Veigl.

Mut, Selbstbewusstsein und selbständiges Denken sind die Voraussetzung, dass der Dachshund seine Aufgabe bei der Jagd erfüllt. Klein und geschmeidig dringt er in Dachs- und Fuchsbauten ein, um deren Bewohner ans Tageslicht zu scheuchen. Einmal unter der Erde, ist er auf sich allein gestellt, kein Kommando seines Herrchens erreicht ihn mehr. Diesen Individualismus soll er abstreifen, nur weil er einem Menschen gegen-

*Das Dackelverbot wird eingefädelt von denselben Leuten, die ansonsten überall das Artensterben beklagen.*

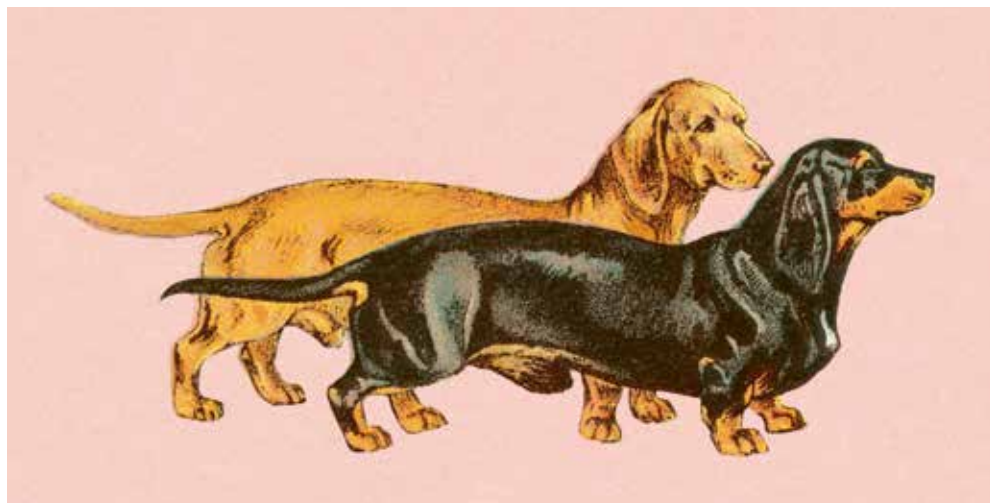
übersteht? Das verbieten ihm seine Ehrlichkeit und sein Selbstwertgefühl. Er ist charakterstark und wesensfest. Wer das stur nennt, hält sich eine Katze oder einen Bernhardiner.

Ur-Dackel wurden schon von den Kelten gezüchtet. Sie nannten sie Bracken und richteten sie für die Jagd ab. Doch erst im 18. Jahrhundert mendelte sich allmählich jene Form heraus, die Angelsachsen liebevoll Wiener oder Sausage Dog nennen und der vermutlich Pate stand für den Hotdog. Vorübergehend als spiessige Lebendvariante des Wackeldackels auf der Hutablage des Autos abqualifiziert, erfreut sich die Rasse wieder steigender Beliebtheit.

Frühere Dackelhalter sind ein illustres Who's who: Kaiser Wilhelm liess seinen Erdmann in einem Ehrengrab bestatten. Pablo Picasso, David Hockney, Andy Warhol und Max Liebermann verewigten ihre Lieblinge auf Bildern, und Japans Fussballteam nahm ein Dackel-Maskottchen mit zur WM 2006. Sein Name: Erwin Rommel. Aber auch das hat der Hund überlebt.

## Vorstellung von der Machtlosigkeit

Am besten formulierte es wohl der britische Schriftsteller George Mikes: «Die genaueste Vorstellung von der Machtlosigkeit des Menschen haben sicher Gott und der Dackel.» Auch von der Machtlosigkeit der Berliner Ministerialbürokraten.



*Er hält sich für den Grössten.*

# Fröhlich gegen Normen

Er war 18, sie 42: Die britische Künstlerin Sam Taylor-Johnson ist zu beneiden.

**I**m Film «When Harry Met Sally...» mögen die meisten Leute den Moment am liebsten, in dem Sally in einem Restaurant genüsslich einen Orgasmus vortäuscht, worauf eine ältere Kundin – gespielt von Estelle Reiner, der Mutter des Regisseurs – der Bedienung sagt: «Ich möchte dasselbe wie die da!» Angesichts des gegenwärtigen Lebens der Filmregisseurin Sam Taylor-Johnson dürften viele Frauen eines gewissen Alters etwas Ähnliches empfinden.

Sie war die Tochter einer alleinerziehenden Mutter, ging auf eine Kunstschule und wurde mit dreissig an der Biennale von Venedig als vielversprechendste junge Künstlerin ausgezeichnet. Früh schon zeichnete sich ab, was ihre künstlerische Raison d'être war: schöne junge Männer dazu zu bewegen, Dinge zu tun, die sie in der Regel nicht in der Öffentlichkeit tun würden. So zeigte sie in ihrem Videoporträt «David» den schlafenden David Beckham und in «Crying Men» weinende Filmstars von Paul Newman bis Jude Law. Nie zuvor hatte sich der weibliche Blick so unverschämt offenbart.

## Ihr Mann, der nächste James Bond?

2008 trug man ihr an, die Regie des Biopics über John Lennon, «Nowhere Boy», zu übernehmen. Dieses Regiedebüt war spektakulär und selbstsicher, was sich in weniger positivem Sinn auch über ihre gräuliche Verfilmung von «Fifty Shades of Grey» sagen lässt. Doch selbst in diesem Fall machte Taylor-Johnson eine gute Figur, denn erstens hatte sie Regisseure wie Gus Van Sant und Stephen Soderbergh aus dem Feld geschlagen, zweitens erhielt sie Unsummen dafür, dass sie Jamie Dornan vorschreiben durfte, was er in unbekleidetem Zustand alles zu tun hatte, und drittens weigerte sie sich, die Fortsetzung zu drehen. Ihr nächster Film – ein Biopic über Amy Winehouse – hört sich wieder eher wie ihr Ding an.

Taylor-Johnson gehört zu den wenigen Leuten, die mit Fug «My Way» singen könnten. In jungen Jahren heiratete sie einen reichen Mann, mit dem sie zwei Kinder hatte;



*Nie zuvor hatte sich der weibliche Blick so unverschämt offenbart: Regisseurin Taylor-Johnson.*

sie überlebte Brust- und Darmkrebs; und sie heiratete den schönen Schauspieler Aaron Johnson, den sie anlässlich ihres ersten Films kennenlernte, als er 18 war und sie 42. Sie heirateten 2012, hatten ihrerseits zwei Kinder und scheinen äusserst glücklich zu sein. Auch damit verstösst Taylor-Johnson fröhlich gegen gängige Normen, vor allem in Hollywood, wo die Kombination von junger weiblicher Schönheit mit angegrauter männlicher «Reife» auf der Leinwand ebenso wie abseits gang und gäbe ist.

Wenn Frauen «zu viel» oder «alles» zu haben scheinen, hoffen die Hasser, der jeweilige Partner werde sich in den Schatten gestellt fühlen und sich anderswo Bestätigung suchen. Doch das ist weniger wahrscheinlich denn je, nun, da Aaron Taylor-Johnson als möglicher nächster James Bond gehandelt wird. Insofern möchte ich im Hinblick auf Sam Taylor-Johnson ebenfalls sagen: «Ich möchte dasselbe wie die da!»

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

# Die hohe Kunst der Neutralität

Serbien steht vor einem historischen Entscheid: EU-Unterordnung oder Russland-Annäherung. Präsident Aleksandar Vucic versucht, den schmalen Grat der Unabhängigkeit zu beschreiten.

*Srdja Trifkovic*

Die meisten in der Geschichte bekannten Meister der Aussenpolitik standen im Dienste der Grossmächte. Natürlich erfordert es viel Geschick und Fingerspitzengefühl, um den staatsmännischen Rang eines Richelieus, Metternichs oder Bismarcks zu erreichen. Aber es hilft sehr, über die Instrumente eines grossen, mächtigen Staates verfügen zu können.

Es sind die Führer kleiner und schwacher Länder, die sich einem viel härteren Fähigkeitstest stellen müssen, insbesondere wenn sie an mehreren Fronten mit zahlreichen Herausforderungen konfrontiert sind. Das richtige

*Vucic scheut sich davor, auf Druck des Westens Sanktionen gegen Russland zu verhängen.*

Gleichgewicht zwischen seinen Zielen und Mitteln zu finden und die begrenzten Ressourcen eines kleinen Landes optimal auf konkurrierende Prioritäten aufzuteilen, ist der Test für die Fähigkeiten eines wahren Staatsmannes. Seine Leistungen bleiben oft unzureichend bekannt, da die Folgen seines Handelns für den Rest der Welt von begrenzter Bedeutung sind. Im 20. Jahrhundert fallen mir die Beispiele des Iren Eamon De Valera und des Portugiesen António Salazar ein.

Ein vergleichbares und möglicherweise noch ergreifenderes Beispiel liefert in unserer Zeit der serbische Präsident Aleksandar Vucic. Er steht vor drei miteinander verbundenen und gleichzeitigen Herausforderungen.

1 — Der Westen verlangt von Vucic, die Beziehungen zu Pristina zu normalisieren. Dies ist ein klarer Euphemismus für die Anerkennung der Unabhängigkeit durch Belgrad der seit 1999 von der Nato besetzten Südprovinz Serbiens, die 2008 einseitig ihre Unabhängigkeit proklamierte. Der Rechtsanspruch Serbiens ist in der Resolution 1244 des Uno-Sicherheitsrates verankert, die die drei westlichen Vetomächte dauerhaft gelten lassen.



*Test für den wahren Staatsmann: Politiker Vucic.*

Gleichzeitig haben sie mutwillig gegen diese Regeln verstossen, während China und Russland sie strikt aufrechterhalten. Wie Vucic oft betont hat, ist es der Gipfel westlicher Heuchelei, die Souveränität und territoriale Integrität der Ukraine als unantastbar zu betrachten, die Souveränität und territoriale Integrität Serbiens jedoch mit Hingabe zu verletzen.

2 — Der Westen drängt Vucic, die Revision des Dayton-Abkommens zu akzeptieren, das seit 1995 den Frieden in Bosnien-Herzegowina sichert. Das vom illegal ernannten «Hohen Repräsentanten» Christian Schmidt aus Deutschland vorgeschlagene Massnahmenpaket würde de facto die Zerstörung der Republika Srpska bedeuten. Eine solche aufgezwungene Unitarisierung zugunsten der Muslime würde Bosnien-Herzegowina und die Region destabilisieren und die Situation wieder an den Anfang bringen, nämlich zum Kriegsausbruch 1992.

3 — Der Westen erwartet von Vucic, sich den EU-Sanktionen gegen Russland anzuschliessen, obwohl Serbiens Weg zur Integration völlig ins Stocken geraten ist und das Land bei einer solchen Entscheidung enorme unkomensierte Verluste erleiden würde.

## Widerstand ist notwendig

In allen drei Punkten herrscht unter den Serben ein bemerkenswertes Mass an Einigkeit darüber, dass Widerstand nicht nur möglich, sondern absolut notwendig ist. Sogar die prowestlichen Parteien, die bei den Parlamentswahlen im Dezember knapp über 20 Prozent der Stimmen erhielten, sind mit ihrer wahren Position eher zurückhaltend.

Um die missliche Lage von Vucic und Serbien zu verstehen, ist ein kurzer historischer Rückblick erforderlich.

In den Jahren 1989 bis 1991 brach der sowjetische Monolith plötzlich und schnell zu-

sammen: Das westliche Bündnis ging als Sieger hervor. George Kennans Konzept der langfristigen Eindämmung, das erstmals im berühmten «Langen Telegramm» von 1946 dargelegt und ein Jahr später in der Truman-Doktrin verankert wurde, erwies sich somit als eine der erfolgreichsten geopolitischen Strategien der Geschichte.

In den folgenden vier Jahrzehnten genoss Jugoslawien nach dem Bruch mit den Sowjets im Jahr 1948 eine recht komfortable Nische zwischen den rivalisierenden Allianzen. Seine Politik der Blockfreiheit passte zu Titos tiefgreifender Eitelkeit und brachte viele wirtschaftliche und politische Vorteile mit sich. Doch es funktionierte nicht: Das Land erlebte in den letzten zwei Jahrzehnten seiner Existenz tatsächlich eine Reihe von Krisen, allerdings wurde es von beiden Supermächten während des Kalten Krieges in Ruhe gelassen.

Aus Gründen, die noch nicht vollständig geklärt sind, entglitt der Nato die Kontrolle. Kennan warnte gegen Ende seines langen Lebens davor, dass die Expansion der Nato-Allianz der schlimmste Strategiefehler in der Geschichte der USA war. Kennan, ein begeisterter Unterstützer der Nato während des Kalten Krieges, verstand, dass eine expansive Nato Russland in eine defensive Haltung zwingen würde; er sagte genau voraus, dass dies wieder zu einer Stimmung des Kalten Krieges in den Ost-West-Beziehungen führen würde. Die darauffolgenden Ereignisse, die im amerikanischen Stellvertreterkrieg in der Ukraine gipfelten, gaben ihm recht.

Jugoslawien geriet sofort an einen Scheideweg. Zur Zeit von Bill Clintons Kosovo-Krieg gegen Serbien vor einem Vierteljahrhundert (24. März bis 7. Juni 1999) hatte die Nato sich zu einem Werkzeug des globalistisch-hegemonistischen Duopols in Washington entwickelt und suchte verzweifelt nach einer neuen Mission in der Welt nach dem Kalten Krieg. Es war ein Krieg der nackten, unprovokierten Aggression. Die Argumente sind wohlbekannt. Der Prozess erinnerte ein wenig daran, wie Athen seine Führungsrolle in der griechischen Welt während der Perserkriege in einen Versuch umwandelte, in den folgenden Jahrzehnten die panhellenische Hegemonie anzustreben.



Eine Folge der Metamorphose der Nato ist, dass das Bündnis nun einen deutlich sowjetischen Charakter hat. Das strategische Konzept 2022 enthielt rein ideologische Hinweise auf «die Herausforderungen des Klimawandels» und «die Bedeutung von Geschlechterperspektiven für die Sicherheit von uns allen». Gleichzeitig konnten die USA ihren europäischen Verbündeten eine strengere Disziplin aufzwingen, als es die UdSSR mit ihren Satelliten vor 1989 jemals geschafft hatte. Eine bemerkenswerte Ähnlichkeit der heutigen Nato mit dem Warschauer Pakt von einst ist die Kluft zwischen der offiziellen Rhetorik,



monolithisch pompös, und der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Realität Europas.

Wie mir kürzlich ein prominenter Belgrader Analyst sagte, könnte die offensichtliche Bereitschaft des «alten Europa», sich selbst zu schaden, um Russland zu schaden, als fehlgeleitet und dennoch rational angesehen werden, wenn sie auf einer klaren Strategie beruhte, einen günstigen Ausgang des Krieges in der Ukraine zu erzwingen – aber eine solche Strategie gibt es nicht, und die Serben sind sich dessen durchaus bewusst.

Aleksandar Vucic sieht das natürlich. Er scheut sich daher davor, dem Druck des Westens zu diesem späten Zeitpunkt nachzugeben und Sanktionen gegen Russland zu verhängen. Solange die Nato sich weigert, auch nur über eine diplomatische Lösung des Konflikts nachzudenken, besteht für ihn kein Anreiz dazu. Es gibt kein westliches Paket, das Serbien hilft, seine Verluste auszugleichen, sondern nur die Forderung, sich

anzuschließen und die damit verbundenen Folgen zu ertragen.

Dies mag im hobbesschen Sinne erklärbar gewesen sein, während der Krieg für Russland schlecht lief. Heute ist dies eindeutig nicht mehr der Fall. Der ehemalige Spitzenberater des Pentagons und pensionierte Oberst der US-Armee, Douglas Macgregor, hat wiederholt eine düstere Einschätzung der westlichen Aussichten in der Ukraine abgegeben. Macgregor, ein hochrangiger Beamter unter dem ehemaligen Präsidenten Donald Trump, sagt immer wieder, dass praktisch alles vorbei sei. Ähnliche Warnungen gibt es auch vom Doyen der amerikanischen Geostrategie, Edward Luttwak, der vorschlägt, dass der Krieg mit einem Kompromiss enden sollte, auch wenn dieser «schwach und verachtenswert» sei. Der weltberühmte Ökonom Jeffrey D. Sachs bezeichnete die Ukraine als «die jüngste neokonservative Katastrophe», die zu «einem weiteren geopolitischen Debakel» für die USA führen werde.

### Ausserhalb bleiben

Im zweiten Viertel des 21. Jahrhunderts steht Serbien vor einer historischen Entscheidung. Die Welt steht vor einer neuen Teilung. Auf der einen Seite stehen die Nato und ihre vier Partner im asiatisch-pazifischen Raum (Australien, Japan, Neuseeland, Südkorea) – etwa ein Achtel der Weltbevölkerung und knapp die Hälfte ihrer Wirtschaft – und auf der anderen Seite diejenigen, die die hegemonistische Ordnung ablehnen, praktisch der Rest der Menschheit.

Erschwerend kommt hinzu, dass die neue globale Nato, genau wie ihr Vorgänger im Warschauer Pakt, ideologisch starr ist und abweichende Meinungen nicht toleriert. Was die Nato in ihrem strategischen Konzept als Herausforderung für «unsere Interessen, Sicherheit und Werte» bezeichnet, umfasst nun auch den Widerstand gegen die gesamte Bandbreite der Dogmen der Wokeness, einschliesslich Transgenderismus und des LGBTQ-Alphabetkults. Auch Washington und Brüssel sind zunehmend entschlossen, jede Nichtakzeptanz ihrer Gebote als Herausforderung zu betrachten.

Die Serben möchten inzwischen mit deutlicher Mehrheit ausserhalb dieses «Wertebündnisses» bleiben. Trotzdem bleibt eine etwaige EU-Mitgliedschaft, gepaart mit militärischer Neutralität, ein strategisches Ziel der Regierung. Die oft zweideutig formulierten aussenpolitischen Leitbilder von Präsident Vucic spiegeln seinen Wunsch wider, im Umgang mit den Machtblöcken einen schmalen und feinen Grat zu beschreiten. Diese Politik steht im Einklang mit der Haltung der meisten Serben.

Srdja Trifkovic ist ein serbisch-amerikanischer Historiker und Politikwissenschaftler

# An der Hamas führt kein Weg vorbei

Die Terrororganisation wird Teil der palästinensischen Gesellschaft im Gazastreifen bleiben. Die israelische Besatzung muss enden. Die Zweistaatenlösung gilt es endlich umzusetzen.

Mkhaimar Abusada

Der Angriff der Hamas am 7. Oktober hat nicht nur Israel schockiert, sondern die ganze Welt. Er war erfolgreicher, als die Hamas geplant hatte. Israel hat seitdem eine Kampagne mit Luftangriffen und Bodeninvasionen gegen die Hamas und den Gazastreifen gestartet und von Anfang an deklariert, dass die Hamas in Gaza am Tag danach keine Rolle mehr spielen werde. Israels erklärte Ziele sind erstens die Zerstörung der Hamas und ihrer militärischen Fähigkeiten, zweitens die Entmachtung der Hamas und ihrer Regierung und drittens dafür zu sorgen, dass die Sicherheit Israels vom Gazastreifen aus nicht mehr bedroht werden kann.

Ob die vollständige Vernichtung der Hamas möglich ist, ist zu bezweifeln. Der Sieg über Ideologien ist sehr viel schwieriger zu erreichen als ein militärischer Sieg. Israel ist es zwar gelungen, die Hamas militärisch zu schwächen. Aber die totale Zerstörung der Hamas wird viele Jahre dauern, da die Hamas in Teilen der Zivilbevölkerung verankert ist.

## Neue politische Dynamik

Die US-Regierung, die internationale Gemeinschaft und die regionalen arabischen Akteure drängen trotz der israelischen Ablehnung darauf, dass die Palästinensische Autonomiebehörde (PA) die Macht in Gaza übernimmt. Auf Druck der USA hat Präsident Mahmud Abbas den Rücktritt der Regierung der Palästinensischen Autonomiebehörde akzeptiert und einen unabhängigen Premierminister, Mohammad Mustafa, an die Spitze einer technokratischen Regierung gesetzt. Sie soll eines Tages für den Gazastreifen verantwortlich sein.

Der Wirtschaftswissenschaftler Mustafa, der Vorsitzender des Verwaltungsrats des Palestine Investment Fund (PIF) war, ist ein enger Vertrauter von Abbas. Zuvor hatte er für die Weltbank gearbeitet. Seine Hauptaufgabe wird der Wiederaufbau des verwüsteten Gazastreifens und die Reform der korrupten Institutionen der PA sein, so wie es die USA von Abbas verlangt haben.

Die Führer der Hamas sind sich der neuen politischen Dynamik auf internationaler und regionaler Ebene bewusst. Sie wissen auch um die innerpalästinensische Stimmung, die die Hamas für das anhaltende Töten und die Zerstörung des Gazastreifens mitverantwortlich macht. Daher weiss die Hamas, dass sie in Gaza

*Der Sieg über Ideologien ist sehr viel schwieriger zu erreichen als ein militärischer Sieg.*

am Tag danach keine politische Rolle zu spielen hat. Es wird keinen internationalen oder regionalen Wiederaufbau des Gazastreifens geben, wenn die Hamas den Gazastreifen weiterhin regiert, ganz zu schweigen davon, dass Israel dies nicht tolerieren wird.

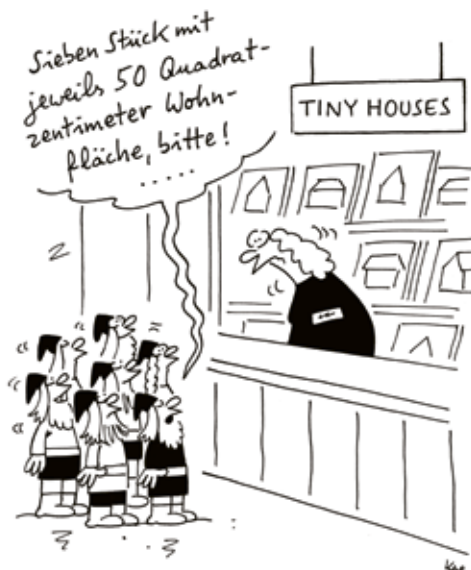
Dieser Krieg hat die politische Zukunft von Präsident Abbas, der sich nicht mit seiner eigenen hungernden Bevölkerung in Gaza solidarisiert hat, an den Rand gedrängt. Der Krieg hat zudem zum Comeback des Fatah-Führers Mohammed Dahlan geführt, der bei den Bewohnern des Gazastreifens sehr populär ist und seit Juli 2011 im Exil lebt. In der Stadt

Chan Yunis im südlichen Gazastreifen geboren und aufgewachsen, leitete er eine der zahlreichen Sicherheitsbehörden der Palästinensischen Autonomiebehörde im Gazastreifen und war nationaler Sicherheitsberater von Abbas, bis dieser ihn entliess, weil er den Präsidenten öffentlich kritisiert hatte. Dahlan verschwendet jetzt weder Zeit noch Mühe, um Abbas auszustechen und die vertriebenen und hungernden Menschen im Gazastreifen zu unterstützen.

## Unzufriedenheit wird bleiben

Die Stimmung unter den Palästinensern im Gazastreifen, die ihre Angehörigen und ihr Eigentum verloren haben und unter schweren humanitären Bedingungen zu Vertriebenen geworden sind, wird nicht dulden, dass die Hamas weiterhin den Gazastreifen regiert. Die Palästinenser in Gaza sind so traumatisiert, dass sie lange Zeit brauchen werden, um sich zu rehabilitieren und ihr Leben wieder in den Griff zu bekommen. Früher oder später wird die Unzufriedenheit der Palästinenser mit der Hamas in Gaza deutlicher zutage treten, aber erst, wenn der Krieg vorbei ist.

Auch wenn die Hamas am Tag danach vielleicht nicht mehr dabei sein wird, bedeutet das keineswegs das Ende der Hamas und des Einflusses ihrer Ideologie. Sie wird Teil der palästinensischen Gesellschaft im Gazastreifen und mehr noch im Westjordanland bleiben, auch unter den Palästinensern in der Diaspora. Es wird viel Zeit und Mühe kosten, die Hamas und ihre Ideologie zu diskreditieren. Der kürzeste Weg dorthin sind die Beendigung der israelischen Besatzung und die Umsetzung der Zweistaatenlösung für den palästinensisch-israelischen Konflikt, was von der internationalen Gemeinschaft weitgehend unterstützt wird.



Mkhaimar Abusada ist ausserordentlicher Professor für Politikwissenschaft an der Al-Azhar-Universität in Gaza und lebt in Kairo, Ägypten.

# Lasst tausend Blumen blühen

Deutsch sein heisst, den Verstand an der Garderobe abzugeben. Ist es das, was unser Volk ausmacht?

Harald Martenstein

Seit einer halben Ewigkeit habe ich immer behauptet, dass ich ein Mann bin. Dafür gab es ein paar Indizien, etwa meine Kinder. Aber seit einiger Zeit sagen viele: Männer und Frauen existieren nicht wirklich. Geschlecht ist eine Idee, eine Meinung, weiter nichts. Geschlecht ist also etwas Ähnliches wie Pippi Langstrumpf oder Graf Dracula. Die existieren auch nur als Ideen ihrer Erfinder. Einmal im Jahr darf man in Zukunft bei uns die Meinung ändern, die man von sich hat.

Inzwischen aber heisst es bei uns in Deutschland auch immer öfter, dass es die Deutschen gar nicht gibt, als Ethnie, meine ich. Für einen Deutschen habe ich mich ja auch immer gehalten. Es bleibt mir jetzt nicht mehr viel von dem, was ich bin, oder? Na gut, ich bin auch relativ alt. Ausgerechnet das Alter darf man leider nicht jedes Jahr ändern. Dabei wäre genau das mir eigentlich am liebsten.

## Issa Remmo geht ins Museum

Die Deutschen gibt es nach dem Willen der Regierung nur noch als «das Staatsvolk», welches alle Menschen jedweder Herkunft umfasst, die einen deutschen Pass besitzen. Der berühmteste deutsche Clanchef, Issa Remmo, geboren im Libanon, möchte jetzt auch den deutschen Pass, vielleicht, damit man ihn nicht ausweisen kann.

*Die Deutschen scheinen das einzige Volk zu sein, das es in Deutschland partout nicht geben soll.*

Mitglieder der Familie Remmo haben in Dresden übrigens Teile des berühmten sächsischen Königsschatzes geraubt und aus einem Berliner Museum eine riesige Goldmünze. Somit steht immerhin fest, dass sie sich für deutsche Kultur interessieren. So oft wie die Remmos gehen nicht viele Deutsche ins Museum.

Was es in Zukunft nicht mehr geben soll, ist das «ethnische» Volk, als Begriff für alle, die sich durch Muttersprache, kulturelle Gewohnheiten, Abstammung und die gefürchtete deut-



*Immer diese Sonderwege!*

sche Besserwisserie als deutsch verstehen. Der «ethnische Volksbegriff» sei verfassungswidrig, heisst es, er ist auch das Hauptargument für ein angestrebtes AfD-Verbot.

In Belgien, in Namibia oder in Rumänien leben Menschen, die sich «deutsch» nennen, obwohl sie den Pass dieser Staaten haben. Wie Deutschland mit denen in Zukunft umgeht, ist noch unklar. Bisher haben manche von ihnen ein bisschen Geld für die Förderung ihrer deutschen Kultur aus Deutschland bekommen. Eine Idee von «Volk» zu fördern, die als verfassungswidrig gilt, wäre ein bisschen irre.

Der SPD-Politiker Mathias Brodkorb, der in Mecklenburg-Vorpommern unter anderem Finanzminister war, hat in einem Interview gesagt, dass der frühere Bundeskanzler Helmut Kohl nach heutigen Massstäben ein Extremist gewesen sei, er meint damit Rechtsextremist. Kohl hat Millionen Russlanddeutsche nach Deutschland kommen und einbürgern lassen, wegen deren Abstammung und auf Basis der inzwischen angeblich verfassungswidrigen Idee, es gebe eine Art deutsches Volk.

Brodkorb dagegen findet, wie Helmut Kohl und ich auch, dass es Völker wirklich gibt. Die Indianerstämme in den USA sind sogar erst kürzlich in «Völker» umbenannt worden, weil

«Stamm» diskriminierend klinge. Es gibt Völker ohne Staat, etwa die Kurden und die Tibeter, zusammengehalten unter anderem durch Kultur, Abstammung, Sprache und Gruppengefühl. Andererseits gibt es Staaten, in denen Angehörige etlicher Völker leben, was zum Teufel soll daran falsch sein? Hauptsache, alle Staatsbürger besitzen die gleichen Rechte und Pflichten.

## Achtung Extremisten

Die ungelöste deutsche Frage kann einen, falls man auf Logik steht, in den Wahnsinn treiben. Wer in Deutschland zum Beispiel sagt, das palästinensische Volk existiere gar nicht, es sei nur eine Konstruktion, also genau das, was man über Deutsche sagen sollte, muss sich auf Ärger gefasst machen.

Wer einem deutschen Türken abspricht, Deutscher zu sein, kriegt auch Ärger. Wer aber sagt, ein Deutscher ist deutsch, wird von manchen in die Nähe von Extremisten gerückt.

Die Deutschen scheinen das einzige Volk zu sein, das es in Deutschland partout nicht geben soll – schon wieder einer dieser verfluchten deutschen Sonderwege. Die Deutschen erkennt man auf Mallorca doch sofort!

Was mich betrifft, ich lehne Nationalismus ab, und ich bin auch sehr dagegen, sexuellen Minderheiten das Leben schwer zu machen, lasst tausend Blumen blühen. Ausserdem ist klar, dass all diese Grenzen seit je fließend sind, ob zwischen Jung und Alt oder zwischen den Geschlechtern. Manche fühlen sich zwei Völkern zugehörig, sie sind Zwischenwesen, warum denn auch nicht.

Wieso aber sollte man die Realität verleugnen? Es gibt mich! Jeder, der's nicht glaubt, darf kurz mein Ohr anfassen. Deutsch sein heisst, seinen Verstand an der Garderobe abzugeben, ist es vielleicht das, was unser Volk ausmacht?

Harald Martenstein zählt zu den bekanntesten Kolumnisten Deutschlands. Kürzlich erschien von ihm: «Alles im Griff auf dem sinkenden Schiff». C. Bertelsmann, Fr. 27.90.

# Cannabis, ein teuflisch gutes Kraut

Der alte Streit um die Heilkraft von Hanf erreicht die Politik.

Ein Plädoyer für die medizinische Anwendung der als Droge verschrieenen Nutzpflanze.

Dr. med. Claude Vaney

Wie kaum eine andere Kulturpflanze spaltet Hanf die Menschheit, und es gibt nur wenige Themen, die bei Ärzten, Wissenschaftlern, Forschern, politischen Entscheidungsträgern und der Öffentlichkeit so viele Emotionen wecken wie medizinisches Marihuana: Auf der einen Seite die Verächter, die seinen Konsum kriminalisieren, und auf der anderen Seite die Verehrer, die den Hanf geradezu als universales Genuss- und Heilmittel preisen. Die Kontroverse verunsichert die Patienten und wirft Fragen auf: Werden Betroffene, die Cannabis als Tropfen oder Spray legal einnehmen, rücksichtslos einer gefährlichen Substanz ausgesetzt? Oder verpassen zum Beispiel Menschen mit multipler Sklerose ohne Cannabis-Therapie eine einmalige Gelegenheit, ihren Krankheitsverlauf mit einem natürlichen Heilmittel zu mildern? Die erwähnte Polarisierung widerspiegelt sich auch in der medizinhistorischen Rückschau des seit Jahrhunderten zu medizinischen Zwecken verwendeten Cannabis. Auffallend, dass der faszinierende Weg vom legalen Status und von der häufig verschriebenen Arznei zur Illegalität und nun zurück zur Liberalisierung eher von politischen und sozialen Faktoren bestimmt war als von der Wissenschaft!

## Quelle von ersten Heilmitteln

Hanf (*Cannabis sativa*) zählt zu den ältesten genutzten Kulturpflanzen der Menschheit, und schon in vorchristlicher Zeit hat der Homo sapiens sich die vielfältigen Eigenschaften der Pflanze zunutze zu machen gewusst, sei es zur Fasergewinnung, sei es für die Zubereitung von Nahrungsmitteln oder als Heilmittel zur Linderung von Schmerzen. Die Anfänge der medizinischen Verwendung der Hanfpflanze reichen über China, Indien, Ägypten und Assyrien weit in die vorchristliche Zeit zurück, wobei die erste schriftliche Angabe zur medizinischen Nutzung auf ein 2500 Jahre altes chinesisches Lehrbuch der Botanik und Heilkunst zurückgeht. Später genoss Cannabis auch im Europa des frühen Mittelalters als Heilmittel ein hohes Ansehen, und Hanf wurde beispielsweise gegen Husten und Gelbsucht eingesetzt. Detailliert wird auf die Wirkung

von Hanf durch die Äbtissin Hildegard von Bingen (1098–1179) in ihrer Heilmittel- und Naturlehre «Physica» eingegangen, wo sie die Vorzüge der Substanz gegen Magenschmerzen hervorhebt, aber einschränkend – in weiser Voraussicht – bemerkt, dass nur solche, die «gesund im Hirn sind», davon profitieren. In den folgenden Jahren wurde Hanf noch in den meisten Kräuter- und Arzneibüchern erwähnt, und dies obschon im Jahre 1484 Papst Innozenz VII. Cannabis verbot, weil er in dieser Pflanze ein unheiliges Sakrament der Satansmesse sah. Das Interesse an Cannabis und an Kräuterbüchern nahm allerdings im Zuge der Aufklärung ab.

## Verbotene Medizin

Erst nach der Veröffentlichung einer umfassenden Studie über die medizinische Anwendung der Pflanze im Jahr 1839 durch den in Kalkutta stationierten irischen Arzt William O'Shaughnessy fand Cannabis als «indischer Hanf» wieder Eingang in den europäischen Arzneischatz. In seiner Arbeit liefert er viele Beispiele für den Einsatz von Hanf bei Krampfstörungen, wie sie bei Tollwut, Cholera und Tetanus auftreten können. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde Cannabis unter anderem bei Migräne, Neuralgien, epilepsieähnlichen Krämpfen und Schlafstörungen eingesetzt. Cannabis war, bis es im Jahre 1898 durch Aspirin und eine breite Palette neuer synthetischer Medikamente abgelöst wurde, das in Amerika am häufigsten eingesetzte Schmerzmittel. In Europa, auch in der Schweiz, waren um 1850 über hundert

Cannabismedikamente erhältlich. Dosierungsschwierigkeiten, paradoxe Wirkungen und die Entwicklung wirksamerer, intravenös verabreichbarer Medikamente führten dann zu einer

*Papst Innozenz VII. verbot Cannabis, weil er darin ein unheiliges Sakrament der Satansmesse sah.*

Abnahme von Cannabisverschreibungen. Aufgrund von Problemen bei der Qualitätskontrolle und vor allem aufgrund politischen Drucks in einer Welt des zunehmenden Drogenmissbrauchs wurde Cannabis jedoch 1961 aus den modernen westlichen Arzneibüchern verbannt, als die Vereinten Nationen erklärten, dass Cannabis keine medizinische Wirkung besitze, und es dem Heroin gleichstellten!

## Entdeckung Endocannabinoid-System

Glücklicherweise blieb es den Wissenschaftlern erlaubt, die Cannabispflanze weiter zu erforschen. So gelang es 1964 den israelischen Wissenschaftlern Yechiel Gaoni und Raphael Mechoulam, die chemische Struktur des Hauptcannabinoids, des psychoaktiven THC, aufzudecken, nachdem Mechoulam bereits 1963 dasselbe mit dem nichtpsychoaktiven Cannabidiol (CBD) gelungen war. Die Entdeckung des körpereigenen Endocannabinoid-Systems und das Auffinden der Cannabinoid-Rezeptoren zu Beginn der 1990er Jahre war dann ein weiterer Meilenstein in der Cannabisforschung. Im Zuge dieser neuen Erkenntnisse haben verschiedenste Länder Anstrengungen unternommen, Cannabispräparate oder Cannabinoide (THC bzw. Dronabinol, CBD, Nabilon, Nabiximol) verkehrsfähig zu machen. In den letzten Jahren war es vor allem das Cannabisextrakt enthaltende Fertigarzneimittel Nabiximols (Sativex), das sich neben den Individualrezepturen (v.a. Dronabinol) etablieren konnte. Ein neuerlicher Schritt in diese Richtung war die Zulassung des CBD-haltigen Medikamentes Epidiolex zur Behandlung schwerer Epilepsieformen durch die amerikanische Arzneimittelbehörde FDA im Juni 2018.





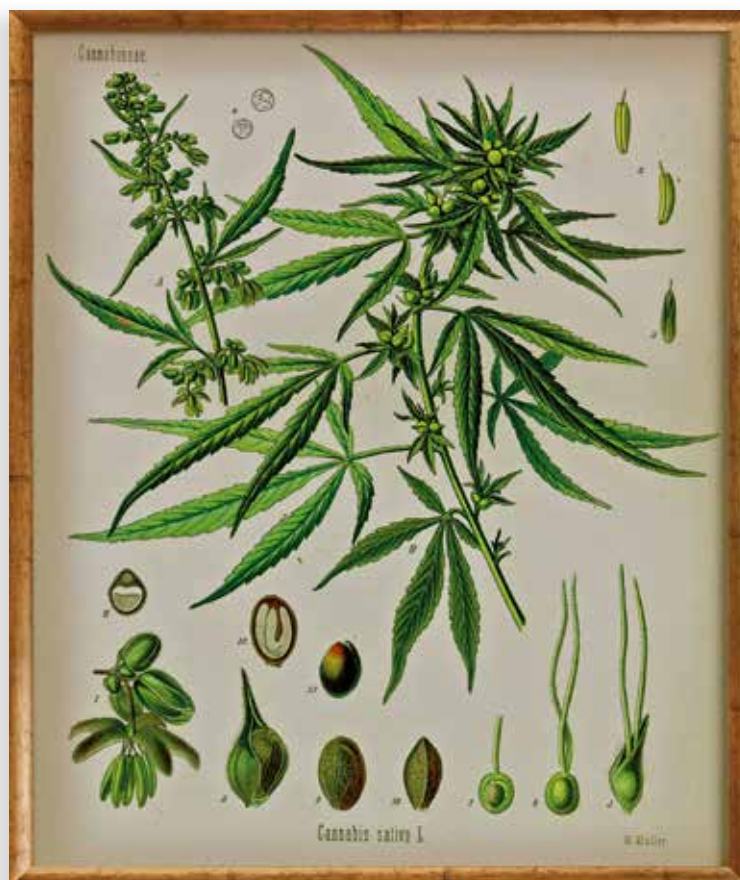
Abschliessend sei erwähnt, dass im November 2018 eine wissenschaftliche Arbeitsgruppe der WHO erneut die Risiken von Cannabis, THC und CBD detailliert untersucht hat und zum Schluss kam, dass die aktuelle Einstufung (Cannabis mit Heroin in derselben Gruppe) nicht mehr gerechtfertigt sei, und gleichzeitig den medizinischen Nutzen von Cannabis anerkannte. Gemäss den Empfehlungen der WHO sollen Cannabisblüten und Haschisch aus der Liste der gefährlichsten Drogen, der Anlage IV der «Single Convention», gestrichen und nur in der Liste der weniger gefährlichen Drogen der Anlage I aufgeführt werden. CBD-Präparate sollen, solange der THC-Gehalt 0,2 Prozent nicht übersteigt, gänzlich aus der «Single Convention» entfernt werden. Der bekannte Cannabiswirkstoff THC soll in den Anlagen der internationalen Drogenübereinkommen so verschoben werden, dass seine medizinische Anwendung erleichtert wird, nicht jedoch die Freizeit-anwendung!

### Mit Rezept erhältlich

«From Pariah to Prescription» – unter dieser prägnanten Überschrift beschrieb Ethan Russo, ein ausgewiesener Experte auf diesem Gebiet, die Entwicklung der Meinungen über medizinisches Cannabis in den letzten drei Jahrzehnten. Bei uns in der Schweiz hat sich diese Entwicklung am 1. August 2022 konkretisiert, als das Bundesamt für Gesundheit (BAG) die Notwendigkeit einer Sondergenehmigung für die Verschreibung von Cannabisarzneimitteln aufhob. Mit dieser Revision des Schweizer Betäubungsmittelgesetzes erhofft sich der Gesetzgeber, dass mit geringerem administrativem Aufwand mehr Patienten Zugang zu medizinischem Cannabis erhalten. Diese Gesetzesänderung steht im Übrigen ganz im Einklang mit der Mission der 2021 gegründeten Schweizerischen Gesellschaft für Cannabis in der Medizin (SGCM), die einen wissenschaftlich rationalen, entstigmatisierten und vereinfachten Zugang zu Therapien mit medizinischem Cannabis fördern will. Für den Bezug von Präparaten mit einem THC-Gehalt von einem Prozent oder mehr benötigt jede Patientin und jeder Patient ein Betäubungsmittelrezept. Eine Bewilligung des BAG ist seit dem 1. August 2022 nicht mehr erforderlich. Im Rahmen einer Verschreibung sind die Ärzte jedoch verpflichtet, dem BAG über das Onlinemeldesystem ([www.gate.bag.admin.ch/mecanna](http://www.gate.bag.admin.ch/mecanna)) Informationen über die Behandlung zu übermitteln. Für reine CBD-Präparate (weniger als

ein Prozent THC) reicht eine normale ärztliche Verschreibung aus.

Interessanterweise ist diese administrative «Öffnung» nicht das Ergebnis eines wissenschaftlich besser belegten Nachweises der Wirksamkeit von Cannabis, sondern lediglich das Ergebnis eines fast exponentiellen Anstiegs der beim BAG eingereichten Anträge auf eine Sondergenehmigung durch die Patienten und ihre Ärzte! (Notabene: Zwischen 2012 und 2019 hat das BAG fast 15 000 sogenannte Ausnahmebewilligungen erteilt.) Im Vergleich zu einigen anderen Arzneimitteln weisen Arzneimittelzubereitungen auf Cannabisbasis eine geringe



Toxizität auf. Letale Dosen beim Menschen sind bislang nicht bekannt, und eine Entwicklung zur Abhängigkeit ist bei korrekter Anwendung des Arzneimittels äusserst gering. Weiter können medizinische Präparate auf Cannabisbasis in der Regel als Ergänzung zu bestehenden Medikamenten verwendet werden.

### Das Cannabis-Dilemma

Den oben erwähnten Sachverhalt klärend, wies Cannabis-Pionier Professor Rudolf Brenneisen bereits 2018 in seinem Eröffnungsgedicht der Fachzeitschrift *Medical Cannabis Cannabinoids* auf die noch bestehende Kluft zwischen empirischen und evidenzbasierten Daten hin. Es bestehe eine Diskrepanz, führt er weiter aus, zwischen dem, was selbstbehandelnde Patienten behaupten, nämlich dass Cannabis und Cannabinoide wirk-

same Heilmittel sein können, und dem, was kontrollierte klinische Studien beweisen. Letztlich bedauert er den Umstand, dass zu oft positive Patientenberichte als anekdotisch diskriminiert werden.

Franjo Grotenhermen, renommierter deutscher Cannabis-Arzt und Autor vieler Cannabis-Fachbücher, definiert diese unbefriedigende und für beide Seiten frustrierende Situation als «Cannabis-Dilemma». Während Ärzte durch ihre chronisch erkrankten Patienten von den positiven Wirkungen von Cannabis erfahren, kann die evidenzbasierte Medizin in den meisten Fällen diese Erfahrungen nicht erklären. Das be-

schriebene Dilemma besteht darin, dass man Patienten eine wirksame Therapie nicht vorenthalten darf, aber alle Medikamente einer strengen Prüfung bezüglich ihrer Wirksamkeit unterziehen sollte. Auch medizinisches Cannabis muss – wie jedes andere natürliche oder synthetische Medikament – die strengen Arzneimittelprüfungen durchlaufen, und dies ohne den Bonus eines jahrtausendealten, bewährten Bestandteils der traditionellen Medizin zu beanspruchen. Obwohl dies in jeder Hinsicht eine enorme Herausforderung darstellt, sollte es die Wissenschaftler motivieren, ihre Forschung zu intensivieren.

Konkret berichten Patienten und Ärzte einerseits von einer Fülle von positiven Wirkungen bei vielen chronischen Erkrankungen, darunter Schmerz-erkrankungen unterschiedlichster Art, von Phantomschmerzen bis zur Migräne, chronisch-entzündliche Erkrankungen wie Colitis ulcerosa und Rheuma, psychiatrische Erkrankungen wie Zwangsstörungen, Depressionen und post-traumatische Belastungsstörung,

neurologische Erkrankungen wie multiple Sklerose und Tourette-Syndrom, Appetitlosigkeit und Übelkeit. Andererseits ist die wissenschaftliche Datenbasis, so wie man sie heute für moderne Medikamente verlangt, bisher nur für wenige Erkrankungen vorhanden. In der Tat kommen die verschiedenen Metaanalysen zum therapeutischen Potenzial von Cannabis alle zu dem Schluss, dass das Beweinsniveau in klinischen Studien, in denen Cannabis mit einem Placebo verglichen wird, oft bescheiden oder sogar schwach bleibt. Aus diesem Grund übernehmen heute die Krankenkassen nur ungern die Kosten für dieses Medikament!

Gemäss diesen Metaanalysen gibt es lediglich hinreichende Belege für die Verwendung von Cannabinoiden, zu denen THC (Delta-9-Tetrahydrocannabinol) und CBD (Cannabidiol) ge-

## Harry Anslinger: Wie ein Schweizer in den USA den Krieg gegen Cannabis anführte

Ein Schweizer war es, der vor rund achtzig Jahren der Kultur- und Heilpflanze Cannabis den Kampf ansagte und sie kriminalisierte: Harry Anslinger (1892–1975). Sein Vater, ein Coiffeur aus Bern, war im 19. Jahrhundert nach Amerika ausgewandert. Harry Anslinger machte schnell Karriere und wurde Chef des damaligen Federal Bureau of Narcotics in den USA, einer Behörde, die Drogen bekämpfte. Als 1933 die Alkoholprohibition in den USA aufgehoben wurde, fürchtete Anslinger um seine Aufgabe. Aber ein neuer Feind war da schnell gefunden: das Rauschmittel Hanf! Anslinger warf die Propagandamaschinerie an. In glühenden Reden und polemischen Zeitungsartikeln warnte er vor dem bevorstehenden Untergang der unschuldigen amerikanischen Jugend, die seiner Meinung nach zusehends in die Fänge dieser diabolischen Droge geraten war. Ein ihm zugeschriebenes Zitat veranschaulicht, wen er für die Missstände verantwortlich machte: «Es gibt insgesamt 100 000 Marihuana-Raucher in den USA, und die meisten davon sind Neger, Hispanos und Unterhaltungskünstler. Ihre satanische Musik, Jazz und Swing, sind eine direkte Folge des Marihuana-Konsums. Dieses Marihuana lässt weisse Frauen sexuelle Beziehungen mit Negern und Unterhaltungskünstlern und anderen eingehen...»

### Hanfpapier vergilbt nicht

Allein das Wort «Marihuana» aus dem Spanischen zu entlehnen, statt den Hanf weiterhin auf Englisch *hemp* zu nennen, sei bewusst gewesen. ««Marihuana» klingt verrüchter!» Ein weiterer Grund kam hinzu, wieso Cannabis unbedingt verboten werden sollte. Die Hanfpflanze war die grosse Konkurrentin der Zellulose, denn sie eignet sich ebenfalls gut zur Herstellung von Papier. Mehr noch: Hanfpapier vergilbt nicht! Die «Zellulose-Mafia», wie sie von Hanfbefürwortern genannt wurde, hatte kein Interesse daran, dass die sehr schnell wachsen-



*Autorität des Staats:*  
Fahnder Anslinger.

de, zellulosereiche Hanfpflanze auf dem Markt blieb. Tatsächlich weist vieles darauf hin, dass Papier- und Textilproduzenten (Hearst-Imperium), Chemiekonzerne (Du Pont) und andere Teile der Wirtschaft, die mit der Hanfindustrie bei der Produktion von Papier und anderen Produkten (Kleider) in Konkurrenz standen, auch zum Druck auf die Politik beitrugen, der im Verbot von Marihuana resultierte.

Der endgültige Niedergang von Cannabis erfolgte in den Vereinigten Staaten, wo gerade dank der Bemühungen von Harry Anslinger, der 1937 den «Marijuana Tax Act» einführte, eine prohibitionistische Politik verfolgt wurde. Dieses Gesetz verpflichtete zur Zahlung einer Steuer in Höhe von einem Dollar für jedes Geschäft mit Cannabis für medizinische oder industrielle Zwecke und von 100 Dollar für alle anderen Zwecke. Cannabis wurde zwar nicht verboten, aber aufgrund seiner Kosten und der mit Verstössen gegen das Gesetz verbundenen Strafen (Geldstrafen bis zu 2000 Dollar oder sogar Gefängnis) wirkte die Regulierung so prohibitiv, dass alle Experimente zur medizinischen Verwendung von Cannabis unterbrochen wurden. Der Widerstand der American Medical Association durch den Arzt William Woodward, der weiterhin das pharmakologische Potenzial dieser Pflanze trotz ihrer Psychoaktivität betonte, half nichts. Im Jahr 1941 wurde Cannabis von den USA endgültig aus den staatlichen Kompendien «National Formulary» und «United States Pharmacopeia» entfernt. In den 1960er Jahren wurde Cannabis aufgrund des hohen Konsums

von Drogen, einschliesslich Cannabis, zu Freizeitzwecken verboten und in die Liste der missbräuchlichen Substanzen aufgenommen.

Pikant der Umstand, dass Anslinger in einem seiner letzten Interviews Folgendes gesagt haben soll: «Sicherlich ist Marihuana eher harmlos, aber die Sache war ein Beispiel dafür, dass ein Verbot die Autorität des Staates stärkt!»

*Claude Vaney*

hören, bei bestimmten Indikationen wie bei Übelkeit und Erbrechen im Zusammenhang mit Chemotherapie oder bei Spastik, vor allem bei multipler Sklerose. Es ist jedoch nicht klar, ob Cannabinoide Schmerzen lindern können, und wenn ja, ob nur bei neuropathischen Schmerzen, und der Nutzen wäre dann lediglich bescheiden. Ebenfalls auf einer schwachen Evidenz basiert die Annahme, dass Cannabinoide den Appetit und die Gewichtszunahme bei Aids-Patienten steigern, die Symptome von Schlafstörungen verbessern und die des Tourette-Syndroms lindern. Ähnlich schwach ist die Evidenz für die Wirksamkeit von Cannabinoiden bei der Behandlung von Angstzuständen, Psychosen und Depressionen.

### In dubio pro reo

Einräumend muss erwähnt werden, dass diese systematischen Übersichtsarbeiten vor allem auf Untersuchungen mit der synthetischen Monosubstanz THC (Dronabinol) in niedriger Dosierung beruhen, während die Patienten bevorzugt Vollspektrumpräparate anwenden, die aus der ganzen Pflanze gewonnen werden und alle Wirkstoffe enthalten. Die aktuellen Studien bilden daher nicht die ganze klinische Realität ab. Ausserdem wächst allmählich das Wissen über diese Pflanze, die nicht nur reich an Cannabinoiden (über hundert verschiedene Typen), sondern auch an anderen nichtcannabinoiden Wirkstoffen (Terpenen) ist, die alle ihren eigenen medizinischen Nutzen haben könnten. Um die erwünschten Nebenwirkungen, welche von Spurencannabinoiden oder anderen Inhaltsstoffen der Pflanze hervorgerufen werden, zu beschreiben, wurde vom kürzlich verstorbenen Cannabis-Pionier Raphael Mechoulam treffend der Begriff «Entourage-Effekt» geprägt.

Trotz der Tatsache, dass die derzeitige unterstützende Evidenz von geringer Qualität ist, gibt es weltweit Zehntausende von Patienten mit chronischen Schmerzen, denen medizinische Cannabisprodukte verschrieben werden, und Hunderttausende, die illegale Cannabisprodukte zur Selbstmedikation ihrer chronischen Schmerzen verwenden. Viele haben legitime Erfahrungen mit einer dauerhaften Schmerzlinderung durch Cannabis, die nicht einfach ignoriert werden können. Es besteht eindeutig eine Diskrepanz zwischen den Aussagen der Kollegen an der Fakultät mit einer umschriebenen aktuellen Verschreibung und der breiten gemeinschaftlichen Verwendung von Cannabinoiden. Es ist zu hoffen, dass die Ergebnisse der nächsten Generation klinischer Studien zu Cannabinoidprodukten und Schmerzen helfen werden, diese Spannung aufzulösen. Wenn gesagt wird, dass es keine ausreichenden Beweise gibt, um medizinisches Marihuana zu empfehlen, so kann man dem entgegenhalten, dass es noch weniger wissenschaftliche Beweise dafür gibt, den Kopf in den Sand zu stecken.

# Brennendes Desinteresse

Wie kann ein Esel wie Tristan Brenn nur Chefredaktor des Schweizer Fernsehens sein?



Es ist derzeit eines der dominierenden Themen im deutschsprachigen Journalismus: die sogenannten RKI-Files.

Die RKI-Files sind die Protokolle des deutschen Corona-Krisenstabs, der im staatlichen Robert-Koch-Institut (RKI) angesiedelt war. Letzte Woche wurden davon über tausend Seiten publik, viele davon eingeschwärzt.

Die Protokolle zeigen aber auch so, auf welchen wackligen Grundlagen die deutsche Politik ihre Corona-Strategie verordnete. Von Lockdowns über Maskenpflicht bis Impfvorschriften war vieles panisch, übertrieben und wissenschaftlich fragwürdig.

Es ist klar, dass sich alle deutschsprachigen Medien auf das Thema stürzten.

Bevor wir darauf eingehen, ein kurzer Vorgriff. Es gab eine einzige Redaktion, die das Thema der RKI-Files verschwieg. Das war das Schweizer

*Ich habe im Leben schon viele strunzdumme Aussagen gehört. Aber Brenn ist Extraklasse.*

Fernsehen. Es unterdrückte die News und lieferte damit einen der ärgsten TV-Flops seit langem.

Hinter dem Flop stand TV-Chefredaktor Tristan Brenn. Es war klar, warum die Files, ausser beim Schweizer TV, überall im deutschsprachigen Raum eine grosse Story waren. Das deutsche Robert-Koch-Institut hatte vielfache Verknüpfungen zu den Entscheidungen der Gesundheitsbehörden in Österreich und der Schweiz.

Es war das RKI, das erst die Westschweiz und dann unser ganzes Land als Risikogebiet ein-

stufte und bei der Einreise eine Quarantäne verhängte. Schweizer Virologen arbeiteten eng mit dem RKI zusammen.

Sowohl in Deutschland wie in Österreich und der Schweiz nahm zuletzt die Forderung nach einer Aufarbeitung der Corona-Politik stark an Fahrt auf. Das RKI ist dabei ein zentraler Faktor.

«Die brisanten Corona-Protokolle», sagte etwa das ZDF, hätten «politische Sprengkraft». «Wie die Politik die Wissenschaft ignorierte», schrieb die Welt.

Im österreichischen ORF stand die Forderung, dieselben Protokolle des eigenen Corona-Krisenstabs öffentlich zu machen. «Deutsche Corona-Protokolle sorgen für Aufregung», wusste auch der Standard aus Wien.

In der Schweiz schafften es die RKI-Files ebenfalls in die fetten Headlines. «Covid-Protokolle: So viel Zunder steckt drin», titelte der Blick. «Die RKI-Files bieten Stoff für Schlagzeilen», las man in der NZZ.

Das Schweizer Fernsehen hingegen schwieg die ganze Geschichte tot. Als das zu Kritik führte, sah sich TV-Chefredaktor Tristan Brenn zu einem Statement gezwungen.

Bei den RKI-Files handle es sich um eine «innerdeutsche Diskussion», sagte Brenn. Diese innerdeutsche Frage habe «kaum Einfluss auf die Schweiz» gehabt.

Sagen wir es so: Ich habe im Leben schon viele strunzdumme Aussagen von Journalisten gehört. Aber Brenn ist Extraklasse.

Es ist ein aberwitziger Ansatz. Das Schweizer Fernsehen berichtet künftig also nicht mehr über Demonstrationen in Deutschland? Das ist ja eine innerdeutsche Diskussion,

ohne Einfluss auf die Schweiz. Das Schweizer Fernsehen berichtet nicht mehr über die deutsche Fussballmannschaft? Das ist ja eine innerdeutsche Diskussion ohne Einfluss auf die Schweiz. Es berichtet nicht mehr über die deutsche Waffenhilfe an die Ukraine? Das ist ja eine innerdeutsche Diskussion ohne Einfluss auf die Schweiz.

Wir fragen uns also: Wie kann ein Esel wie Brenn bloss Chefredaktor des Schweizer Fernsehens sein?

Zuerst einmal hatte Brenn Schiss. Er fürchtete, dass die RKI-Files, so wie in Deutschland, auch bei uns die Diskussion über die Rolle des öffentlichen Rundfunks anheizen würden. ARD, ZDF und SRF waren enge Komplizen der Corona-Politik und bejubelten unkritisch auch die grössten Fehlentscheide der Behörden.

Dann zeigte sich einmal mehr die fehlende Führungskultur im TV. Auch die grössten Versager dürfen für immer bleiben.

Es ist stets dasselbe Ritual. Wenn TV-Journalisten News unterdrücken, wenn sie politisch einseitig informieren oder wenn sie Studiogäste beleidigen, dann tritt Chefredaktor Brenn auf. Brenn sagt dann, dass er das grossartig finde.

Im Gegensatz zu privaten Medienunternehmen wird im TV nie ein Journalist entlassen, auch dann nicht, wenn er gegen alle Regeln des Berufs verstösst.

Auch die grössten Versager dürfen für immer bleiben. Nur die Pensionierung kann im Fernsehen ein Dienstverhältnis beenden. Bei TV-Chefredaktor Tristan Brenn dauert es bis dahin noch sechs Jahre.

# Weint um sie, Argentinier

Zum Gedenktag für die Opfer der Militärdiktatur bricht Präsident Javier Milei ein Tabu: Er fordert Wiedergutmachung auch für die Opfer des Guerilla-Terrors.

Alex Baur

Die offizielle Videobotschaft der Regierung Milei zum «Tag des Gedenkens» an die Gräueltaten von Argentiniens Militärdiktatur (1976–1983) dauerte knapp dreizehn Minuten. Lediglich drei Protagonisten kamen zu Wort: Der Autor und Historiker Juan Bautista Yofre fordert eine «komplette» Aufarbeitung der Geschichte, welche den Terrorismus marxistischer Guerillas jener Epoche mit einbezieht; María Fernanda Viola erzählt von einem Anschlag im Jahr 1973, den sie als Fünfjährige an der Seite ihrer hochschwangeren Mutter schwerverletzt überlebte, während ihre Schwester und ihr Vater starben; der Ex-Terrorist Luis Labraña berichtet, wie er die Zahl von den 30 000 Todesopfern der Militärdiktatur für Propagandazwecke und zur Generierung von Spenden frei erfunden habe.

## Deutungshoheit der Marxisten

In Argentinien darf man den Holocaust ungestraft negieren, doch die 30 000 «Verschwundenen» der Militärdiktatur sind sakrosankt. Mileis Tabubruch löste nicht nur in linken Kreisen Entsetzen aus. Einige vermuteten eine Nebelpetarde, die von den Problemen der Regierung ablenken sollte. Anderen schwant eine neue «rechte» Diktatur.

Tatsächlich hatte Milei das dornige Thema bereits im Wahlkampf angesprochen. Vizepräsidentin Victoria Villarruel, Tochter eines

## Ob Argentinien, Chile, Uruguay, Brasilien oder Peru – die Verlierer schreiben die Geschichte.

Militärs, engagiert sich seit Jahren als Anwältin für die Anerkennung der Opfer des Guerillaterrors der «Montoneros». Und die Tatsache, dass er mit Patricia Bullrich eine ehemalige «Montonera» in seine Regierung eingebunden hat, zeigt, dass eine Spaltung der Nation nicht Mileis Ziel ist. Im Gegenteil.

Auf den ersten Blick mag der Streit um die Zahlen akademisch anmuten. Ob es nun 8961 Opfer waren, die offiziell als vermisst gelten,



Zerrbild des gerechten Klassenkampfes: Eva und Juan Domingo Perón, 1947.

oder 30 000, wie Menschenrechtsaktivisten behaupten – die systematischen Morde in den Militärcasernen und das Verschwindenlassen der Leichen waren abscheuliche Verbrechen, die auch Milei und seine Anhänger nie in Abrede stellten. Doch hinter den Zahlen verbirgt sich ein erbitterter Kulturkampf, der nicht nur in Argentinien, sondern in ganz Südamerika schwelt. Auf dem Spiel steht nicht weniger als die Hoheit über die Geschichtsschreibung. Und diese befindet sich fest in den Händen jener, welche die blutigen Guerillakriege in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts zu verantworten haben: die marxistische Linke.

Ob Argentinien, Chile, Uruguay, Brasilien oder Peru – für einmal sind es die Verlierer, welche die Geschichte schreiben. In den Schulbüchern findet sich allenthalben das gleiche Narrativ. Demnach wurden damals idealistische Befreiungsbewegungen von skrupellosen Militärs im Dienste des US-Imperialismus und multinationaler Konzerne brutal niedergeschlagen; hoffnungsvolle sozialistische Experimente wurden im Keime erstickt und durch kapitalistische Modelle der Ausbeutung ersetzt; sozialistische

Länder wie Kuba, Venezuela oder Nicaragua, die sich dem «neoliberalen» Diktat widersetzen, wurden durch Handelsboykotts ausgehungert.

Gerade das Beispiel Argentinien entlarvt dieses Narrativ, das sich weltweit in den Köpfen und Seelen eingenistet hat, als hohle Propaganda. Seit der Wahl des Caudillos Juan Domingo Perón (1946) wird Argentinien vom Sozialismus geprägt. Die einst reiche Industrienation erlebt seither einen kontinuierlichen Niedergang, der seinesgleichen sucht. Diese Misere ist hausgemacht, und sie hat einen Namen: Verstaatlichungen, Umverteilung, Überregulierung – kurz: Sozialismus.

Mit «Evita» und «Che» schuf Argentinien die Kitsch-Ikonen, die das romantische Zerrbild des gerechten Klassenkampfes in Südamerika prägten. In Wahrheit lebten beide nicht nur in einem eklatanten Widerspruch zu dem, was sie verkörperten, sie waren mit ihren Ideen auch grossartig gescheitert. Als Perón 1973 aus dem Exil in Francos Spanien nach Buenos Aires zurückkehrte, war das Land eine Hochburg des Guerillaterrors. Fast täglich gingen Bomben hoch, wurden Unternehmer entführt und

Banken überfallen, starben Unschuldige im Namen der sozialen Gerechtigkeit.

Perón hatte die marxistischen Guerillas im Exil noch unterstützt. Als ihm die Kontrolle aus der Hand glitt, beteiligte er sich an der Gründung des berühmten Todesschwadrons «Triple A». Er gab damit den Auftakt zum Staatsterror. Nach seinem Tod 1974 versank Argentinien unter der Regentschaft seiner heillos überforderten zweiten Ehefrau, «Isabelita», vollends im Chaos.

Als eine Militärjunta unter der Leitung von General Jorge Videla am 24. März 1976 die Macht an sich riss, zeigte sich die Mehrheit der Argentinier erleichtert. Zwei Jahre später war der Guerillaterror Geschichte, wurde Argentinien Fussballweltmeister im eigenen Land, stand Videla im Zenit seiner Popularität. Und es waren nicht die längst bekannten schweren Verletzungen der Menschenrechte, welche das Ende der Militärdiktatur besiegelten. Sondern die Niederlage im Falklandkrieg 1982.

Die Militärdiktaturen in Uruguay (1973 bis 1985) und Chile (1973 bis 1990) folgten einem ähnlichen Muster. Die Guerillas, welche sich in jener Epoche über ganz Lateinamerika ausbreiteten, waren ein Produkt des Kalten Krieges. Hinter der Che-Guevara-Fassade versteckten sich straff organisierte, von Moskau und Havanna kontrollierte und finanzierte marxistische Kaderparteien, die insbesondere bei den unteren sozialen Schichten nie einen echten Rückhalt genossen.

Chile war insofern eine Ausnahme, als der stramme Marxist Salvador Allende 1970 durch saubere Wahlen an die Macht kam. Dank der Zerstrittenheit seiner Gegner schaffte Allende das Wunder mit einem Stimmenanteil von bloss 36,3 Prozent. Er selber und seine Anhänger machten nie einen Hehl aus ihrem Ziel: ein sozialistisches Regime, das sie vorzugsweise ohne Blutvergiessen, notfalls aber auch mit Waffengewalt durchsetzen würden.

### Diktator als Erlöser

Als Allende am 11. September 1973 durch die Junta um General Augusto Pinochet gestürzt wurde, war Chiles Demokratie längst schwer beschädigt. Allendes per Dekret verfügte Enteignungen und Verstaatlichungen waren nicht nur verfassungswidrig, die Wirtschaft brach unter der sozialistischen Planwirtschaft buchstäblich zusammen. Wie später in Argentinien wurde auch in Chile der Diktator von einem grossen Teil der Bevölkerung als Erlöser gefeiert. Immerhin: Anders als die sozialistischen Diktatoren in Kuba, Venezuela und Nicaragua lösten die rechten Militärs ihr Versprechen insofern ein, als sie eine geordnete Rückkehr zur Demokratie ermöglichten.

Videla wie Pinochet waren konservative Nationalisten. Während Videlas wirtschaftliche Reformversuche scheiterten, verordnete Pinochet, mehr der Not als einer Tugend gehorchend, dem bankrotten Land eine Liberalisierung. Die entfesselte Wirtschaft katapultierte Chile innerhalb weniger Jahre vom Armenhaus zum wohlhabendsten Land Lateinamerikas mit einer breiten Mittelschicht. In den 1990er Jahren kopierte das zuvor sozialistische Peru nach einem Staatsbankrott das «neoliberale» chilenische Erfolgsmodell, mit demselben Resultat: Die Armutsquote sank von über 50 auf unter 20 Prozent.

Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der (vorerst zaghaften) Öffnung Chinas ging die Ära der marxistischen Kaderparteien in Südamerika Anfang der 1990er Jahre jäh zu Ende. Die kubanische Diktatur rang um ihr Überleben und legte den Export des bewaffneten Klassenkampfes vorübergehend auf Eis. Doch im geschützten Biotop der staatlichen Universitäten und Schulen lebte der dialektische Materialismus munter weiter. Das ist der Ort, wo die Geschichte geschrieben und umgeschrieben wird.

Die Grausamkeiten der Militärs im Kampf gegen den Kommunismus waren eine moralische Waffe, welche die Guerillas stets geschickt nutzten (dass sie selber kaum humaner mit ihren Gegnern umsprangen, wurde diskret übersehen). Wofür sie ihre militärisch erfolgreicheren Gegner, namentlich Pinochet in Chile und Alberto Fujimori in Peru, aber am meisten hassten, waren deren Erfolge im Kampf gegen die Armut. Die linken Intellektuellen setzten alles daran, den «Neoliberalismus» schlechtzureden. Liberale Intellektuelle wie Mario Vargas Llosa hielten sich derweil wohlweislich auf Distanz zu den rechten Diktatoren. Wirtschaftliche Freiheit, Bürgerrechte und Demokratie sind aus ihrer Sicht unteilbar miteinander verknüpft.

Auch wenn es in Argentinien nicht 30 000 Tote waren, sondern 8961 (und 2298 im Falle

von Chile) – die Gräueltaten in den Folterkellern der Militärkasernen sind monströs und unentschuldigbar. Die Vorstellung, dass die Opfer alle unschuldig waren, ist allerdings so unsinnig wie der Vorwurf des Genozids. Selbst Mario Firmenich, einst die Nummer eins der Montoneros, heute Berater der sozialistischen Diktatur in Nicaragua, räumte in einem Interview ein, dass «die grosse Mehrheit der <Ver schwundenen>» den Guerillas angehörte.

### Im Zweifel töten

Der eingangs erwähnte Historiker Juan Bautista Yofre hält denn auch fest, dass es ihm nicht um eine Rechtfertigung von Verbrechen geht, sondern um eine umfassende und faire historische

*Die Vorstellung, dass die Opfer alle unschuldig waren, ist so unsinnig wie der Vorwurf des Genozids.*

Aufarbeitung. Wer den Staatsterror verurteilt, kann nicht ausblenden, dass es die Guerillas waren, welche den Terrorkrieg angezettelt hatten. Die Militärs wurden herbeigerufen, nachdem Polizei, Justiz und Strafvollzug die Kontrolle verloren und kapituliert hatten. Doch Soldaten sind weder Polizisten noch Juristen. Sie taten das, was sie gelernt hatten und worauf sie konditioniert waren: im Zweifel töten.

Als María Fernanda Viola 1973 durch einen Kopfschuss lebensgefährlich verletzt wurde und ihre halbe Familie verlor, herrschte in Argentinien eine Demokratie. Der Terroranschlag galt ihrem Vater, dessen einziges Verbrechen darin bestand, dass er eine Uniform trug. Die Fünfjährige lag fünf Monate lang im Koma. Sieben Mitglieder des neunköpfigen Mordkommandos wurden gefasst, zu langjährigen Strafen verurteilt, 1989 im Zuge einer Generalamnestie aber bereits wieder freigelassen. Wegen erlittener Folter wurden die Mörder später mit je rund 60 000 Dollar entschädigt.

María Fernanda war eine von geschätzten 15 000 Verletzten, María Cristina, ihre dreijährige Schwester, eines von 1094 Todesopfern, welche die Guerillaanschläge in Argentinien forderten. Im Gegensatz zu den Opfern des Staatsterrors wurden die Opfer des marxistischen Terrors jedoch nie entschädigt, in den Gedenkstätten und Museen fehlen ihre Namen. Juan Arnold Kremer alias «Mattini», der ideologische Drahtzieher des Viola-Attentates, wurde nie verurteilt. Er bezeichnete das Massaker zwar als «Fehler», zeigte aber nie ein Zeichen der Reue.

Darum, nur darum geht es hier – um die ganze Geschichte anstelle einer halben Wahrheit.



*Aufarbeitung der Geschichte: Milei (l.), Juntachef Videla.*

# HERODOT



**D**as Verstehen anderer Akteure und ihrer Motive ist die wichtigste Voraussetzung im Umgang mit ihnen. Nur wer seine Gegner und ihre Motive versteht, kann sie erfolgreich bekämpfen, und nur wer beide Seiten versteht, kann sie – etwa im Ukraine-Krieg – als Vermittler abholen und zu einer Einigung führen. Dies gilt in einem Konflikt ebenso wie für Verhandlungspartner wie die Schweiz und die EU. Wir müssen verstehen, weshalb die EU der Schweiz ihre Regeln und Gerichtsbarkeit aufzwingen will.

Die Europäische Gemeinschaft begann mit sechs Mitgliedern als Projekt zur Überwindung der deutsch-französischen Feindschaft durch wirtschaftliche Verflechtung. Inzwischen sieht sich die Europäische Union (EU) mit 27 Mitgliedstaaten als Europa schlechthin, auch wenn mehr als ein Drittel der europäischen Bevölkerung ausserhalb der EU lebt. Ursula von der Leyen sprach anlässlich des Besuchs von Bundespräsidentin Viola Amherd von Verhandlungen der Schweiz mit Europa, als läge die Schweiz auf einem anderen Kontinent. Von einem Friedensprojekt zwischen Mitgliedstaaten wurde die EU zu einem Projekt der Machtentfaltung nach aussen, welches Europas (stark geschwundenen) Einfluss in der Welt sichern soll. Ein schweizerisches «Loch im (europäischen) Donut», wie sich der undiplomatische US-Botschafter ausdrückte, ist aus dieser Perspektive ein «geostrategisches Unding» (Juncker dixit).

Ein weiteres Kernanliegen der EU ist der gleichmacherische Zentralismus französischer Prägung. Als einzige Siegermacht in der ursprünglichen EG hat Frankreich seine Staatsphilosophie dem neuen Gebilde auf-

oktroziert. Die von elitärem Sendungsbewusstsein beseelten Eurokraten in Brüssel funktionieren als eine neue Form des Adels, der die «tumben Völker» Europas nötigenfalls zu ihrem Glück zwingen muss. Deshalb werden negative Volksentscheide ignoriert und umgangen – so die Ablehnung der EU-Verfassung durch Franzosen und Niederländer. Die EU ist kein statisches Gebilde, sondern ein Prozess, dessen vorgegebenes Ziel eine immer enger zusammenwachsende Union ist. Dieses Ziel hat Vorrang vor dem Willen der EU-Völker. Deshalb ist auch der Europäische Gerichtshof gehalten, seine Entscheide nicht am historischen Willen des europäischen

*Man kann sich nicht immer enger in die EU integrieren und dabei eigenständig bleiben.*

Gesetzgebers, sondern am Ziel einer zunehmend engeren Union auszurichten. Die pragmatische Schweiz, basierend auf direkter Demokratie, Subsidiarität und gesunder Skepsis gegen Zentralismus und staatliche Eingriffe, ist so ziemlich die Antithese zur Philosophie der Eurokraten. Besonders störend ist, wenn dieser Staat wirtschaftlich fast konstant erfolgreicher ist.

**M**it ihrem Alleinvertretungsanspruch für ganz Europa erachtet die EU die Schweiz als ein Relikt vergangener Zeiten, das sich ihrem Einigungs- und Gleichschaltungsprozess – so oder so – anzuschliessen hat. Eine allfällige Unwilligkeit der Bevölkerung gilt es zu überwinden oder zu umgehen. Manche schweizerischen Politiker dienen dabei als willige Steigbügelhalter. Die meisten, inklusive Bundesrat, haben mehrfach widersprüchliche

Signale ausgesandt. Nicht nur die schweizerische Bevölkerung, sondern auch Brüssel fühlt sich darob (zu Recht) in die Irre geführt. So wie man Putin verstehen kann, ohne sein Handeln gutzuheissen, kann man auch die EU-Oberen verstehen, wenn man sich in ihre Geisteswelt versetzt.

**D**ie Schweiz muss einen klaren Entscheid fällen. Man kann sich nicht immer enger in die EU integrieren und dabei eigenständig bleiben, wie man auch nicht ein bisschen schwanger sein kann. Mit dieser Sowohl-als-auch-Politik kumuliert man die Nachteile der Nichtmitgliedschaft und des Verlusts der Eigenständigkeit. Wie ein EU-Beitritt bringt auch die klare Beibehaltung der Eigenständigkeit Nachteile. Diese gilt es in Kauf zu nehmen und auszugleichen, indem man die Vorteile der Handlungsfreiheit nutzt. Will die Schweiz sich der Unterordnung verweigern, muss sie dies der EU unmissverständlich kundtun. Dabei muss ihr Wille noch eiserne sein als derjenige der EU, die Schweiz auf Dauer zu vereinnahmen. Gleichzeitig sollte sie der EU zusichern, inskünftig auf EU-Interessen Rücksicht zu nehmen und ihre Nichtmitgliedschaft nicht zu missbrauchen, um ihre Nachbarn mit zweifelhaften Praktiken, wie dem früheren Bankgeheimnis oder der Pauschalbesteuerung von EU-Bürgern, zu schädigen. Nur so kann eine dauerhafte Partnerschaft basierend auf Gleichberechtigung und gegenseitigem Respekt zum Vorteil beider entstehen.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

# Ihr Immobilientraum?

**REBWEG, 8457 Humlikon**  
6.5-Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
[www.rebweg.ch](http://www.rebweg.ch) / +41 52 338 07 09



3



5

**GEISELWEID, 8400 Winterthur**  
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen  
[www.geiselweid-winterthur.ch](http://www.geiselweid-winterthur.ch) / +41 55 610 47 46

**DUOVIVO, 8904 Aesch ZH**  
2.5 - 5.5 Zi. Eigentumswohnungen  
[www.duovivo.ch](http://www.duovivo.ch) / +41 55 610 47 46



6

**HOFWISEN, 8545 Rickenbach Sulz**  
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen  
[www.hofwissen.ch](http://www.hofwissen.ch) / +41 52 338 07 09



8

**AM ZENTRUM, 8910 Affoltern a.A.**  
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen  
[www.amzentrum.ch](http://www.amzentrum.ch) / +41 55 610 47 46



10



11

**AM EICHACHER, 8904 Aesch**  
3.5 - 5.5 Zi. Eigentumswohnungen  
[www.ameichacher.ch](http://www.ameichacher.ch) / +41 55 610 47 46

**SCHLOSSBLICK, 8610 Uster**  
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen  
[www.schlossblick.ch](http://www.schlossblick.ch) / +41 58 400 85 20



12



14

**GLATTWIES, 8152 Glattbrugg**  
4.5 Zi. Wohnung auf zwei Geschossen  
[www.glattwies-glattbrugg.ch](http://www.glattwies-glattbrugg.ch) / +41 58 400 85 20

**VISTACASA, 8308 Illnau**  
3.5 Zi. Eigentumswohnungen  
[www.vistacasa.ch](http://www.vistacasa.ch) / +41 52 338 07 09



16

Eigenheim?



18

**SCHMIEDGASS, 8545 Rickenbach**  
3.5 und 4.5 Zi. Eigentumswohnungen  
[www.schmiedgass.ch](http://www.schmiedgass.ch) / +41 52 338 07 09

**TRE FIORI, 8913 Ottenbach ZH**  
3.5 und 4.5 Zi. Eigentumswohnungen  
[www.tre-fiori.ch](http://www.tre-fiori.ch) / +41 55 610 47 46



20

Eigentumswohnung?



22

**SOLEVISTA, 8615 Wermatswil**  
4.5 Zi. Eigentumswohnung mit Garten  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch) / +41 58 400 85 20





Neubau?

Bauen?

EPH?

Rufen?

-  Projektankündigungen
-  Projekte im Verkauf



Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?  
Melden Sie sich bei mir.  
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) +41 52 235 80 00

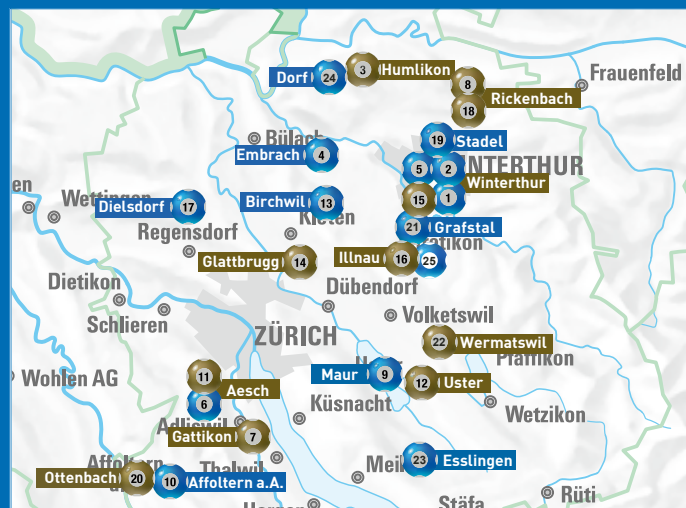
Noch nicht fündig geworden?  
Projektankündigungen finden Sie unter  
**immobilienraum.info**

Heute schon app-to-date mit  
unserer App Immobilienraum?

**LerchPartner.** 



Zürcherstrasse 124, 8406 Winterthur  
+41 55 610 47 46, [verkauf@lerchpromotionen.ch](mailto:verkauf@lerchpromotionen.ch)



Stand März 2024

# Glamouröse Gastlichkeit

Seit 135 Jahren leitet die Familie Manz das legendäre Hotel «St. Gotthard» in Zürich. Mittlerweile sind grosse Betriebe in Basel, Genf, Lausanne und Ecuador hinzugekommen.

*Christoph Mörgeli*

Die Manz stammen ursprünglich aus Wila im Tösstal und betrieben im 19. Jahrhundert den Gasthof «Löwen» in Wetzikon. 1888 kaufte Caspar Manz für stolze 275 000 Franken das noch relativ kleine Hotel «St. Gotthard» in der Nähe des Zürcher Hauptbahnhofs. Manche wunderten sich über diesen mutigen Schritt, denn die Bahnhofstrasse war damals vom Stadtzentrum noch ziemlich entfernt. Doch Caspar Manz hatte als visionärer Geschäftsmann zuvor in Erfahrung gebracht, dass der neue Hauptbahnhof als pulsierendes Zentrum von Geschäften, Kaufhäusern und Banken geplant war. So packte er die einmalige Chance. Am 1. April 1889 übernahm Manz das «St. Gotthard» und reiste bald danach durch die USA, um in der Neuen Welt Erkenntnisse über die moderne Hotellerie zu gewinnen.

## Ein Bad pro Etage

Die vornehme Kundschaft blieb offenbar nicht aus: Im Januar 1891 beispielsweise vermeldete die NZZ, dass «die Herzogin von Coburg samt Gefolge» im «St. Gotthard» abgestiegen sei. Zielbewusst kaufte Caspar Manz nach und nach angrenzende Liegenschaften dazu, so dass sein Besitz 1907 aus fünf Häusern bestand. Gemeinsam mit seiner tüchtigen Frau Elise, geborene Kaegi, die ebenfalls aus dem Zürcher Oberland stammte, kümmerte er sich mit vollem Einsatz um das wachsende Hotel. Doch

1909 starb das Gründerpaar des «St. Gotthard» wenige Monate nacheinander. Von ihren beiden Söhnen verspürte nur der ältere, Ernst, den Drang, die Nachfolge anzutreten und sich ins hektische Geschäftsleben zu stürzen. Oscar

*Vor dem Ersten Weltkrieg wurden etliche Zimmer mit fliessendem Warm- und Kaltwasser ausgestattet.*

liess sich auszahlen und führte später glücklos das Zürcher Hotel «Savoy Baur en Ville», um sich danach dauernd in den USA niederzulassen.

Der Genesungsurlaub nach einem Militärunfall führte Ernst Manz ins Tessin, wo er in Lugano die Gastwirtstochter Gertrud Meister kennenlernte. Die beiden wurden ein Paar und dem «St. Gotthard» über fünf Jahrzehnte die unentbehrlichen Seelen des Hauses. Seit 1910 erneuerte Manz die fünf ehemals individuellen Häuser nach und nach. Um seine Gäste auch während Renovierungsarbeiten beherbergen zu können, pachtete er das damalige Hotel «National», den späteren «Schweizerhof», direkt gegenüber dem Hauptbahnhof. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurden etliche Zimmer mit fliessendem Warm- und Kaltwasser ausgestattet – damals eine Sensation. Das Gleiche gilt für das Jahr 1920, als die Zimmer mit Telefonen ausgerüstet wurden.



*Gnädiges Geschick der Weltgeschichte:*



*Gründerpaar aus dem Zürcher Oberland:  
Caspar und Elise Manz-Kaegi.*



*Unentbehrliche Seelen des Hauses:  
Ernst und Gertrud Manz-Meister.*



Stand vorerst nur ein Bad pro Etage für zwei Franken Aufgeld zur Verfügung, erhielt bis 1959 nach und nach jedes Zimmer sein eigenes Bad. Ein kostspieliger Umbau des Hotels fiel dann teilweise in die Weltwirtschaftskrise der Zwischenkriegszeit, weshalb Ernst Manz die Pacht des «Schweizerhofs» aufgeben und eine Kaufofferte ausschlagen musste. Grössten Wert legte Önologe Manz auf ein breites Angebot edler Weine. Schon 1914 führte das «St. Gotthard» eigene Rebberge, eine eigene Weinkellerei und eine eigene Weinhandlung. Wenn auch über Politik vor der in- und ausländischen Kundschaft im Hotel kaum gesprochen wurde, stand

Familie von Gästen und Personal. Die beiden Patrons wurden als «Mutter Manz» und «Vater Manz» von allen herzlich geliebt. Ende der goldenen zwanziger Jahre bot das «St. Gotthard» in seiner neueröffneten «Austernbar» erstmals die köstlichen Meeresfrüchte an, die täglich aus Paris angeliefert wurden. Recht lange misstrauten die vorsichtigen Zürcher allerdings dieser exquisiten Kost, so dass Ernst Manz anfänglich mangels Nachfrage die Austern seinen Freunden gratis offerierte.

Nicht einmal vom New Yorker Börsensturz vom Oktober 1929 und von den nachfolgenden Depressionsjahren liess sich Ernst

1935 eröffnete es die legendäre «Hummerbar» in warmfarbiger Wohlfühl-Atmosphäre, die über viele Jahrzehnte im alten Glanz regelmässig aufgefrischt, aber nie völlig umgestaltet werden sollte. Sie wurde zum vielbewunderten Treffpunkt von Adligen, Künstlern, Schriftstellern, Politikern und Showstars. Am 1. April 1939 – kurz vor Eröffnung der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich – war das «St. Gotthard» ein halbes Jahrhundert im Familienbesitz der Manz. Der Chef des Hauses wurde damals zum Ehrenmitglied des Hotelier-Vereins gewählt. Doch die Kriegsjahre und das Ausbleiben einer internationalen Gästeschar stellten erneut grösste Anforderungen an die Verantwortlichen.

### Eineinhalb Freitage

Dafür frequentierte General Henri Guisan das «St. Gotthard» regelmässig. Gegen Ende des Krieges vertraute Ernst Manz seinem Sohn an: «Wenn der Krieg noch zwei Jahre länger dauert, können wir unsere Verpflichtungen nicht erfüllen und müssen unser Haus verkaufen.» Das gnädige Geschick der Weltgeschichte und die sorgfältige Führung von Ernst Manz verhinderten dies. Schon in den ersten Jahren der Nachkriegszeit und erst recht dank dem anschliessenden Wirtschaftswunder entwickelte sich das Hotel wieder prächtig.

1951 kehrte Caspar E. Manz nach Kantonschuljahren in Trogen und einer sorgfältigen internationalen Ausbildung als Hotelier voller Tatendrang aus den USA zurück. Jetzt übertrug ihm Vater Ernst die volle Verantwortung. Zu dessen eher unangenehmer Überraschung versah der Sohn die Umkleieräume des Personals mit einer Dusche und führte für die Köche eineinhalb freie Tage pro Woche ein. Falls dies alles Gelernte aus Amerika sei, liess ihn sein Vater wissen, könne er gleich wieder dorthin zurückkehren. Der fünfte Stock mit den bisherigen einfachen, anfänglich noch unheizbaren Mitarbeiterkammern wurde um 28 Zimmer erweitert, wobei die übrigen Gäste den damit verbundenen Baulärm mit grosser Geduld ertrugen. Zu den Erfolgsgeheimnissen des «St. Gotthard» gehörte von Anfang an eine Personalpolitik, die wenn immer möglich an den bewährten Mitarbeitern festhielt. Alle erhielten morgens um fünf Uhr eine herrliche Tasse Kaffee, für den das Hotel so berühmt war.

### Beeindruckende Gästeliste

Die unzähligen Berühmtheiten, die während der letzten 135 Jahre im «St. Gotthard» logiert haben, können unmöglich abschliessend aufgezählt werden. Da verkehrten die Komponisten Igor Strawinsky oder Emmerich Kálmán mit seiner strahlend schönen Frau Vera, die Schriftsteller Erich Maria Remarque, Erich Kästner oder Ephraim Kishon, der Schah von Persien und Prinzessin Soraya, Maria Callas und Aristoteles Onassis, Prinz Aga Khan, Henry Kissinger, Willy



Hotel «St. Gotthard» an der Zürcher Bahnhofstrasse.

der bürgerliche Hotelier zur freiheitlich-demokratischen Schweiz. Als sich ein Angestellter als Kommunist erklärte, schaffte ihn Ernst Manz umgehend aus dem Haus.

### Vier Töchter und Sohn Caspar

Dem Ehepaar Manz-Meister wurden nach und nach fünf Kinder geschenkt. Als Sohn Caspar Ernst 1923 nach vier Töchtern das Licht der Welt erblickte, schien die dritte Generation gesichert. Als Frau des Hauses betreute Trudi Manz neben der eigenen grossen Familie wie selbstverständlich auch die noch viel grössere

Manz beirren. Zum Vierzig-Jahr-Jubiläum des Hotels stiftete er eine Vorsorgekasse für seine Mitarbeiter, sofern sie zuvor mindestens fünf Jahre im «St. Gotthard» gearbeitet hatten. Und ein modernisierender Umbau unter Planung des Architekten Otto Honegger verschaffte dem gesamten Haus einen einheitlichen Charakter. Dennoch blieben in jenen Krisenjahren vor allem die Gäste aus Deutschland aus, so dass das «St. Gotthard» 1933 zum ersten und einzigen Mal mit einem Verlust abschloss.

Den optimistischen Unternehmergeist verlor das Ehepaar Manz-Meister dennoch nicht.

## HOTELLERIE

# Die letzte Gastgeberin: Das bewegende Leben von Ljuba Manz

Ljuba Manz ist eine zierliche Erscheinung. Doch wenn sie in die Empfangshalle des Hotels «St. Gotthard» tritt, füllt sie den Raum ganz allein: strahlende Augen, perfektes Make-up, silbergraue Locken, rote Lippen, funkelnde Edelsteine: «Schmuck kann eine Frau nie genug haben. Er ist eine Rückversicherung», sagt sie.

Eine Rückversicherung hat die 84-jährige Unternehmerin eigentlich nicht mehr nötig. Ljuba Manz gehört zu den vermögendsten und einflussreichsten Hotelbesitzern der Schweiz. Zu ihrem Imperium zählen neben dem «St. Gotthard» an der Zürcher Bahnhofstrasse das «Euler», das «Metropol», das «City Inn» und das «b\_smart-Motel» in Basel, das «Continental» in Lausanne und das «Ritz-Carlton Hotel de la Paix» in Genf. Sie meint heute: «Ich glaube an das Gute und an den Schöpfer – und dass jeder Mensch eine Bestimmung hat. Meine Bestimmung ist es, die Dynastie Manz weiterzuführen.»

Ljuba Manz, 1940 im damaligen sowjetischen Charkow geboren, geht ihrer Bestimmung mit der Extravertiertheit und dem Charme nach, der ihr in die Wiege gelegt wurde. Immer wieder unterbricht sie ihre Erzählungen mit einem herzlichen Lachen. Ihr Vater stammte aus Österreich, ihr Temperament ist russisch. Die Wirren des Zweiten Weltkriegs trieben sie zunächst ins heutige Usbekistan, dann nach Moskau und schliesslich nach Wien. «Lieber Herrgott, ich möchte so gerne ein eigenes Bettchen haben», betete die kleine Ljuba damals. Ihr Wunsch sollte in Erfüllung gehen: «Die Zarin von Zürich» titelte die NZZ am Sonntag vor Jahresfrist. Roger Schawinski stellte Manz in seiner Talkshow als «berühmteste Russin der Schweiz» vor. Freunde und Wegbegleiter nennen sie «Grande Dame» und «eine der letzten grossen Gastgeberinnen».

### Kampf um Anerkennung

Dabei war ihr Erfolg anfänglich nicht absehbar. Ljuba Manz trat ohne Vorschuss zum Kampf um Anerkennung, Prestige und Macht an. Doch sie setzte sich mit Haut und Haar für ihr Glück ein. In die Schweiz kam sie mit einem Artistinnenvisum als Cabaret-Tänzerin. «Ich hatte 200 Franken in der Tasche; 100 Franken brachte ich auf die Bankgesellschaft und sagte dem Schalterbeamten: «Das ist der Grundstein zu meiner ersten Million.»» Es sollten keine lee-

ren Worte bleiben. Dass ihr erster Job in der Schweiz etwas Anrühiges hatte, relativiert sie: «Ich war eine Künstlerin wie im Zirkus», sagt sie und nennt ihre Beschäftigung lachend «Tingeltangel». Dann wird sie ernst: «Als Tänzerin ist man kein Teil der Gesellschaft.»

Ljuba Manz aber wurde ein Teil der Gesellschaft – weil sich die Gesellschaft ihr nicht entziehen konnte. Ein Gast im Basler «Cabaret Singer» animierte sie dazu, die Neue Sprach- und Handelsschule zu besuchen. Manz erkannte darin ihre grosse Chance.



Am Puls des Lebens: Unternehmerin Manz.

Doch der Schuldirektor lief rot an, als sich die neue Schülerin in die Klasse setzte. Er war ein fleissiger Cabaret-Besucher: «Der arme Professor hätte beinahe einen Herzinfarkt erlitten», erzählt Manz. Sie lacht laut.

Es war aber nicht das frivole Abendvergnügen, das Manz den Weg zu ihrer erstaunlichen Karriere ebnete – sondern der Handel mit Fischen und Krustentieren. An der Basler Gerbergasse wurde sie damals auf ein kleines schmuckes Verkaufshäuschen aufmerksam, in dem drei italienische Schwestern Hühner und Eier verkauften. Doch die Rechnung ging nicht auf. 100 000 Franken Verlust standen Jahr für Jahr in den Büchern.

Die Coop-Kette übernahm den Laden und wollte das Sortiment um Fische erweitern.

Es war ein Fall für die junge Ljuba. Die soeben diplomierte Handelskauffrau hatte zwar keine Ahnung vom Fischhandel, doch sie brachte andere Qualitäten mit: «Ich hatte Mut und Willen und ein klares Ziel. Ich sagte den Chefs: «In einem Jahr mache ich eine Million Franken Umsatz und Gewinn.»» Manz kannte schon damals ihren Wert – und stellte klare Bedingungen: «Ich wollte den Titel der Geschäftsführerin, eine 10-Prozent-Beteiligung in Aktien sowie die Einzelunterschrift.» Die Quereinsteigerin begriff schnell, dass sich gute Geschäfte nur mit Massenauslieferungen an Restaurants, Hotels, Spitäler und Grosskantinen machen liessen. Woher sie Mut und Selbstvertrauen für diesen Schritt nahm, kann sie heute nicht mehr genau sagen: «Ich hatte nie Zeit, über mich selber nachzudenken.»

### Quereinsteigerin

Ljuba Manz lehnt sich in ihrem Sessel zurück und schlägt die Beine übereinander. Sie tritt auch im reifen Alter noch mit der Exaltiertheit und der Koketterie einer jungen Frau auf – und ist sich ihrer Ausstrahlung bewusst. Dies war schon so, als sie 1973 den ersten Geschäftstermin mit Caspar E. Manz, dem Besitzer des Hotels «St. Gotthard», vereinbarte. Sie wollte seine legendäre «Hummerbar» beliefern. Ljuba Manz erinnert sich, als sei es gestern gewesen: «Wir trafen uns am Freitag, den 13. Juli, um 13.00 Uhr in Zürich. Da konnte eigentlich nur alles schiefgehen.» Doch es ging gut – sehr gut sogar. Die junge Fischverkäuferin fädelt den Deal ihres Lebens ein und fand gleichzeitig ihren Traummann.

Jetzt lächelt Ljuba Manz und schaut auf die Uhr. Der nächste Termin wartet. Noch immer beherrscht sie das Spiel mit Öffentlichkeit und Medien wie nur wenige. Als sie 2014 den über dreissig Jahre jüngeren Mathematiker Marco Conte heiratete, tuschelte die Zürcher Gesellschaft leicht verlegen und irritiert. Doch spätestens, wenn Ljuba Manz im «St. Gotthard» jeweils am 13. Januar zu ihrer legendären russischen Silvesterparty lädt, kommen sie alle: die Schönen, Reichen und Mächtigen. Und sie werden sich einmal mehr vergewissern: Dort, wo Ljuba Manz ist, schlägt der Puls des Lebens besonders stark.

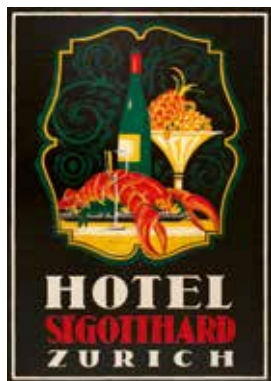
Thomas Renggli

Brandt und Walter Scheel. Ende der sechziger Jahre musste das Gebäude über der «Hummerbar» völlig erneuert werden, was auch diesmal ohne auch nur eine vorübergehende Schliessung gelang. Denn die manzsche Devise war und blieb: «Niemals schliessen, niemals Gäste verlieren». Neben den beliebten Hummern und Austern gab es bald auch eine Wildsaison, das Restaurant «Bouillabaisse», ein «Steakhouse», eine «Champagner-Bar», das «Wiener Café» und bereits seit 1956 ein Strassencafé an der Bahnhofstrasse. Dies erforderte Mut im zwinglianischen Zürich, wo Müssiggang ebenso wie eine südlich-mediterrane Stimmung noch verpönt waren.

### Stürmische Expansionsjahre

Caspar E. Manz hatte sich 1952 verheiratet, und seine Gattin Greth Ehrbar gebar die Kinder Christian, die Zwillingstochter Regula und Brigitte sowie Oscar. Sie verstarb allerdings bereits 1971, was Manz in eine tiefe Krise stürzte. Ein letztlich unerschütterliches Gottvertrauen, seine Pferde und die Hilfe guter Freunde liessen ihn an diesem Schicksalsschlag aber nicht verzweifeln. Mit Richard Sprüngli verband ihn nicht nur die gemeinsame Leidenschaft fürs Reiten und für die Jagd, sondern auch das Engagement für eine attraktive, gepflegte Bahnhofstrasse. Caspar E. Manz verkörperte das Muster eines soliden, hochkorrekten Urzürchers, sei es als erfolgreicher Geschäftsmann, Offizier, Kämbel-Zünfter, Gildenmitglied der Bombenwerfer oder des Reitclubs Zürich.

1959 wurden die Erd- und Untergeschosse des «St. Gotthard» vollständig ausgehöhlt, wobei die Gäste wiederum guten Humor behielten und ihre Zimmer via improvisierte Zugänge bezogen. Seit den sechziger Jahren erweiterte Caspar E. Manz das Unternehmen als CEM-Gruppe, spezialisiert auf Pacht- und Managementbetriebe. 1969 kaufte er das «Continental» in Lausanne aus Konkurs. Was 1973 mit einem Geschäftstelefon über den Verkauf von Austern der Teilnehmerin eines Basler Comestible-Geschäfts begonnen hatte, wurde für Caspar E. Manz zur entscheidenden Begegnung seines Lebens. Der Endvierziger verliebte sich augenblicklich in die junge, strahlende und zupackende Ljuba Lurje, die er 1974 heiratete. Die glückliche Verbindung setzte beim Paar ungeahnte Energien frei, und die entscheidungsfreudige Ljuba wurde vom Personal sofort respektiert. Sie legte bei jedem Detail Hand an und kümmerte sich liebevoll um das Wohlergehen der Gäste genauso wie um ein geschmackvolles Ambiente. Ljuba setzte auf die Idee des Hoteleigentums, wozu die Blagomanz AG zur Führung der eigenen Betriebe gegründet wurde. 1976/77 folgte der Bau



Legendäre Abende.

des Hotels «Oro Verde» in Ecuador, später kam das dortige «La Laguna» hinzu. 1978 erwarb das Ehepaar das «Hotel de la Paix» in Genf. Nach der Geburt der Zwillinge Michael und Alexander im Jahr 1980 gelangte das Basler «Euler» in manzchen Besitz. Am Rheinknie folgten dann auch noch das «Central», das «Helvetia» («b\_smart-Motel») und das «Metropol».

### Rückbesinnung aufs Kerngeschäft

1987 übergab Caspar E. Manz seiner Frau Ljuba die Gesamtleitung der Unternehmung Manz Privacy Hotels. Sie hatte sich auf diese Aufgabe jahrelang vorbereiten können, und Persönlichkeiten wie der frühere Migros-Chef Pierre Arnold oder der österreichische Unternehmer Friedrich Jahn standen ihr beratend zur Seite. Manz war sehr enttäuscht darüber, dass ihn alte Geschäftspartner und angestellte Manager hintergehen wollten. Ljuba wurde sogar vom Generaldirektor denunziert, sie sei eine Spionin des russischen Geheimdienstes, was tatsächlich Eingang in ihre Staatschutzakten in Bern fand. In der Folge trennte sie sich von selbstherrlichen Chefs und konzentrierte sich wieder auf das Kerngeschäft: den Betrieb der fünf familieneigenen Hotels sowie der Anteile an den Hotels in Lateinamerika, kurz der Manz Privacy Hotels.

Dem «St. Gotthard» verlieh sie mit ihren musikalischen Interessen und ihren illustren Freunden ein unverwechselbares Flair. Ljuba organisierte Modeschauen, Konzerte und legendäre Abende, speziell die Silvesternacht oder den russischen Silvester nach gregorianischem Kalender. Der eher konservative Caspar E. Manz liess seine Ljuba nicht nur gewähren, sondern beflügelte sie

in ihren Aktivitäten. Die Kombination funktionierte ausgezeichnet: Sie hatte sich aus eigener Kraft zur Kauffrau ausgebildet und drängte auf bessere Bewirtschaftung, er wiederum lebte ihr den weltmännisch-souveränen Auftritt als vollendeter Gentleman vor. Ljuba pflegte stets Kontakt zu ihren früheren Landsleuten und gründete nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion den Russian Business Club. Ihre Grosszügigkeit, ihre Hilfsbereitschaft und ihre Freundschaft zu so vielen dauern bis heute an.

Über zahlreiche Jahre leitete Ljuba das Unternehmen erfolgreich und wirkte insgesamt länger als Gastgeberin, als die drei männlichen Generationen der Familie Manz vor ihr. Das Ehepaar Manz erlebte die Freude, dass seine Zwillinge Alexander und Michael hervorragende Pianisten wurden, die oft auch gemeinsam konzertierten. 2006 traten die beiden in die Geschäftsleitung des Familienunternehmens ein und übernahmen schliesslich auch die operative Leitung der Manz Privacy Hotels. Caspar E. Manz verstarb 2010 im hohen Alter von 87 Jahren, wonach die Zwillingssöhne das Familienunternehmen verliessen, um sich selber als Unternehmer zu entwickeln. Heute führen sie erfolgreich eigene Firmen. Ljuba leitet die internationale Hotelgruppe in ungebrochener Aktivität als Verwaltungsratspräsidentin. Was Caspar E. und Ljuba vorgelebt haben, ist in allen Manz-Häusern 135 Jahre lang lebendig geblieben: Individualität und persönliche Ausstrahlung statt kalter Systemhotellerie und industrialisierter Gastlichkeit.

**Ljuba Manz, Rudolf Farner:** 60 Jahre Caspar E. Manz 1923–1983: C.J. Bucher AG, 1983.

**Caspar E. Manz, Ljuba Manz:** 100 Jahre Hotel St. Gotthard 1889–1989: Hotel St. Gotthard, 1989.

**René Lüchinger, Birgitta Willmann:** Ljuba Manz. Russische Seele – Wiener Herz. Das bewegte Leben der Schweizer Hotelkönigin: Stämpfli Verlag, 2019.



Glückliche Verbindung: Michael, Alexander, Caspar und Ljuba Manz (v. l.)



fotolia.com © Carsten Krüger



Pixabay © Albrecht Fietz



fotolia.com © EcoView

## VIP-Spezialreise «Zauber Südafrikas» Auf den Spuren der «Big Five»

Südafrika bezaubert mit seiner vielfältigen Landschaft, von Wüsten bis zu Regenwäldern, von Bergen bis zu Traumstränden, sowie einer bis heute unbezwungenen Tierwelt. Unsere 15-tägige Exkursion führt uns von der lebendigen Metropole Kapstadt mit dem majestätischen Tafelberg zu atemberaubenden Naturschönheiten und unvergesslichen Begegnungen mit den «Big Five».

Nach unserem Nachtflug lernen wir als Erstes Kapstadt kennen. Am folgenden Tag schweben wir mit der Seilbahn auf den 1087 Meter hohen Tafelberg, das ikonische Wahrzeichen dieser faszinierenden Stadt. Für Interessierte bietet sich ein Besuch der berühmten Insel Robben Island an, wo einst Nelson Mandela inhaftiert war. Ebenfalls buchbar ist ein Ausflug zum Kap der Guten Hoffnung mit Fahrt auf dem spektakulären Chapman's Peak Drive und Besuch der Brillenpinguine am Boulders Beach.

Unsere nächste Destination ist Stellenbosch, bekannt für seine historischen Gebäude im kapholländischen Stil. Hier können wir auf einem Weingut die erlesenen Weine der Region verkosten, bevor unsere Reise zur Lodge in Montagu weitergeht. Die Straussenfarm in Oudtshoorn und die beeindruckenden Tropfsteinhöhlen der Cango Caves in den Swartbergen sind weitere Höhepunkte unserer Reise. Entlang der Garden Route erreichen wir schliesslich unsere Lodge in Knysna.

Weiter geht es nach Gqeberha, früher bekannt als Port Elizabeth. Ein Inlandsflug bringt uns bequem nach Durban, von wo aus wir mit dem Bus nach St. Lucia weiterreisen. Hier erleben wir auf einer Bootsfahrt in der Mündung spannende Begegnungen mit Flusspferden und Nilkrokodilen.

Im Hluhluwe-Imfolozi-Park begeben wir uns auf die Suche nach den berühmten «Big Five» – ein unvergessliches Erlebnis. Im kleinen Königreich Eswatini erhalten wir von den Swazi einen Einblick in das traditionelle Leben im südlichen Afrika, gefolgt von einer ganztägigen Safari im weltberühmten Kruger-Nationalpark. Der fakultative Ausflug bietet uns die Gelegenheit, die Panorama Route mit ihren atemberaubenden Ausblicken und dem spektakulären Blyde River Canyon zu erkunden. Auf der Fahrt zum Flughafen Johannesburg besuchen wir Pretoria, wo die Union Buildings und das Voortrekkerdenkmal auf uns warten.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub).

### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Spezialreise «Zauber Südafrikas»

##### Reisetermin:

11. bis 25. November 2024

##### Leistungen:

- Flug mit SWISS/Lufthansa Zürich-Kapstadt und Johannesburg-Zürich
- Inlandsflug Gqeberha-Durban
- 12 Übernachtungen mit Halbpension in 3- bis 4-Sterne-Hotels und Lodges
- Rundreise/Ausflüge lt. Programm (Kapstadt, Tafelberg, ganztägige Safari im Kruger-Nationalpark und vieles mehr)
- Qual. deutschsprachige Reiseleitung

##### Preis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit Weltwoche-Abo:	Fr. 3950.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 4250.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 400.–

##### Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Robben Island»	Fr. 55.–
Ausflug «Kap der Guten Hoffnung»	Fr. 95.–
Ausflug «Panorama Route»	Fr. 65.–

##### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

##### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Die unehrliche SPD

Unter der Führung von Kanzler Scholz gleicht die deutsche Politik zunehmend einem Hasen.



**J**a, es gibt noch jene Stimmen in der Politik und den Medien des Westens, die Wladimir Putin für einen verhinderten Friedensfürsten halten, der lediglich das russische Grossreich wiedervereinigen wolle. Die Ukraine habe er nur angegriffen, um sein Land vor der Aggression der dort regierenden Faschisten zu schützen und der militärischen Bedrohung seines Landes durch die Nato vorzubeugen. Wenn man nur aufhöre, der Ukraine Waffen zu liefern, werde dort zwingend auch der Frieden zurückkehren. Wenn nämlich Russland einmal gewonnen habe, gebe es auch keinen Grund mehr, in der Ukraine Kraftwerke zu bombardieren und Frauen zu vergewaltigen. Die andere Sicht hat kürzlich der schwedische Aussenminister Tobias Billström formuliert: «Es ist ein gefährlicher Moment in der Geschichte der Menschheit, denn es geht darum, ob wir bereit sind, uns für die Weltordnung einzusetzen, die nach dem Zweiten Weltkrieg festgelegt wurde. Grössere Staaten dürfen kein Recht haben, sich kleinere Staaten einzuverleiben.» Aus dieser Logik folgt die westliche Unterstützung der Ukraine bei ihrem Abwehrkampf gegen die russische Aggression.

Aber diese Logik wackelt, und sie wackelt besonders stark in der SPD, der Partei des Bundeskanzlers Olaf Scholz. Dort hat sich schon immer ein traditioneller, gegen die USA gerichteter Antikapitalismus mit einer Schwäche für die Sowjetunion und später für Putins Russland verbunden. Darum durfte auch der Putin-Freund Gerhard Schröder in der SPD verbleiben, und die von Scholz im Februar 2022 unter dem Druck der Ereignisse verkündete «Zeitenwende» wurde

nur halbherzig umgesetzt: Die Finanzierung der Bundeswehr hängt ab 2025 in der Luft. Die SPD möchte weiterhin lieber teure soziale Wohltaten als Panzer und Geschütze finanzieren. Seit dem Beginn des Ukraine-Kriegs verzögert der Bundeskanzler die Lieferung wirksamer Waffen – Kampfpanzer, Flugzeuge, Marschflugkörper –, so gut er nur kann. Offenbar hat Scholz eine grosse Angst davor, dass es der Ukraine mit Hilfe deutscher Waffen gelingen könnte, die Nachschublinien über die Krim zu unterbrechen und so eine strategische Wende des Kriegs herbeizuführen. Unter der Führung von Scholz gleicht die deutsche Politik zunehmend einem Hasen, der sich angesichts des nahenden Fuchses ängstlich in die Furche kauert und hofft, von diesem zugunsten anderer Ziele übersehen beziehungsweise verschont zu werden.

Die mal offenen, mal versteckten Drohungen Putins mit der nuklearen Option verstärken in der SPD den pazifistischen Reflex. Der Kanzler könnte sich mittlerweile, selbst wenn er eine striktere Ukraine-Politik wollte, seiner Trup-

*In der SPD hat sich ein Antikapitalismus mit einer Schwäche für Putins Russland verbunden.*

pen nicht mehr sicher sein. Das zeigte die kürzlich erhobene Forderung des SPD-Fraktionsvorsitzenden Rolf Mützenich nach einem «Einfrieren» des Konflikts, die in der SPD-Fraktion breit unterstützt wurde. Im besten Fall wäre dieses «Einfrieren» eine Kampfpause in Form eines Waffenstillstands. Russland könnte dann

in Ruhe bis zur nächsten Angriffswelle weiter aufrüsten, während die Ukraine auf die jetzt von Russland besetzten Gebiete de facto dauerhaft verzichten müsste und gleichwohl keine Garantie für einen künftig friedlichen russischen Nachbarn hätte. Das «Einfrieren» wäre genau jenes Hissen der weissen Fahne, das auch der Papst einige Tage vor Mützenich von der Ukraine gefordert hatte. Mit einer solchen Mentalität hätte die Schweizer Eidgenossenschaft vor 700 Jahren niemals die Herrschaft der Habsburger abschütteln können.

**N**eben Friedenssehnsucht und Nuklearangst gibt es aber auch sehr erdgebundene Gründe für den Schwenk der SPD in der Ukraine-Politik: Aus schierer Existenzangst beginnt sie in der Aussenpolitik in den Revieren von AfD und BSW (Bündnis Sahra Wagenknecht) zu wildern. Beide Parteien sind demoskopisch im Aufwind. Sie fordern den Stopp der Waffenlieferungen an die Ukraine und sind offenbar bereit, diese an Putins Russland auszuliefern. Dafür belohnt sie der Wähler: In Sachsen, wo im September gewählt wird, liegt die AfD bei 34 Prozent, das BSW bei 11 Prozent, die SPD aber nur bei 6 Prozent. In Thüringen sieht es nicht besser aus.

Während sich AfD und BSW ihre verantwortungslose Positionierung in der Ukraine-Frage als Protestparteien leisten können, ist das bei der SPD nicht der Fall: Hin und her gerissen zwischen pazifistischem Opportunismus und aussenpolitischer Notwendigkeit, ist sie in Gefahr, vollends an Glaubwürdigkeit zu verlieren und so ihre Existenz aufs Spiel zu setzen.

# Nationale Strategien des Irrsinns

Sie sind die neuste Wunderwaffe der Staatsgläubigen: sogenannte nationale Strategien gegen alles und für jedes. Sie wirken wenig, aber kosten viel.

Philipp Gut

**N**ationale Strategien» nennt sich ein beliebtes Instrument nationaler Politiker. Susanne Vincenz-Stauffacher (FDP) fordert eine «nationale Strategie des Wasserverbrauchs». Christine Bulliard-Marbach (Mitte) möchte eine «nationale Strategie für Betreuung und Wohnen im Alter und bei Behinderung». Sibel Arslan (Grüne) verlangt eine «Strategie und einen Aktionsplan gegen Antisemitismus». Hans Stöckli (SP) will Adipositas in die «nationale Strategie zur Prävention nichtübertragbarer Krankheiten» aufnehmen.

## Schleusen sperrangelweit offen

Die Forderung nach nationalen Strategien kann alles und jedes umfassen; sie können gegen alles und für alles eingesetzt werden, wie ein Blick in die Geschäftsdatenbank des Parlaments zeigt: von der Internetkriminalität zur Altersdemenz, vom Cybermobbing zur Krebsbekämpfung, von der Antibiotikaresistenz zu Frauenhäusern, von der Erschliessung der Tourismusregionen durch den öffentlichen Verkehr zur Bekämpfung von Gewalt gegenüber älteren Menschen, von der nationalen digitalen Sicherheit zur Überwachung und Förderung der Biodiversität und von einer «nationalen, mit den Kantonen koordinierten Strategie für den Mittelstand» bis zu einer «nationalen Strategie, um das Waldsterben in der Schweiz zu stoppen und die entstandenen Schäden zu beheben».

Besonders im Schwange sind nationalen Strategien im Gesundheitsbereich unter der Ägide des zuständigen Bundesamts für Gesundheit (BAG). So gibt es eine nationale Strategie zur Prävention der saisonalen Grippe, eine nationale Strategie Palliative Care, eine nationale Strategie zur Maserielimination, eine nationale Strategie zu Impfungen, eine nationale Strategie Sucht, eine nationale Strategie zum Schutz vor Spital- und Pflegeheiminfektionen, eine «Endemiestrategie Covid-19+» und so weiter und so fort.

Auch in der vergangenen Frühlingssession erschallte der Ruf nach nationalen Strategien im

Bundeshaus. Nehmen wir eine davon exemplarisch unter die Lupe: Am 14. März stimmte der Nationalrat einer Motion der Genfer SP-Parlamentarierin Estelle Revaz zu, welche die «Bekämpfung der Armut durch die Verlängerung des Präventionsprogramms und die Verabschiedung einer nationalen Strategie» verlangt. Damit gab die grosse Kammer ihren Segen zu einem umfangreichen, zeitlich nicht absehbaren Staatshandeln mit entsprechenden Kostenfolgen auf allen Ebenen, vom Bund über die Kantone bis zu den Gemeinden. Die Motion fordert wörtlich:

1 — «das 2024 auslaufende nationale Programm zur Prävention und Bekämpfung von Armut zu verlängern und die Plattform und das Monitoring bis mindestens 2030 mit ausreichenden Mitteln zu finanzieren»

2 — «eine nationale Strategie zur Bekämpfung der Armut zu verabschieden, um unter Wahrung des Subsidiaritätsprinzips die Kantone

*Es braucht dringend eine nationale Strategie zur Beendigung der nationalen Strategien!*

und Gemeinden in ihren Anstrengungen für den Zugang zu Bildung und zur Gesundheitsversorgung, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, den Zugang zu erschwinglichem Wohnraum und für die Sicherstellung würdiger Arbeitsbedingungen und Einkommen zu unterstützen. Für die Umsetzung dieser Strategie sind ausreichende Mittel bereitzustellen.»

Mehr können ein einzelner parlamentarischer Vorstoss und eine einzelne nationale Strategie nun wirklich kaum fordern und fördern wollen: Bildung, Gesundheit, Beruf, Familie, Wohnen, Arbeit, Einkommen – was für ein Wunschkonzert! Dass ein solch ausuferndes, schwammiges Ansinnen zur «Armutsbekämpfung» im Nationalrat erst noch deutlich durchkommt, ist – das Wortspiel sei erlaubt – ein Armutszeugnis für die Politik. Die Motion Revaz wurde mit 117 zu 59 Stimmen angenommen, ein-

zig die SVP-Fraktion war dagegen. Dass die linken Parteien einem derart pauschalen Staatsauftrag das Wort reden, überraschend nur bedingt. Dass aber auch die Freisinnigen, die Grünliberalen – die sich immerhin «liberal» nennen – und die bürgerliche Mitte mitmachen, ist schon eher erklärungsbedürftig. Offenbar sind die Schleusen in Bundesbern sperrangelweit offen – auch für solch nationale Strategien des staats- und finanzpolitischen Irrsinns.

Der Bundesrat lehnte die Motion zwar ab, allerdings nicht aus grundsätzlichen Überlegungen, sondern weil es auf Bundesebene bereits mehrere Geschäfte gebe, die sich mit der Armutsbekämpfung beschäftigten und weil er der «ordentlichen Behandlung dieser Geschäfte» nicht vorgreifen wolle. Bundesrätin und Sozialministerin Elisabeth Baume-Schneider (wie Motionärin Revaz eine Sozialdemokratin) betonte in der Ratsdebatte vielmehr, dass es einen «Handlungsbedarf» gebe. Neben der vom Nationalrat angestrebten nationalen Strategie gegen Armut fordert die SP-Fraktion ein eigenes «Armutsbekämpfungsgesetz».

## Profiteure im Sozialkuchen

Bereits in den Jahren 2014 bis 2018 betrieb der Bund ein «nationales Programm zur Prävention und Bekämpfung von Armut», das er bis 2024 verlängerte – und das der Nationalrat nun nochmals verlängern und anschliessend eben in eine nationale Strategie umwandeln will. Es handelt sich um ein Perpetuum mobile diverser Massnahmen, die bis anhin nichts Zählbares gebracht haben – und es wohl auch in Zukunft nicht tun werden. Die absurde Logik dieser Politik himmelhoch gesteckter Ziele, ob sie nun in «nationale Programme» oder in «nationale Strategien» gegossen werden, besteht nämlich darin, dass sie erklärermassen nichts nützen und dass sie, eben weil sie nichts nützen, verlängert und verlängert und verlängert werden.

Sie finden das maliziös? Dann hören wir doch den O-Ton der Regierung und des verantwortlichen Bundesamts für Sozialversicherungen (BSV): «Der Bundesrat beurteilte im Jahr 2018 den Problemdruck angesichts der Armuts-

situation als weiterhin hoch und unterschied sich deshalb, die im Rahmen des nationalen Programms gegen Armut etablierten, bewährten Arbeiten bis Ende 2024 fortzusetzen.» An der Armutssituation hat sich nichts geändert, aber die Massnahmen haben sich bewährt. So kann man das auch sehen.

Deutlich wird bei genauerer Betrachtung, dass das Programm nicht eigentlich der Bekämpfung der Armut dient, sondern eher eine Armutsbekämpfungsindustrie im Speckgürtel der Verwaltung finanziert. So berichtet das BSV, das nationale Programm habe «fundiertes neues Wissen über Armut erarbeitet, Beispiele guter Praxis identifiziert und Akteure der Armutsprävention und -bekämpfung vernetzt». Von den Armen selbst kein Wort. Sie profitieren davon mit keinem Rappen. Umso mehr profitieren die «Akteure» im sozialen Beratungskuchen.

Auf Anfrage der *Weltwoche* legt das Bundesamt für Sozialversicherungen die Kosten offen: Das nationale Programm (noch nicht die angepeilte Strategie) kostet während fünf Jahren durchschnittlich 1,8 Millionen Franken, also neun Millionen, allein auf Bundesebene. Weitere Kosten für die «Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Akteuren», «Austauschmassnahmen», Analysen und Pilotprojekte fielen bei

Kantonen und Gemeinden an. Das «befristete» nationale Programm wurde dann 2018 verlängert und umbenannt in eine «nationale Plattform zur Bekämpfung und Prävention von Armut 2019–2024». Obwohl die Zusammenarbeit der verschiedenen Staatsstellen und weiterer Programmpartner bereits etabliert wurde, wurde weiterhin jährlich eine halbe Million Franken für die «Förderung der Zusammenarbeit» und die «Bearbeitung von Schwerpunktthemen» ausgegeben, also total nochmals 2,5 Millionen. Derzeit kläre der Bundesrat «eine allfällige Weiterführung» ab, so das BSV.

### Bund weiss nicht, was er ausgibt

Und das ist noch nicht alles: Darüber hinaus finanzieren die Steuerzahler auch ein «nationales Armutsmonitoring», das sogar gänzlich unbefristet ist. Das Parlament hat bereits 2020 den Bundesrat beauftragt, «alle fünf Jahre einen umfassenden Bericht zur Armutssituation in der Schweiz vorzulegen». Die Arbeiten zur Umsetzung der Motion sind seit 2022 angelaufen, ein erster Bericht soll Ende 2025 vorgelegt werden. Bundesseitig belaufen sich die jährlichen Kosten auf eine halbe Million Franken.

Die nationalen Strategien, Programme, Monitorings und dergleichen mehr sind häufig

nicht nur weitgehend wirkungslos, manche von ihnen sind auch nachweislich schädlich, wie etwa die nationale Strategie «Berufsbildung 2030», mit der die privaten Berufs-, Laufbahn- und Studienberater vom Staat mit unfairen Mitteln praktisch aus einem funktionierenden Markt gedrängt werden («Staat gegen Privat», *Weltwoche* Nr. 13/24).

Beim Begriff «nationale Strategie» handelt es sich übrigens nicht um einen rechtlich definierten Begriff. Die Politiker können damit machen, was sie wollen. Einen Überblick über den Wildwuchs hat nicht einmal die Bundesverwaltung selbst. Zur Anzahl und den Gesamtkosten laufender nationaler Strategien verfügt die Bundeskanzlei «nicht über Informationen», wie sie der *Weltwoche* mitteilt.

Solange das nicht klar ist und solange keine nachweisbaren Erfolgsauswertungen vorliegen, hier ein Vorschlag aus Sicht der Steuerzahler: Es braucht dringend eine nationale Strategie zur Beendigung der nationalen Strategien! Und was die Armutsbekämpfung betrifft: Wie wär's, wenn sich der Staat aus der Wirtschaftspolitik möglichst heraushalten und den Unternehmen mehr Luft zum Atmen und Arbeiten geben würde? Das würde die Armut wirkungsvoller bekämpfen als jede politische und bürokratische «Strategie».

★★★★★  
„ICH MAG DEN  
SANFTEN  
GESCHMACK  
SEHR.“

JENNI, 29



DUNHILL

Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.

Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage. Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.

# Eine Niederländerin aus Gstaad will Bern regieren

SP-Gemeinderätin Marieke Kruit ist auf dem Sprung ins höchste Amt der Bundesstadt. Damit steht auch Alain Bersets schillernder Ex-Berater Peter Lauener vor einem Comeback.

Marcel Odermatt

**S**eit 32 Jahren regieren in Bern SP und Grüne. In diesen drei Dekaden hat sich die Bundesstadt zu einem Eldorado für linke Ideen, Fantasien und Abgründe gemausert. So hat das Berner Parlament auf Antrag der Alternativen Linken kürzlich beschlossen, dass alle Werbeplakate aus der Stadt verschwinden müssen. Nur politische und kulturelle Plakate sollen künftig aufgehängt werden dürfen. Die Exekutive entschied derweil, aus Seenot gerettete Menschen direkt aufzunehmen. Und die Beamten schickt man mit 63 Jahren in Pension – ohne Kürzungen der Leistungen, versteht sich.

Was dieses linke Utopia interessanterweise noch nie hatte: eine Stadtpräsidentin – oder wenigstens jemanden, der sich so gelesen hätte. 2016 unternahm die SP alles, um ihren Star Ursula Wyss ins Amt zu hieven und den Sitz des populären Alexander Tschäppät zu verteidigen. Die Mission floppte, der Grüne Alec von Graffenried kochte seine Konkurrentin ab.

## Rückkehr der Roten

Jetzt nehmen die Genossen einen neuen Anlauf. Marieke Kruit fordert den 61-jährigen, ehemaligen Nationalrat im November zum rot-grünen Bruder- und Schwesternkampf heraus. Die 56-jährige Gemeinderätin (Regierung)

*Laueners Entlassung trieb seine Frau zur Weissglut: Kruit werde Berset nie verzeihen, sagen Insider.*

soll die Scharte von 2016 ausweiten: erste Frau und eine Rückkehr der Roten an die Spitze der Kapitale. Seit den fünfziger Jahren hatten mit einer Ausnahme alle Berner Stadtpräsidenten ein sozialdemokratisches Parteibuch.

Die Psychologin wuchs in Turbach bei Gstaad auf. Ihre niederländischen Eltern führten ein Hotel, das über die Kantonsgrenzen für ihre Röstispezialitäten bekannt war. Erst als Schulkind lernte sie Deutsch, noch heute hört man einen leichten Akzent. Zuerst arbeitete sie beim Berner

Bern

Regionalradio und moderierte später die Nachrichtensendung von Telebärn.

Ihr Status als lokaler Promi schadete ihr sicher nicht beim Einstieg in die Politik. 2013 schaffte sie auf Anhieb den Sprung in den Stadtrat (Parlament). Zu dieser Zeit entschied sich auch ihr Mann – Peter Lauener – zu einem Karriereschritt. Der damalige Kommunikationsleiter des Gewerkschaftsbunds (SGB) wechselte zu Alain Berset, um für den Innenminister als Kommunikationsberater zu arbeiten.

In der Folge wurde Lauener rasch zum wichtigsten Spindoktor im Bundeshaus und wich nie von Bersets Seite. Anfang Januar 2021 erreichte das Ehepaar Kruit/Lauener den Höhepunkt: sie als neues Mitglied der Stadtberner Regierung, er als Einflüsterer des einflussreichsten Bundesrats und Corona-Lenkers.



«Vögelwohl»: Politikerin Kruit.

Zwei Jahre später folgte der jähe Absturz. Nach Indiskretionen im Zusammenhang mit Pandemiemassnahmen liess Berset seinen treuen Gehilfen fallen. Eine Schmach und Ungerechtigkeit, die seine Frau zur Weissglut trieb: Kruit werde Berset nie verzeihen, sagen Insider.

## An der Kochergasse 38 gesichtet

Lauener versuchte in den letzten Monaten wieder Fuss zu fassen. Obwohl es nach einigem Tohuwabohu hiess, er habe sein Engagement bei der Kommunikations- und Politikagentur Les Tailleurs Communication nach kurzem Gastspiel wieder beendet, wird er regelmässig am Sitz an der Kochergasse 38 in Bern gesichtet. Als Verwaltungsratspräsident der Firma amtiert Ex-SVP-Grossrat, Ex-BDP und heute Mitte-Nationalrat Lorenz Hess, der wiederum beste Kontakte zur in der nationalen Politik omnipräsenten Agentur Furrerhugi hat.

Ein realistisches Szenario: Der gefallene, gedemütigte und vorgeführte Lauener feiert in einigen Monaten ein Comeback als First Man von Bern. Wieder etwas im Schatten einer anderen Persönlichkeit – dieses Mal seiner Frau –, aber immerhin.

Eine einfache Übung wird es jedoch nicht. Der amtierende Stadtpräsident Graffenried ist mit allen Wassern gewaschen. Schon vor acht Jahren gelang es ihm durch geschicktes Taktieren, die letzten verbliebenen bürgerlichen Wähler auf seine Seite zu ziehen und gegen die höher bewertete Wyss zu reüssieren. Von Graffenried gibt sich kampfeslustig und lässt vom prächtigen Stadtpalais Erlacherhof, dem Amtssitz des Stadtpräsidenten, verbreiten, er fühle sich «vögelwohl», sein Amt mache ihm «extrem Spass».

Wenn zwei sich streiten, könnte eine Dritte lachen. Nach 32 Jahren linker Dominanz hat sich der bürgerliche Block zusammengerauft, um das Rennen aufzumischen. Denkbar, so ist in Bern zu hören, dass sie ihre aussichtsreichste Kandidatin, die Grünliberale Nationalrätin Melanie Mettler, gegen von Graffenried und Kruit antreten lassen. Angesichts des Frusts über die rot-grünen Eskapaden werden ihre Chancen von Beobachtern als durchaus intakt beurteilt.



# Ich fühle mich belogen

Einige Beispiele von Regierung und Medien.



Das Einzige, was mich noch wütender macht als ein Lügner, ist ein Lügner, der denkt, ich sei dumm. Hier liegt der mangelnde Respekt nicht nur in der Lüge an sich, sondern auch darin, dass der Lügner es nicht einmal für notwendig erachtet, sich eine gute Lüge für mich zu überlegen. Oder anders gesagt: Wenn ich schon angelogen werde, dann soll man sich wenigstens Mühe geben.

Mit der deutschen Regierung und weiten Teilen der deutschen Medienlandschaft verhält es sich ähnlich. Nicht nur, dass man belogen wird, man wird es auch auf die denkbar stupideste Art. Deutschlands Innenverteidiger Antonio Rüdigers Fingergeste ist hier genauso ein Beispiel wie die Trans-Ideologie.

Die angemessene Reaktion auf all diesen Blödsinn wäre sicherlich ein gepflegtes Auslachen seitens der Bevölkerung, aber die Zeiten, in denen man sich noch über den Wahnsinn, der hier vonstattengeht, lustig machen kann, sind spätestens seit der Schaffung von staatlichen Meldestellen vorbei. «Du findest, dass der Mann ein Mann ist, und sagst das auch? Hier deine Anzeige wegen Volksverhetzung.» Künftig dann verbunden mit einem Bussgeld von 10 000 Euro, wenn das Selbstbestimmungsgesetz kommt. Nein, die Zeiten, in denen man herzhaft über Männer in Frauenkleidern lachen konnte, sind tatsächlich endgültig vorbei.

Dazu kommt noch etwas, das weitaus weniger harmlos daherkommt als die offensichtliche Lüge: das Gaslighting, also die bewusste Manipulation. Hierbei handelt es sich um einen Begriff, den viele, wenn überhaupt, von toxischen Beziehungskonstellationen kennen. Narziss-

tische Partner *gaslighten*. Das heisst: Sie sprechen dir deine Wahrnehmung auch dann noch ab und verkehren alles ins Gegenteil, wenn ihre offensichtlichen Lügen längst aufgefliegen sind.

Manch einen Narzissten könnte man in flagranti im Bett mit einer anderen erwischen oder ihm seitenweise Ausdrücke seiner betrügerischen Nachrichten an andere präsentieren. Er würde immer noch vor einem stehen und es nicht nur abstreiten, sondern auch noch behaupten, dass man selbst derjenige ist, der ein Problem hat und ihn womöglich betrügt. Für den Partner des Narzissten bedeutet das auf Dauer eine psychische Ausnahmesituation, weil es nicht nur nicht möglich ist, Konflikte vernünftig mit dem Narzissten zu klären, ein Eingeständnis oder eine Entschuldigung zu erhalten, sondern sukzessive auch die eigene Wahrnehmung angegriffen wird. Man fragt sich dann: «War es wirklich so, wie ich gesagt habe? Oder hat er vielleicht doch recht?» Massive Selbstzweifel sind die Folge.

Was die sich abwechselnden deutschen Regierungen und ihre medialen Zuarbeiter plus linke Aktivisten seit etwa 2015 betreiben, ähnelt in vielerlei Hinsicht dieser klassischen Gaslighting-Situation. Und das ist auch der Grund, weshalb uns all das, was hier seit fast einem Jahrzehnt passiert, auch persönlich an die Substanz geht. Es ist nicht allein die Migration oder der sich ausbreitende islamische Antisemitismus und auch nicht die Trans-Ideologie.

Es ist nicht die offensichtliche Lüge an sich, sondern die Tatsache, dass uns auch noch ein-

geredet wird, dass die Lüge keine ist und wir das Problem seien. «Was? Sie halten den Mann nicht für eine Frau? Vielleicht sind Sie dann einfach ein bisschen ungebildet und vor allem transphob.» «Nein, das Auftreten von Rüdiger in seinem weissen Gewand auf dem Gebetsteppich mit Tauhid-Finger mag islamistisch wirken,

«Wer das anders sieht, ist ein Nazi. Sind Sie etwa ein Nazi?»

weil wir den Finger in der Vergangenheit auch immer als IS-Finger bezeichnet haben. Aber jetzt ist das kein IS-Finger mehr und alles ganz harmlos. Wer das anders sieht, ist ein Nazi. Sind Sie etwa ein Nazi?»

Bei einigen Deutschen zeigt das permanente Gaslighting nicht mehr die erwünschte Wirkung, weshalb man dazu übergegangen ist, sie mit Meldestellen und Hass- und Hetze-Paragrafen einzuschüchtern. Bei vielen anderen funktioniert es indes noch immer erfolgreich. Der Selbstzweifel ist die Keimzelle des Schweigens. Der Bürger fragt sich: «Ist vielleicht doch etwas falsch an meiner Wahrnehmung?»

Letzteres ist, neben Einschüchterung und sozialer Ausgrenzung, die Haupterklärung dafür, warum all das hier noch immer möglich ist. Nicht die überzeugten Linken, die «gegen rechts» demonstrieren, sind das Problem, sondern eine Bevölkerung, in der immer noch genug Menschen Zweifel an ihrer eigenen Einschätzung haben, weil sie ihnen permanent und vehement abgesprochen wird.

# «Er hat die weibliche Psyche verstanden»

Der Journalist Merlin Holland ist Oscar Wildes einziger Enkel. Hier spricht er über das Vermächtnis des genialen Schriftstellers, über Cancel-Culture und die Fähigkeit, über Unglück zu lachen.

Silvia Pingitore

**M**erlin Holland, 78, ist das einzige Kind von Vyvyan Holland, dem jüngeren Sohn von Oscar Wilde. Der Schriftsteller und Biograf begann in den 1980er Jahren mit der Recherche über seinen Grossvater und veröffentlichte unter anderem die Werke «The Complete Letters of Oscar Wilde», «Irish Peacock & Scarlet Marquess: The Real Trial of Oscar Wilde», «Wilde Album» und «Coffee with Oscar Wilde». In den letzten Jahren hat er an einem neuen Buch über die Jahre nach Oscar Wildes Tod gearbeitet, das in diesem Jahr erscheinen wird. Die Gelegenheit für dieses Interview bot sich bei der Vorstellung der erwähnten Memoiren seines Vaters, «Son of Oscar Wilde», im Dezember in Italien.

**Weltwoche:** Herr Holland, gab es einen bestimmten Moment in Ihrem Leben, in dem Ihnen plötzlich klarwurde, welche Auswirkungen die Arbeit Ihres Grossvaters auf die Welt hatte?

**Merlin Holland:** Ich glaube, der Zeitpunkt, an dem mir am deutlichsten klarwurde, wer er war, dass ich mit ihm verwandt war und dass er zu meiner Familie gehörte, war, als mein Vater mir ein Exemplar seines Buches «Son of Oscar Wilde» zum Lesen gab, und das war, als ich etwa

fünfzehn war. Neulich las ich einen Eintrag in den Tagebüchern meines Vaters – er führte von etwa 1941 bis zu seinem Tod 1967 mehr oder weniger jeden Tag seines Lebens Tagebuch –, in dem er schreibt, dass wir in der Shaftesbury Avenue in London spazieren gingen und dort eine Wiederaufführung von «An Ideal Husband» von Oscar Wilde stattfand. Und offenbar habe ich aufgeschaut und zu meinem Vater gesagt: «Hatte Oscar Wilde nicht etwas mit unserer Familie zu tun?» Ich muss etwa acht oder neun Jahre alt gewesen sein oder so ähnlich. Es wurde nie vor mir versteckt, aber es wurde auch nie eine grosse Sache daraus gemacht. Und ich kann mich er-

*«Provokation fördert die Diskussion, sie fördert das Nachdenken.»*

innern, dass meine Mutter zu mir sagte, als ich etwa zehn oder zwölf war: «Wenn dich jemand fragt, ob Oscar Wilde dein Grossvater war, sagst du einfach: «Ja, er ist vor langer Zeit gestorben» – und wechselst das Thema.» In gewisser Hinsicht war das sehr gesund, denn es wurde keine grosse Sache daraus gemacht.

**Weltwoche:** Hat Ihr Vater Ihnen von seinen Kindheitserinnerungen an Oscar Wilde erzählt?

**Holland:** Nein, und das liegt einfach daran, dass mein Vater seinen Vater zum letzten Mal gesehen hat, als er acht Jahre alt war, und er ihn nie wieder gesehen hat, und meine Mutter wurde zehn Jahre nach dem Tod meines Grossvaters geboren, also gab es keine gemeinsamen Erinnerungen.

**Weltwoche:** In dem Buch «Son of Oscar Wilde» Ihres Vaters wird beschrieben, wie Oscar Wildes Werke im Vereinigten Königreich nach seiner Verhaftung für ungültig erklärt wurden, was heute auch mit anderen Autoren aus anderen Gründen geschieht. Was halten Sie von der Cancel-Culture?

**Holland:** Das ist eine sehr schwierige Frage. Ich möchte mich nicht über die heutige Cancel-Culture äussern. Oscar sagte am Ende eines seiner Essays [«The Truth of Masks», veröffentlicht 1886, die Red.] etwas, das auch heute noch relevant ist: «Nicht, dass ich mit allem, was ich in diesem Essay gesagt habe, einverstanden wäre. Es gibt vieles, mit dem ich überhaupt nicht einverstanden bin. Der Aufsatz vertritt einfach einen künstlerischen Standpunkt, und in der ästhe-



«Heute noch relevant»: Wilde-Enkel Merlin Holland (M.), Wildes Gattin Constance mit Sohn Vyvyan (l.), Merlin mit Vater Vyvyan Holland (r.).



tischen Kritik ist die Haltung alles. Denn in der Kunst gibt es so etwas wie eine universelle Wahrheit nicht. Eine Wahrheit in der Kunst ist das, was im Widerspruch dazu auch wahr ist. Und so wie wir nur in der Kunstkritik und durch sie die platonische Ideenlehre begreifen können, so können wir nur in der Kunstkritik und durch sie das hegelsche System der Gegensätze erkennen. Die Wahrheiten der Metaphysik sind die Wahrheiten der Masken.» Er behauptete also, dass das Gegenteil der Wahrheit den gleichen Wert hat wie die Wahrheit selbst. Und ich denke, dass es nicht richtig ist, heute im Namen einer wachen Kultur Meinungen zu unterdrücken, denn das würde letztlich bedeuten, dass es nur eine einzige Meinung über irgendetwas gibt, und das ist die richtige, die ethische, die angemessene, die moralische, wie auch immer man es nennen mag. Was denke ich also darüber? Ich denke, er wäre darüber absolut entsetzt. Wie ich bereits zu diesem Zitat sagte, provoziert er, er ist provokativ, und ich denke, dass Provokation die Diskussion fördert, sie fördert das Nachdenken, und Nachdenken ist immer eine gute Sache.

**Weltwoche:** Oscar Wilde ist auch Opfer der aktuellen Cancel-Culture.

**Holland:** Oscar liess einige seiner Figuren ziemlich «unerhörte» Dinge sagen, die wir heute als sehr «sexistisch» bezeichnen würden, wie zum Beispiel: «Frauen sind nicht dazu da, verstanden zu werden. Frauen sind dazu da, geliebt zu werden.» Damit könnte man heute nicht mehr durchkommen, und ich muss sagen, dass es Theaterregisseure gab, die in einige seiner Stücke, insbesondere «An Ideal Husband», eingriffen. Einige der Zeilen, die von Frauen gesprochen werden, wurden eliminiert, weil sie sagen: «Oh, das kann man doch heute nicht mehr sagen.» Aber das geschah schon vor zwanzig Jahren. Es wundert mich, dass die Leute noch nicht eine Art Liste von Dingen in Oscar Wildes Werken und Stücken erstellt haben, die so sexistisch sind, dass sie ihn im heutigen politischen Klima überflüssig machen.

**Weltwoche:** Das ist früher oder später zu erwarten, nach dem, was mit Roald Dahls Meisterwerken passiert ist: Sie wurden vom britischen Verlag Puffin im Jahr 2023 zensiert; Wörter wie «fett», «verrückt» und «hässlich» wurden entfernt.

**Holland:** Ich denke, dass die Leute mehr für ursprüngliche Dinge eintreten und sie im Kon-



«Individualismus, Integrität, Sinnlichkeit»: Schriftsteller Oscar Wilde (1854–1900).

text halten sollten. Ich nehme an, das Gegenargument ist, dass es schlecht für die psychologische Entwicklung junger Menschen ist, wenn sie diese Dinge lesen und sie für die Norm halten.

**Weltwoche:** Welches Werk von Oscar Wilde liegt Ihnen am meisten am Herzen?

**Holland:** Das ist eine sehr schwierige Frage. Ich meine, es ist ein bisschen wie in der Musik; man hat Stimmungen, in denen einem bestimmte Arten von Musik mehr zusagen als andere, und ich denke, meine Gefühle zu seinen Werken sind ganz ähnlich. Es gibt Zeiten, in denen ich seine Essays gelesen habe, die sowohl amüsant als auch äusserst nachdenklich sind, sie sind sehr tiefgründig. Sein Buch «Der Sozialismus und die Seele des Menschen» ist zum Beispiel ein Essay, den ich mehrmals gelesen habe,

und ich habe ihn wieder gelesen, als 1989 die Berliner Mauer fiel, fast genau hundert Jahre nachdem er 1891 geschrieben wurde. Eines der Dinge, die mich beeindruckt haben, ist, dass der Sozialismus niemals erfolgreich sein wird, solange

«Einige der Zeilen, die von Frauen gesprochen werden, wurden eliminiert.»

er nicht die Rechte des Individuums respektiert. Und genau das ist es, was den osteuropäischen Kommunismus zu Fall gebracht hat, die Tatsache, dass sie die Rechte des Einzelnen unterdrückt haben, und das ist es, was er hundert Jahre zuvor gesagt hat. Ich denke also, dass die Essays etwas sind, das ich immer mit grossem Vergnügen lese, weil sie nachdenklich sind und mich zum Nachdenken bringen, und natürlich ist es wunderbar, die Stücke zu sehen. Allerdings habe ich dabei ein seltsames Gefühl.

**Weltwoche:** Was für ein seltsames Gefühl?

**Holland:** Es ist ein seltsames Gefühl, in einem Theater zu sitzen, inmitten all dieser Menschen, die sich «The Importance of Being Earnest» ansehen, eine der grössten Komödien in englischer Sprache. Und man sieht diese Leute, die über die wunderbare, absurde Konstruktion der Sprache, die so perfekt abgestimmt ist, schallend lachen. Und ich denke mir, das war mein Grossvater, um Himmels willen, wissen Sie, das ist fast ein *double take*. Und das liegt, glaube ich, zum Teil daran, dass ich dazu erzogen wurde, mich

von ihm zu trennen. Es ist ein seltsames Gefühl, und es ist etwas, mit dem ich selbst in meinem Alter immer noch ein wenig kämpfe, um die Tatsache zu begreifen, dass ich mit ihm blutsverwandt bin, aber es wurde mir als Kind so sehr eingetrichtert, dass ich nichts daraus machen sollte. Diese kindischen Dinge, die man zu glauben gelehrt bekommt und auf die man grundlos verzichten muss, hängen mir immer noch nach, und manchmal fühle ich mich gar nicht wirklich mit ihm verwandt. Und das liegt an der Haltung, die, wie ich glaube, hauptsächlich von meiner Mutter eingenommen wurde.

**Weltwoche:** Was war es, das ihn dazu brachte, die Gesellschaft so gut zu scannen und zu verstehen?

**Holland:** Lassen Sie mich die Frage umdrehen und Ihnen eine Frage stellen. Was glauben Sie,

## Oscar Wilde

### Poet, Dandy, Häftling

Oscar Wilde passte eigentlich perfekt in den heutigen urbanen Zeitgeist: individualistisch, bisexuell, vollmundig. Die Aphorismen des Dandys würden in den politisch korrekten Kreisen allerdings nicht immer auf Gegenliebe stossen. «Wer eine gute, verständige und schöne Frau sucht, sucht nicht eine, sondern drei», stichelte er. Oder: «Frauen haben es auf dieser Welt viel besser als Männer; es gibt viel mehr Dinge, die ihnen verboten sind.» Wildes spitze Zweizeiler waren das eine, seine geistreichen Theaterstücke das andere: «The Importance of Being Earnest» oder «An Ideal Husband» wurden zu Bühnenklassikern. Sein einziger Roman, «The Picture of Dorian Gray» (1891), gehört zum Kanon der Weltliteratur.

Der 1854 geborene Ire mit dem genialen gesellschaftlichen Röntgenblick und dem schillernden Humor studierte Literatur in Dublin und Oxford und war Ende des 19. Jahrhunderts eine der prägenden Figuren des Ästhetizismus. Wildes Leben nahm eine tragische Wende, als er 1895 wegen homosexueller Unzucht zu zwei Jahren Zuchthaus mit harter Zwangsarbeit verurteilt wurde. Der Vater seines Liebhabers Alfred «Bosie» Douglas, bekannt als Marquess of Queensberry, hatte in einem Klub eine Visitenkarte hinterlassen, auf der er Wilde als «Sodomiten» bezeichnete. Wilde verklagte den Marquis wegen Verleumdung, verlor und kam selber ins Gefängnis. Dort schrieb er Bosie den rund 50 000 Wörter langen Brief «De Profundis», die kritische Schilderung seines hedonistischen Lebens, die weltberühmt wurde. Von den Strapazen im Zuchthaus erholte sich Wilde allerdings nicht mehr, und der erkrankte Poet starb 1900, relativ arm, 46-jährig in Paris. Seinen Humor behielt er bis ans Lebensende.

Wilde war mit Constance Lloyd verheiratet, mit der er zwei Söhne hatte: Cyril (1885–1915) und Vyvyan (1886–1967). Um sich vor weiteren gesetzlichen Konsequenzen zu schützen, nahm Constance den Namen ihrer Mutter, Holland, an, während ihr Mann Oscar im Gefängnis sass. Vyvyan Holland heiratete 1943 die Australierin Thelma Besant. 1945 kam ihr Sohn – und einziger Enkel Oscar Wildes – Merlin Holland – zur Welt. (WW)

welche Art von Mensch wird heute am meisten von Oscar Wilde angezogen?

**Weltwoche:** Nun, ich habe den Eindruck, dass sich Menschen aus allen Gesellschaftsschichten zu ihm hingezogen fühlen.

**Holland:** Ich habe Sie nur gefragt, weil ich davon überzeugt bin und gesehen habe, dass die Altersgruppe, die sich am meisten zu ihm hingezogen fühlt, immer die jüngeren Leute sind. Und ich glaube, dass es dafür einen guten Grund gibt, weil er für etwas stand – obwohl mein Sohn [Lucian Holland, geboren 1979, die Red.] sagen würde, dass er eigentlich nie für etwas stand, und er hat wahrscheinlich recht –, aber wir haben das Gefühl, dass er für all die Qualitäten stand, die junge Leute heute für sich beanspruchen möchten: Individualismus, Integrität, Sinnlichkeit, was die Viktorianer natürlich nicht ausstehen konnten. Und das ist zum Teil der Grund – nicht nur wegen seiner Homosexualität, sondern wegen dieses Individualismus –, dass man mich oft gefragt hat: «Wie würden wir Oscar Wilde wohl sehen, wenn es ihn heute gäbe?» Und ich habe geantwortet: «Nun, das mag für Sie bizarr klingen, aber ich denke, er würde wahrscheinlich teilweise unbemerkt bleiben, weil so viele Menschen heute versuchen, individualistisch zu sein und zu versuchen, das zu sein, was er in der viktorianischen Zeit war, als er als Ausnahme herausstach, aber jetzt ist das fast die Norm geworden.» Es ist sehr klischeehaft und abgedroschen, das zu sagen, aber er war seiner Zeit weit voraus oder vielleicht nicht einmal nur seiner Zeit voraus; in gewisser Weise ist er vielleicht eher zeitlos, und was er schrieb, spricht ein riesiges, riesiges Spektrum der Ge-

*«Was er schrieb, spricht ein riesiges, riesiges Spektrum der Gesellschaft an.»*

sellschaft an, und nicht nur ein Spektrum der Gesellschaft, sondern ein Spektrum aller Altersgruppen. Und das ist natürlich einer der Gründe dafür, dass er viele, viele Jahre lang nicht zu einem vielgelesenen und beliebten Autor wurde. Denn der Literaturkritiker kann die Vorstellung nicht ertragen, dass ein Autor, der sowohl populär ist und von der Öffentlichkeit gelesen wird, gleichzeitig eine ernstzunehmende literarische Figur ist.

**Weltwoche:** Wie konnte Oscar Wilde die Frauen so gut verstehen?

**Holland:** Eines seiner Zitate lautet: «Traue niemals einer Frau, die dir ihr wahres Alter verrät. Eine Frau, die einem das sagen würde, würde einem auch alles andere erzählen!» Nein, das kann man heute nicht mehr sagen, ich denke, das grenzt an Sexismus, aber andererseits ist es so lustig, dass ich nicht glaube, dass man sich daran stören kann. Aber ja, Sie haben völlig recht, er hat die weibliche Psyche verstanden. Und es gibt eine



«Wie ihre Mütter»: Filminszenierung von

Stelle in «The Importance of Being Earnest» im ersten Akt, als Jack Worthing Gwendolen einen Heiratsantrag gemacht hat und ihre Mutter Lady Bracknell hereinkommt und ihn befragt, und dann gehen Gwendolen und Lady Bracknell weg, und Jack Worthing ist von der ganzen Sache erschöpft, also wendet er sich an Algernon Moncrieff und sagt: «Glauben Sie, dass es eine vage Möglichkeit gibt, dass Gwendolen in 150 Jahren wie ihre Mutter werden wird?» Und Algernon sagt: «Alle Frauen werden wie ihre Mütter. Das ist ihre Tragödie. Kein Mann tut das. Das ist seine Tragödie.»

**Weltwoche:** Und dann lacht das Publikum.

**Holland:** Ja, und dann lacht das Publikum. Es ist zwar irgendwie lustig, aber eigentlich ist es eine sehr ernste Bemerkung. «Kein Mann tut das. Das ist seine Tragödie», sagt Oscar und meint damit, dass es im viktorianischen Zeitalter schade ist, dass Männer keinen Kontakt zu ihrer weiblichen Seite haben. Und ich denke, das ist eines der Dinge, die in Oscars gesamtem Werk von grosser Bedeutung sind, denn genau wie Sie sagen, verstand er den weiblichen Geist. Die lustige Zeile in dem Stück sagt eigentlich etwas sehr Ernstes aus, nämlich dass es traurig ist, dass Männer nicht mit ihren höheren Gefühlen, ihren tieferen Gefühlen in Berührung kommen und mehr wie ihre Mütter sein können. Ja, er verstand den weiblichen Geist, und er hatte weibliche Freunde, wie zum Beispiel Ada Leveson [eine britische Schriftstellerin, die Red.]. Sie standen sich sehr nahe, und es gab keine Sexualität zwischen ihnen. Sie war eine sehr wache, kluge Frau, und er genoss ihren Intellekt, aber ich glaube, er genoss auch ihre Weiblichkeit. Und eine Frage, die immer wieder auftaucht, ist: «Hat er seine Frau wirklich geliebt? War das nur ein Vorwand



«The Importance of Being Earnest», 2002.

für seine Homosexualität?», aber heute ist Bisexualität eine der Normen, und dass er bisexuell war und seine Frau liebte und sie heiratete, bedeutet nicht unbedingt, dass es ein Vorwand war. Ich meine, er musste nicht unbedingt Kinder haben, aber er hatte welche, und nicht nur eins – er hatte zwei. Und ich denke, das ist eines der Dinge über Oscar, die jeder verstehen muss, der ihn wirklich kennt und studiert hat, und die ich den Leuten immer wieder sage: Die Leute müssen sich daran erinnern, dass es bei ihm nie Entweder-oder, Schwarz oder Weiss gibt. Es ist immer Sowohl-als-auch, und das mag paradox erscheinen, aber das war sein Charakter. Er hatte einen paradoxen Charakter, der ein Sowohl-als-auch war: sowohl ein Protestant als auch ein Katholik, sowohl ein Ire als auch ein Engländer und ein Liebhaber von Frankreich und Italien.

**Weltwoche:** Hätte er Ihrer Meinung nach einen Orden des britischen Empires von der Krone angenommen, wenn man ihm einen solchen angeboten hätte?

**Holland:** Das habe ich mir neulich auch überlegt. Ich denke, dass er ihn vielleicht angenommen hätte, und ich fürchte, dass er es wahrscheinlich getan hätte, denn unerschwellig, und das ist wieder das Sowohl-als-auch, machte er sich über die britische Gesellschaft lustig, aber er brauchte die britische Gesellschaft für seine Kreativität. In Wirklichkeit war er ein kleiner Snob. Nachdem er Salome von der Bühne verbannt hatte, sagte er: «Ich werde abhauen und französischer Staatsbürger werden, wenigstens verstehen die Franzosen mehr von Kultur als die Engländer» – aber lassen Sie mich Ihnen eine richtige Antwort darauf geben: Ich würde gerne glauben, dass er es abgelehnt hätte, aber ich fürchte, er hätte es nicht getan.

**Weltwoche:** Welches Vermächtnis hat er Ihnen hinterlassen?

**Holland:** Ich weiss es nicht. Sind wir genetisch fest verdrahtet? Wenn es etwas gibt, von dem ich sicher nicht behaupten kann, dass ich es habe, dann ist es sein literarisches Genie, und ich würde nicht einmal im Traum daran denken, zu behaupten, dass ich so viel davon habe [er macht die Geste für eine geringe Menge]. Wenn es überhaupt etwas gibt, dann ist es ein Verständnis für Worte, ganz sicher. Und es gibt einen Punkt in einem seiner Essays, wo er sagt, dass die Erfindung des Buchdrucks und die Zunahme des Lesens in den Mittelschichten dieses Landes [England, die Red.] so etwas wie der Ruin der Literatur ist, weil wir mit den Augen lesen, anstatt mit den Ohren zu lesen, wie es die Griechen mit ihrer mündlichen Tradition taten. Und das geht natürlich auch auf die irische mündliche Tradition zurück. Ich glaube, es ist die Musik der Worte, die er liebte, die ganze Idee der Musikalität der Prosa, wenn es ein Verständnis für die potenzielle Musik in der Prosa gibt, wenn er mir das gegeben hat, dann bin ich dankbar dafür. Aber ich glaube, das Beste, was er meinem Vater gegeben hat, und wahrscheinlich kann ich sagen, dass er es auch mir gegeben hat, ist die Fähigkeit, bei Widrigkeiten mit den Schultern zu zucken und zu sagen: «Nun ja, so ist es eben», anstatt viel böses Blut darüber zu machen. Dies alles geht aus den Briefen hervor, die er in seinen letzten Lebensjahren, von 1898 bis zu seinem Tod im Jahr 1900, schrieb. Er ist nicht sehr glücklich, er ist nicht verzweifelt arm – er hat immer ein bisschen Geld, also ist es nicht wirklich Elend, aber es ist die Art von Halbarmut, die Verlassenheit von den meisten Menschen, die er vorher kannte – nicht von allen, aber von den meisten. Und dennoch vergeht in diesen letzten Briefen kaum eine Seite, auf der er nicht irgendeine Art von Witz macht.

**Weltwoche:** Zum Beispiel?

**Holland:** Robert Ross verwaltete das Geld, das von Oscars Frau kam. Constance gab Robbie das Geld, damit es nicht alles auf einmal an Oscar ging, der es dann ausgab, und so gab Robbie ihm das Geld in monatlichen Raten. Also schrieb er an Robbie und fragte: «Könntest du mir das Geld etwas früher überlassen? Es gibt nämlich einen Gastwirt in Nogent ausserhalb von Paris, der meine Kleidung an sich genommen und behalten hat, weil ich meine Rechnung nicht bezahlt habe.» Robbies Brief an ihn existiert nicht, aber Oscars Antwort lautet: «Lieber Robbie, meine Entschuldigung tut mir sehr leid. Ich hatte vergessen, dass ich Nogent schon einmal benutzt hatte. Das zeigt den völligen Zusammenbruch meiner Vorstellungskraft und macht mich ziemlich traurig.»

**Weltwoche:** Das bringt mich zum Lachen.

**Holland:** Das bringt mich jedes Mal zum Lachen, wenn ich es lese. Und der Brief an Frances Forbes-Robertson, den ich oft zitiere, eine alte

Freundin, die heiratete und nach Wales zog, und sie schrieb an Oscar und sagte: «Mein Mann und ich würden uns freuen, wenn Sie zu uns kämen» – und er schrieb zurück: «Meilen von Meer, Meilen von Land, das Purpur der Berge und das Silber der Flüsse trennen uns: Sie wissen nicht, wie arm ich bin: Ich habe überhaupt kein Geld: Ich lebe oder soll leben von ein paar Francs am Tag: ein nackter Rest, der vor dem Schiffbruch gerettet wurde. Wie der heilige Franz von Assisi

*«Es ist immer Sowohl-als-auch, und das mag paradox erscheinen, aber das war sein Charakter.»*

bin ich mit der Armut verheiratet: Aber in meinem Fall ist die Ehe nicht erfolgreich.» Wie kann man nur so etwas schreiben? Frances Forbes-Robertson, die diesen Brief erhielt, muss gedacht haben, na ja, wissen Sie, hier blitzt der alte Oscar auf – es ist die Fähigkeit, über Unglück zu lachen und einfach weiterzumachen. Ich glaube, mein Vater hatte das auch. Ich habe sie wahrscheinlich auch ein wenig. Und wenn er mir das gegeben hat, bin ich glücklich.

**Weltwoche:** Sie leben jetzt seit über zwanzig Jahren in Frankreich. Haben Sie Unterschiede in der Haltung der Franzosen gegenüber Oscar Wilde im Vergleich zu den Briten festgestellt?

**Holland:** Ich denke, dass die meisten europäischen Länder sich weit weniger um Oscars Homosexualität scheren als Grossbritannien. Zumindest war das bis vor etwa zehn bis fünfzehn Jahren der Fall. Die internationale LGBTQ+-Bewegung hat das ziemlich verändert. Die Franzosen bezeichnen ihn gerne als «Dandy», aber ich glaube, dass ihr Gebrauch des Wortes eine andere Nuance hatte. Oscars Leidenschaft im Leben war seine Literatur, sein Schreiben; wie er in «De Profundis» sagt: «Alle anderen Leidenschaften für mich waren wie Sumpfwasser für Rotwein oder das Licht des Glühwürmchens für den Zauberspiegel des Mondes.» Er würde die Vorstellung hassen, hauptsächlich als Dandy bekannt zu sein. Er war in Gefahr, einer zu werden, wie er zugab, aber er wusste, dass es falsch war. Er schrieb: «Ich liess mich in lange Perioden sinnloser und sinnlicher Leichtigkeit locken. Ich amüsierte mich damit, ein Flaneur, ein Dandy, ein Mann der Mode zu sein. Ich umgab mich mit den kleineren Naturen und den gemeineren Gemütern. Ich wurde zum Verschwender meines eigenen Genies, und eine ewige Jugend zu vergeuden, bereitete mir eine seltsame Freude. Der Höhen überdrüssig, begab ich mich auf der Suche nach neuen Empfindungen absichtlich in die Tiefe. Was für mich das Paradoxe im Bereich des Denkens war, wurde für mich die Perversität im Bereich der Leidenschaft.»

Mit freundlicher Genehmigung von *The Interview People*



## INSIDE WASHINGTON

### Republikaner zittern vor Trump

Republikaner, die in diesem Herbst zu Kongresswahlen in sogenannten *battle-ground states* antreten, haben ein schales Gefühl. Sie befürchten, dass das grösste Hindernis für ihre Wahl Donald J. Trump ist. Besorgte Kandidaten vermuten, dass Trumps zwanghaftes Bedürfnis, Rechnungen zu begleichen und Verräter zu bestrafen, die Wechselwähler abzustossen droht, die ihre Partei für einen Sieg braucht. In einem Artikel, der diese Woche im Magazin *Politico* erschienen ist, bekunden einzelne Republikaner offen, was viele umtreibt: Angst vor ihrem Präsidentschaftskandidaten.

Der Senator von North Carolina, Thom Tillis, kennt die Herausforderung, sich mit einer skeptischen Wählerschaft auseinanderzusetzen. Im Jahr 2020 war der Republikaner kurz davor, seinen Senatssitz zu verlieren, während Trump, der amtierende Präsident, darum kämpfte, Joe Biden zu überholen. Trump konnte einen knappen Sieg erringen und gewann den *Tar Heel State* mit weniger als 50 Prozent der Stimmen. Tillis sagte *Politico*, dass Trump darauf achten müsse, wo er stark und wo er schwach auf der Wahlkarte sei. Er müsse sich auch von seinen Besessenheiten aus dem Jahr 2020 lösen. Viele der Wähler, die Trump umstimmen muss, haben just die Stimmen abgegeben, von denen er behauptet, dass sie manipuliert worden seien.

Der republikanische Abgeordnete Chip Roy aus Texas warnt: «Wenn Sie sich auf Ihre Gegner konzentrieren, auf das, was im Jahr 2020 passiert ist, dann wird das nicht reichen.» Der Senator von Kansas, Jerry Moran, rät Trump, «das Potenzial auszuweiten, um mehr Menschen auf seine Seite zu bringen, um mehr Wähler anzusprechen». Mit anderen Worten: Um im November zu gewinnen, braucht es das, was Trump als Titel seines Bestsellers wählte: die Kunst des Deals.

Amy Holmes

# Galopp Richtung Nato

Der Armee fehlt es an Waffen. Und was tut Viola Amherd? Sie lässt ein neues Staatssekretariat einrichten.

Rafael Lutz

Um die Schweizer Armee und den Nachrichtendienst des Bundes (NDB) ist es nicht zum Besten bestellt. Beide Organisationen sind in Schieflage und werden von der Vorsteherin des Verteidigungsdepartements (VBS) Viola Amherd (Mitte) geführt.

Der Armee fehlt es an Waffen, weshalb im Kriegsfall heute bloss noch ein Drittel der rund 100 000 Soldaten einsatzbereit wären. Beim NDB wiederum ist die Stimmung im Keller. So sehr, dass die Gefahr besteht, dass unzufriedene Mitarbeiter sich für ausländische Geheimdienste abwerben lassen.

Was macht Wehrministerin Amherd in dieser schwierigen Situation? Sie liess zuletzt ein Staatssekretariat für Sicherheitspolitik (Sepos) errichten, das strategische Grundlagen zur Weiterentwicklung der Sicherheitspolitik erarbeiten soll. Wohin die Reise geht, dürfte klar sein: weiter in Richtung Nato. Geleitet wird das Sepos seit Januar 2024 von Brigadier und Nato-Turbo Markus Mäder (*Weltwoche* Nr. 1/24).

Kritiker, darunter Politiker aus den Reihen der SVP, sehen dem Ganzen mit Misstrauen entgegen: Amherd sollte sich besser darum küm-

### Das Verteidigungsdepartement pflegt einen lockeren Umgang mit Steuergeldern.

mern, die Armee auf Vordermann zu bringen, anstatt ein überflüssiges Amt zu schaffen.

Jetzt haben die Kritiker gewichtige Schützenhilfe von der Finanzdelegation (FinDel) des Parlaments bekommen, die die Oberaufsicht über den Schweizer Finanzhaushalt hat. In ihrem Tätigkeitsbericht 2023, den sie letzten Donnerstag präsentierte, macht sie Zweifel am neugeschaffenen Amt geltend.

Bei der FinDel sind gleich mehrere Fragen aufgetaucht. Man staunt darüber, dass ein Staatssekretariat geschaffen worden ist, das dem Amtsinhaber nur wenige Kompetenzen verleiht. Peter Hegglin, Mitte-Ständerat und Präsident der FinDel, sagt gegenüber der *Weltwoche*: «Dem Sepos-Chef kommen jetzt vor allem Koordinationsauf-

gaben zu.» Weisungsverantwortung habe er wenig, dafür brauche es kein Staatssekretariat.

Hegglin und Co. hakten schon im Sommer 2023 ein erstes Mal bei Amherd nach. Wissen wollte man von der Wehrministerin unter anderem, warum das Sepos benötigt werde, um sicherheitspolitische Grundlagen zu erarbeiten und die «Kooperation im Inland und auf internationaler Ebene» voranzutreiben. Dies überzeugend darzulegen, ist auch Amherd nicht gelungen. Zwischen der VBS-Vorsteherin und der FinDel ist es letztes Jahr zu mehreren Aussprachen gekommen.

### «Finanzhaushaltsneutral»

Die FinDel plädiert künftig für mehr «Zurückhaltung bei der Schaffung neuer Staatssekretariate». Amherd versicherte zwar, dass die Schaffung des Sepos «finanzhaushaltsneutral» erfolge. Doch ob dies tatsächlich der Fall ist, ist unklar. «Das wissen wir zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht», so Hegglin.

Der skeptische Blick von Seiten der FinDel auf das VBS kommt nicht von ungefähr, pflegt doch gerade das VBS einen lockeren Umgang mit Steuergeldern. Mit Blick auf die Schlüsselprojekte in der Bundesverwaltung verdeutlicht der Tätigkeitsbericht: Vergangenes Jahr sind mehr als zwanzig Vorhaben der Verwaltung als sogenannte Schlüsselprojekte aufgeführt worden, die insgesamt 6 Milliarden Franken kosten. Acht davon betreffen das VBS, dessen Projekte 4,3 Milliarden Franken schwer sind.

Die hohen Kosten müssen in den Augen der FinDel kritisch hinterfragt werden.

Kritisch betrachtet man unter anderem auch das 1,6 Milliarden Franken schwere Projekt Telekommunikation der Armee (TKA), bei dem laut der Oberaufsicht über den Schweizer Finanzhaushalt die «internen Personalaufwendungen» stark angestiegen sind (*Weltwoche* Nr. 6/24). Mit dem Projekt sollen bis 2035 die Kommunikationssysteme des VBS in mehreren Beschaffungsschritten modernisiert werden. Für Hegglin steht fest: «Auch beim VBS gibt es sicher noch Sparpotenzial.»

# Trend zur Faulheit

Willkommen im 2024, wo Bequemlichkeit und Unmotiviertsein gefeiert werden.



Ich darf Ihnen wieder mal eine neue Lebensweisheit vorstellen, und natürlich ist TikTok die Quelle: *hurkle-durkle*. «Hurkle-durking. Sollten wir alle es tun?», fragt die *Huffington Post*. «Wie lange ist zu lange im Bett bleiben?», titelt die *New York Times*. Zuerst stiess ich bei *The Free Press* darauf. Autorin Suzy Weiss hält mit Kritik nicht zurück: «Hurkle-durkle ist der neue Weg, uns selbst zu Tode zu pflegen. Dank des Internets gibt es schicke Bezeichnungen für altmodische Faulheit.» Eine gelungene Umschreibung. Hier wird nämlich zu Faulheit ermuntert – unter dem hippen Mäntelchen der Selbstfürsorge. Hätten unsere Vorfahren vor hundert Jahren geahnt, dass es 2024 Anleitungsvideos dazu gibt, wie man sich beim Weckerläuten dem Aufstehen widersetzt,

## Es geht uns gut. Unser Wohlstand lässt viel Raum für schwelgerisches Nichtstun.

sich einen faulen Tag im Bett gönnt und das Ganze mit «Selbstliebe» verknüpft, sie hätten sich wohl totgelacht. Nichtsdestotrotz: Diese Videos erreichen Millionen von begeisterten jungen Menschen.

Laut den Videos stammt der Begriff *hurkle-durkle* aus dem Schottischen und beschreibt, wenn man länger im Bett bleibt, als man sollte, ohne zu schlafen, um sich einfach nur zu entspannen, und das ohne schlechtes Gewissen. Meist sind es junge Frauen, die in grossen, stylischen Betten posieren – bei Tageslicht. Kerzen brennen, die Schlafzimmer sind eingerichtet

wie in *Schöner Wohnen*. Im Video «Wie man wie ein Profi in der Bettruhe verharrt» erklärt die Kreatorin, wie man das genau macht – «ohne sich dabei schlecht zu fühlen». Der Schlüssel dazu sei, zuerst aufzustehen und sich fertigzumachen; dazu cremt sie ihr Gesicht ausgiebig vor dem Spiegel ein, dann schlüpft sie wieder unter die Decke, trinkt Wasser und flötet: «Fröhliches Faulenzen im Bett!» Andere räkeln sich in der Horizontalen mit Buch und Grüntee. Ein luxuriöses Vergnügen. Bequemlichkeit muss man sich leisten können.

Dass Menschen Kuschelambiente der Disziplin vorziehen, ist verständlich. Ich habe absolut nichts gegen das Nichtstun. Im Gegenteil, ich praktiziere es von Zeit zu Zeit selbst. Ist die Arbeit erledigt, ist Unproduktivität oft meine beste Regeneration. Natürlich kann das gelegentliche Zulassen von Entspannung im Bett im Alltagsstress das körperlich-geistige Wohlbefinden fördern. Aber wir vergessen gern: Den Stress machen wir uns ja oft selbst, nur realisieren wir das gar nicht. Niemand zwingt uns, ununterbrochen produktiv zu sein. Keiner fordert, dass wir permanent Leute treffen, überall und immer dabei sind. Oder dass wir sechsmal im Jahr irgendwohin reisen, uns dann mit der ganzen Organisation herumschlagen (und danach mit der Postproduktion der Bilder, um das perfekte Leben auf Instagram zu präsentieren). Niemand drängt uns, unablässig News-Meldungen aufzusaugen.

Bemerkenswert an dem Trend ist das offene Zelebrieren der Faulheit. Woher kommt die Abneigung gegen Disziplin? Meine These könnte mich auf direktem Weg in Teufels Küche brin-

gen: Es geht uns gut. Unser Wohlstand lässt viel Raum für schwelgerisches Nichtstun. Man lebt in seiner Selbstfürsorge-Bubble, die auf den ersten Blick verlockend wirkt, aber letztlich auch kontraproduktiv sein kann. Denn vor lauter Komfort kommt das Tun häufig zu kurz. Indem man sich dem *hurkle-durkle*-Trend hingibt, vergeudet man wertvolle Zeit und lenkt sich von seinen Aufgaben ab. Manchmal jedoch ist es besser, in den sauren Apfel zu beissen und selbstdiszipliniert auch Unwillkommenes anzupacken. Menschen brauchen Herausforderungen; Dinge überwinden und anreissen – das bewirkt Energie. *Hurkle-durkle* geht genau den entgegengesetzten Weg. Sich vor Anstrengung abzuschotten, macht es nicht besser, es führt fast immer zu Unzufriedenheit im Leben.

Die Zurschaustellung von übermäßigem Verweilen im Bett kann zudem die Vorstellung fördern, dass Bequemlichkeit und Faulheit akzeptabel oder sogar wünschenswert sind. Man simuliert auf eine gewisse Art die Merkmale einer Depression, zu denen Antriebslosigkeit, die Unfähigkeit, aus dem Bett herauszukommen, oder das Sich-Verstecken vor der Welt zählen. Ob dieser Trend förderlich ist, besonders bei der Generation Z, die stärker als jede andere Generation unter psychischen Krankheiten leidet, ist fraglich. Wer hätte gedacht, dass Faulheit eine solche Aufwertung erleben würde.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

---

# Fussballs genialischer Prophet

Conte, Mourinho, Klopp und Zidane, die Schweizer Favre, Fischer, Wicky: Nie waren so viele Toptrainer ohne Job oder legten eine schöpferische Pause ein. Pep Guardiola hat den Sport verändert und überfordert seine Konkurrenz.

*Peter Hartmann*

**F**ür Bastian Schweinsteiger, den einstigen Spielmacher des FC Bayern und Weltmeister von 2014, ist der Schuldige an der mangelnden Kreativität der aktuellen Bundesliga überraschend der Strategie des modernen Fussballs überhaupt: Josep «Pep» Guardiola, der Erfinder des Tiki-Taka, der endlosen Passgirlanden, des Ballbesitzmonopols, des Prozentfussballs.

Falsch, «Schweini» klagt gewiss nicht den genialischen Propheten selber an, sondern die Masse seiner schlechten Nachahmer, die einer vermeintlichen Zauberformel, in Wirklichkeit der einschläfernden Langeweile des Linienverschiebens und Hintenherumspielens, verfielen.

## Eleganter Schleicher

Der Maestro selber ist von München längst weitergezogen und setzt bei Manchester City radikal die neue, uralte Weisheit in die Tat um: Entscheidend ist, wer die Tore schießt. Guardiola hatte das unfehlbare Auge und liess die Besitzerscheichs in Abu Dhabi den blutjungen Wikinger Erling Braut Haaland für vergleichsweise bescheidene sechzig Millionen Euro von

*Der Gewinner beim hektischen finalen Schlagabtausch ist in jedem Fall das Publikum.*

Borussia Dortmund loseisen. An der Seite des Norwegers stürmt, kostengünstig, weil aus dem eigenen Nachwuchs rekrutiert, der ebenso junge, virtuose Dribbler Phil Foden.

Die Topklubs in Europa bieten jeden Preis für Goalgetter, von Saudi-Arabien – 300 Millionen im Gesamtpaket für den Veteranen Ronaldo – nicht zu reden. Gleichzeitig rotiert das Trainerkarussell, denn auch das Spiel verändert sich und damit die Anforderungen und Erwartungen an den Trainer.

Mit der Chance, fünf Ersatzspieler einzuwechseln, also das halbe Feldpersonal, kann der Trainer spontan auf die Situation reagieren, ähnlich wie im Eishockey oder American



*Jede Saison wie das jüngste Gericht:* Fussballlehrer Guardiola.



Football. Aber eben nur fünf Mal. Doch möglich werden, je nach Situation und Zwischenstand, Umstellungen, neue taktische Varianten, Fantasie statt Beton. Momentan wechseln die meisten Trainer allerdings erst in den Schlussminuten frische Kräfte ein. Das führt häufig zu einem hektischen finalen Schlagabtausch – der Gewinner ist in jedem Fall das Publikum.

Im Seilziehen des Weltverbands Fifa mit der europäischen Uefa um immer mehr Wettbewerbe und Einnahmen – jetzt auch durch eine Klubweltmeisterschaft der Fifa – müssen die Klubs die Spieler stellen und ihre Kontingente entsprechend vergrössern. Der Trainer ist nicht nur auf dem Platz, sondern auch als Personalplaner ultimativ gefordert.

Pep Guardiola, wieder er, hat diese Entwicklung antizipiert. Im katalanischen Städtchen Girona mit kaum 100 000 Einwohnern operiert der Lokalklub als eine Art Farmteam

*Er ist der kreative Trainer, der aus den Spielern die Spielweise, den Stil formt.*

und Reservoir von Manchester City, trainiert von Peps langjährigem Freund Miguel Angel Muñoz, Künstlername «Michel». Die Provinzler lieferten dem Riesen Real Madrid ein monatelanges Kopf-an-Kopf-Rennen in der spanischen Meisterschaft.

Als Spieler in Italien war Pep Guardiola, heute 53, ein eleganter Schleicher und liess sich sogar in einen Dopingskandal hineinziehen. Als Trainer entwickelte er sich zum Perfektionisten. In Barcelona fand er drei kleingewachsene, filigrane Ballkünstler aus dem Nachwuchsimternat vor, Messi, Iniesta und Xavi, sowie ein halbes Dutzend weitere Jungs, eine Art perfekte Schulklasse. Für sie tüftelte er das System aus, das die fehlende Robustheit mit der Intelligenz des schnellen Ballzirkulierens kompensierte: Tiki-Taka.

### **Baukastensystem-Trainer**

Er ist der kreative Trainer, der aus den Spielern die Spielweise, den Stil formt. Im Unterschied zu den Baukastensystem-Trainern, die mit fixen taktischen (und entsprechenden finanziellen) Forderungen an die Geldgeber operieren. Michel Platini, der einstige französische Weltklassemann, der seine Karriere hauptsächlich in der Serie A bei Juventus Turin in einer durchorganisierten Mannschaft bestritt, bemisst den Anteil des Trainers am Erfolg eines Teams auf 20 Prozent. Das ist vermutlich zu tief gegriffen. Dennoch verdienen Trainer nur einen Bruchteil der Gagen ihrer Stars. Und Strategen auf dem Platz, wie etwa Pirlo oder Xavi, sind es nicht unbedingt auf der Trainerbank.

José Mourinho war ein lausiger Verteidiger und eine bewunderte Lichtgestalt als Trainer: Sieger der Champions League mit dem FC Porto und mit Internazionale Milano, Gewinner nationaler Meistertitel in Portugal, Italien, Spanien und England; Ehrendoktor der Technischen Universität Lissabon, aber an seinen letzten vier Arbeitsstellen ist er entlassen worden. Er gilt als mitreissender Motivator, aber auch als schnöder Abwehrfallensteller. Bei der AS Roma haben sie ihn nach zweieinhalb Jahren und nicht weniger als 28 roten Karten wegen seines dauernden Ausrastens gefeuert.

### **Zuchtmeister Klopp**

Nie waren so viele renommierte Trainer arbeitslos oder zu einem Sabbatical entschlossen. In der Premier League hat der beispiellos populäre deutsche Zuchtmeister Jürgen Klopp seinen Abschied vom FC Liverpool erklärt, mitten im laufenden Titelkampf. Den Grund vermuten sie in England in seinem Privatleben. Klopp fand für den FC Liverpool eine ideale Formel mit den entsprechenden Spielern. Der Holländer Virgil van Dijk spielt ähnlich wie einst der unlängst verstorbene «Kaiser Franz» Beckenbauer den Libero, der mit Pässen über fünfzig Meter und das ganze gegnerische Mittel- und Minenfeld hinweg den Raketenstürmer Mo Salah lanciert. Eine einmalige Besetzung, unkopierbar. Salah, der Ägypter, wurde übrigens vom FC Basel entdeckt.

In der Bundesliga hat der FC Bayern dem Coach Thomas Tuchel den Vertrag auf Ende der Saison gekündigt. Für einen Trainer in München verläuft jede Saison wie das Jüngste Gericht. Die Bayern-Bosse wollten nun Xabi Alonso holen, ihren einstigen Spieler, der ihnen mit Bayer Leverkusen den Titel wegschnappt. Alonso gab allerdings bekannt, eine weitere Saison in Leverkusen anzuhängen.

Trotzdem bleibt der Spanier der Wunschtrainer der Stunde, ist auch bei Real Madrid ein Thema, falls Carlo Ancelotti, der weise italienische Bauernsohn und unaufgeregte Rasenphilosoph, weiterziehen sollte. An ihm, Ancelotti, dem Meistertrainer in allen fünf grossen europäischen Ligen, perlt jede Kritik ab.

Hingegen ist Rafa Benítez, 63, gerade von der grauen spanischen Maus Celta Vigo abgehalftert worden. Auf seinem Ruhmesblatt stehen Klubs wie Valencia, Inter, Real, mit Liverpool gewann er die Champions League.

Und in der Schweiz? In Bern haben sie Raphael Wicky vom Leader-Thron geschasst, weil sie befürchteten, es könne ausgehen wie einst mit Vladimir Petkovic, der den Titel mit den Young Boys auf der Zielgeraden noch verpatzte. Lucien Favre und Urs Fischer, beide im Vorruhestand nach bemerkenswerten Gastspielen im Ausland, werden als Kandidaten für die Nachfolge des umstrittenen Murat Yakin gehandelt.



*Besteck darfauch nicht fehlen.*

## **Fest der reinen Helligkeit**

Man stelle sich vor, pünktlich zum Frühlingsputz würden sich alle Einwohner eines Dorfes beim Friedhof versammeln, um dort die Gräber ihrer Ahnen und Urahnen zuerst zu reinigen und dann mit frischen Opfern zu beschenken. Genau dies passiert heuer in ganz China.

Am 4. April ist Qingming – Fest der reinen Helligkeit. Das Datum richtet sich nach dem chinesischen Mondkalender und fällt auf den ersten Tag der fünften Sonnenperiode. Somit kann es ein Datum zwischen dem 4. und 6. April sein.

Traditionellerweise nützen Chinesen auf der ganzen Welt ihren arbeitsfreien Tag, um im Kreis der Familie die Grabstätten zu besuchen. Im Glauben an ein Leben nach dem Tod und unter der Annahme, dass jede ausserterminliche Reinigungstätigkeit den Ruhfrieden der Verstorbenen stören würde, nützen sie die Möglichkeit an Qingming. Nach der Komplettreinigung werden Räucherstäbchen angezündet.

Zu den beliebten Opfern zählen echte Lebensmittel. Nicht selten zieren ganze Mahlzeiten den Grabesrand. Besteck darf natürlich auch nicht fehlen. In manchen Regionen wird Papiergeld verbrannt, denn auch im Jenseits soll gelten: Geld regiert die Welt.

In Singapur haben mich als Kind immer die bunt-goldenen Kartonausführungen von Alltagsgegenständen inklusive Hausrat fasziniert. Schmuck aus Karton, wie auch Möbel, Autos, Kleidung und Schuhe – nichts, was es nicht gibt. Für die modeliebende verstorbene Oma kann so ein ganzer Kleiderschrank mit den schillerndsten Abendkleidern ins Jenseits verb(r)annt werden. Den Maserati, den Urgrosspapa ein Leben lang ersehnt hat, können ihm seine Hinterbliebenen als Abschiedsgeschenk nachreichen. Unsere Ahnen und Urahnen sollen es gut haben nach dem Tod, wenigstens an einem Tag im Jahr. Schliesslich waren auch sie immer gut zu uns. Zumindest an einem Tag im Jahr.

*Rahel Senn*

## Aus der Luft gegriffen

Nr. 12 – «Putins Legende»  
Christoph Heusgen über den russischen Präsidenten

Verstörend, was uns Christoph Heusgen auf-tischt, um das Bild des Putin-Monsters auf-rechtzuerhalten und eine Fortsetzung des Krie-ges zu propagieren. So wird die Annexion der Krim aus dem Zusammenhang gerissen und als unmotivierter Überfall dargestellt. Das gut-dokumentierte Versprechen der Westmächte an Gorbatschow, die Nato nicht nach Osten auszu-dehnen, erscheint bei Heusgen als «von Mos-kau gestrickte Legende». Für seine Behauptung, Putin werde noch andere Länder angreifen, ge-nügt ihm der vage Hinweis auf «entsprechende Ankündigungen». Und vollkommen aus der Luft gegriffen ist der Satz «Putin rehabilitierte Stalin». In seiner Position als Vorsitzender der Münchner Sicherheitskonferenz übt Heusgen politische Macht aus, deshalb dürfen wir von ihm einen verantwortungsvollen Umgang mit den Fakten erwarten. Mit seinen Unter-stellungen trägt er nichts zu unserer Sicherheit, geschweige denn zum Frieden bei.

Silvia van der Waerden, Beggingen

Sie stellen richtig, wer hier der Böse ist. Der-weil verlieren Tausende ukrainischer und russischer Mütter und Kinder ihre Söhne, Ehemänner und Väter in diesem Krieg, den man nicht beenden kann, weil der Aggres-sor sonst noch weitere Länder im Westen an-greifen würde. Hauptsache ist, dass die Seite, die im Recht ist, die immer nur das Gute und den Frieden wollte, als Sieger hervorgeht. Mil-lionen von Toten als Preis für Recht und Ge-rechtigkeit? Ist es das, was die Völker hier und dort wollen? Danièle Raess, La Tour-de-Peilz

Wenn ich diesen Artikel lese, komme ich mir vor wie in einer westlichen Propaganda-Show. Ja, man kann das alles so interpretieren, aber die Wahrheit liegt wahrscheinlich irgendwo in der Mitte. Der Warschauer Pakt ist aufgelöst, die einzige Macht, die Europa gefährlich werden kann, ist Russland. Und das Militärbündnis Nato weitet sich immer weiter gegen den Osten aus. Also ist offensichtlich, wer Grund hat, sich bedroht zu fühlen. Kein Wort davon, wie sich der Westen in die Ukraine festgekrallt, den Prä-sidenten gestürzt, die Armee aufgerüstet sowie CIA-Basen aufgebaut hat. Auch wird nicht er-wähnt, wie die Ukraine die russische Minder-heit seit Jahren beschossen hat, wie die Kultur und die Sprache unterdrückt wurden.

Eric Schönholzer, Hettlingen

Heusgen sieht wohl direkt in Putins Seele hin-ein. Er folgt dem offiziellen (west-)deutschen Narrativ. Seine oberflächliche Darstellung lässt überdies etliches aus. Nicht nur, dass er aus dem Nähkästchen Namen und Gegebenheiten ohne Daten und Fakten zieht, er unterstellt Prä-sident Putin auch Dinge, die dieser nie gesagt hat. Solange Menschen wie Heusgen, die das eigene Volk hinters Licht führen und Deutsch-land in den drohenden Abgrund steuern, an Schnittstellen der Macht sitzen, muss Russland wirklich um seine Sicherheit bangen.

Stephan Kopp, Baden

## Richtig und falsch

Nr. 13 – «Russland vermisst die Schweizer Neutralität»  
Rafael Lutz über die Beziehungen der beiden Länder

Dass Russland nie mit der Schweiz gekämpft habe und dass zumindest Ende des 18. Jahr-hunderts neben französischen noch russische

Truppen in der Schweiz gewütet hätten, ist his-torisch absolut falsch und suggeriert, dass sich die russischen Soldaten unter Suworow gegen die Schweizer gerichtet hätten. Tatsache ist, dass die Russen damals von den Schweizern als Verbündete im Kampf gegen die rauben-den und plündernden Franzosen angesehen wurden. Die russischen Soldaten haben mit einem grossen Blutzoll – insbesondere bei der Teufelsbrücke in der Schöllenschlucht – die Franzosen in der Schweiz bekämpft und in die Flucht geschlagen. Damit befreiten sie die Schweiz 1799 vom französischen Joch. Danach zogen die Russen ab und machten sich auf den langen Marsch in ihre Heimat. Die russischen Soldaten waren überdies bei den Schweizern auch menschlich sehr willkommen, weil sie sich ihnen gegenüber völlig korrekt verhalten und erworbene Güter auf dem Feldzug jeweils gut bezahlt hatten. Somit ist es vollkommen richtig, dass sich Russland in seiner langen Geschichte bis heute niemals militärisch oder auch wirtschaftlich gegen die Schweiz gerichtet hatte. Dieter Stüssi, Buchs

## Antigone gesucht

Nr. 12 – «Die Geburt Europas aus dem Geiste der Frau»  
Essay von Jürgén Wertheimer

In der jetzigen Epoche bräuchte es eine Antigone. Politiker wollen zu sehr gefallen, sie schielen auf die Wiederwahl. Visionäre Eigenständigkeit tut not und würde die Demo-kratien retten. Res Schmied, Fräschels

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



## Daniel Kahneman (1934–2024) Amnon Weinstein (1939–2024)



*Pionier der Verhaltensökonomie: Psychologe Kahneman.*

**E**ine einfache Denkaufgabe: Ein Schläger und ein Ball kosten zusammen Fr. 1.10. Der Schläger kostet einen Franken mehr als der Ball. Wie viel kostet der Ball?

Die intuitiv richtige Antwort lautet: zehn Rappen. Aber sie ist falsch. Wenn der Ball zehn Rappen kostet, betragen die Gesamtkosten für Schläger und Ball Fr. 1.20. Die richtige Antwort lautet darum: fünf Rappen.

Mit solch einfachen, für jeden nachvollziehbaren Experimenten wurde Daniel Kahneman der einflussreichste Psychologe unserer Zeit. In seinem Hauptwerk, dem Bestseller «Schnelles Denken, langsames Denken» (2011), hat er nachgewiesen, wie leicht uns das Bauchgefühl in die Irre führen kann – er nannte die Intuition auch das «faule System», im Unterschied zum rationalen Denksystem, das mentale Arbeit bedeutet.

Kahnemans Forschung stand immer im Zeichen der praktischen Anwendung im Alltag. Nach seinem Studium der Psychologie und Mathematik an der Hebräischen Universität Jerusalem entwickelte er für die israelische Armee einen Test für die Auswahl von Offiziersanwärtern. Danach lehrte er als Professor für Psychologie in Jerusalem, ab den späten 1950er Jahren an amerikanischen Elite-Universitäten.

Am folgenreichsten waren seine Erkenntnisse aus der Psychologie aber für eine andere wissenschaftliche Disziplin: die Ökonomie. In engster Zusammenarbeit mit dem Kognitions-

wissenschaftler Amos Tversky entwickelte Kahneman, der nie Wirtschaft studiert hatte, die Grundlagen der Verhaltensökonomie.

Mit der Verbindung von Psychologie und Ökonomie relativierten sie das in den Wirtschaftswissenschaften vorherrschende Bild des Homo oeconomicus, des Menschen als Vernunftwesen, das nüchtern Kosten und Nutzen abwägt. Die Verhaltensökonomie hat mit ihren Versuchen gezeigt, dass Menschen in ihren Entscheidungen längst nicht immer vernünftig sind. Sondern oft irrational und widersprüchlich, weil sie kognitiven Verzerrungen erliegen.

So haben Kahneman und Tversky viele Verhaltensmuster beschrieben, die der klassischen ökonomischen Theorie zuwiderlaufen. Etwa dass Menschen zur Verlustaversion neigen – sie empfinden einen Verlust stärker als einen gleich hohen Gewinn. Oder dass sie sich bei ihren Entscheidungen vom sogenannten Ankereffekt beeinflussen lassen – einer Information, die man nicht ausblenden kann, selbst wenn man es will. Jeder, der schon einmal auf einem Basar gefeilscht hat, weiss, welchen starken Effekt der Anker, der zuerst genannte Preis, hat.

Für seine Forschung erhielt Kahneman 2002 als erster Nichtökonom den Nobelpreis für Ökonomie (Tversky war 1996 verstorben). Bis ins hohe Alter lehrte er als sehr bodenständig geltende Wissenschaftler an der Universität Princeton. Am 27. März ist Daniel Kahneman gestorben. *Daniel Weber*

**G**eigen waren sein Leben. Genauer: die Reparatur von Geigen. Amnon Weinstein's Leidenschaft galt vor allem den Instrumenten, die den Holocaust überlebt hatten. Rund hundert dieser Fiedeln sind derzeit in seiner Sammlung in Tel Aviv, mit der er im Sommer 2010 auch in der Schweiz zu Gast war, als im Rahmen des 46. Sion Festival, eines internationalen Musikfestivals, zum ersten Mal eine grosse internationale Geigenausstellung stattfand.

Die Musik dieser Instrumente aus der dunklen Zeit sei die einzige wahrnehmbare Erfahrung, «die wir mit den Opfern der Nazis teilen können», sagte Weinstein im Dokumentarfilm «Amnon's Journey». Trotz der Tragödie nannte er sein Projekt «Geigen der Hoffnung». Mit Hilfe der Geigen «können wir die Noten hören, die die Menschen im KZ traurig oder glücklich gemacht haben». Von den Opfern seien nur Fotos erhalten, aber nicht deren Stimmen. Diese Geigen seien die Stimmen der sechs Millionen Opfer. Dies sei der letzte menschliche Klang gewesen, den all diese Menschen gehört hätten, sagte er in einem Radiointerview.

Sobald solche Violinen zu neuem Leben erweckt werden, erzählen sie laut Weinstein eine Geschichte. Wer bereit sei, zuzuhören, könne zumindest der Spur nach verstehen, was sonst unverständlich sei. Die Instrumente erzählen zwar nur einige unter den Millionen von Geschichten der Tragödie: zum Beispiel jene von einem Musiker, der in Auschwitz in einem Häftlingsorchester vor einem Nazi-Publikum Geige spielte – ein Job, der ihn vor dem Tod rettete. Nach seiner Befreiung war er jedoch nicht mehr in der Lage, Geige zu spielen. Weinstein, der auf die Unterstützung des Virtuosen Shlomo Mintz hatte zählen können, starb Anfang März in Tel Aviv. *Pierre Heumann*



*Letzter menschlicher Klang: Weinstein.*

# Die Kostensteigerungs-Initiative der SP

Die Begrenzung der Krankenkassenprämien begünstigt versteckte Ausgabenorgien.



Die Sozialdemokraten wollen das Ausgabenwachstum im Gesundheitswesen beschleunigen. Bürokratie, Spitälern, Ärzten, Konsumenten, Medizintechnik und Pharma soll es künftig einfacher gemacht werden, die Kosten zu steigern, ohne dass die Leute es zu sehr merken.

Wie? Man lässt die Kosten nicht mehr wie im bisherigen Ausmass in den Krankenkassenprämien zum Vorschein kommen, sondern versteckt sie. Der Trick: Dank Staatssubventionen lässt man sie billiger aussehen, als sie sind.

In der Prämientlastungs-Initiative der SP, die am 9. Juni vors Schweizer Volk kommt, fordert die SP, dass die Versicherten künftig höchstens noch 10 Prozent ihres verfügbaren Einkommens für die Krankenkassenprämien aufwenden müssen.

Es wird also gedeckelt: Übersteigt die Prämie diese Marke, sollen Bund und Kantone diese Kosten übernehmen durch verstärkte Prämienverbilligung, also durch Abwälzung der Lasten auf die Steuerzahler, die Allgemeinheit. Bei Annahme der Initiative würden so mehrere Milliarden Franken an Mehrbelastung als diffuser, klebriger Nebel ins Land versprüht.

Was tut die die Allgemeinheit in einem solchen Fall? Sie sieht nicht so genau, was passiert, nimmt es hin und leidet, denn die Allgemeinheit ist alle und zugleich niemand.

Das ist das Kalkül der Initianten. Sie können dann behaupten, sie hätten die Prämien begrenzt, während die Kosten im Versteckten steigen – dies auch zur Freude etlicher Kostenverursacher, die den Linken anerkennend zuwinken.

Dabei bestand eine der Stärken des Schweizer Gesundheitswesens bisher darin, dass die Ausgaben zu einem guten Teil durch die Kopfprämien der Krankenversicherung finanziert werden, so dass die Bürger anhand der Prämienhöhe automatisch spüren, wie teuer die Versorgung ist und bei Unzufriedenheit entsprechende politische Debatten auslösen.

Und typisch für die Schweiz ist, dass sie als Versicherte mit ihrem Gespür ein wichtiges Wort mitreden, indem sie unter den paar Dutzend Krankenkassen am Markt ihre Selektion tätigen.

Jetzt soll dieses Gespür betäubt werden durch Steuergeld. In der Gesundheitsbranche, einem Geschäft mit über 80 Milliarden Franken Jahresumsatz, soll also eines der wichtigsten Überwachungsinstrumente ausser Funktion gesetzt werden.

Klar, man kann einwenden, dass der Wettbewerb unter den Krankenkassen nicht gut genug spiele, um die Kosten wirksam zu kontrollieren.

Aber Gesetz und Regulierung lassen den Kassen eben nicht genug Spielraum. Damit die Bürger und Versicherten ihr Urteil besser zum Ausdruck bringen können, müssten sie mehr Wahlmöglichkeiten bei den Krankenversicherungsverträgen haben.

Es sollte möglich sein, sich für bestimmte Risiken zu versichern, für andere nicht, dies gegen günstigere Prämien oder Rabatte. Es sollten je nach Neigung auch langfristige Abmachungen zwischen Patient und Versicherung vereinbart werden können, die günstiger wären als die heute befohlene jährliche Kurzfristigkeit.

Aber das Bundesamt für Gesundheit engt die Krankenversicherer mit so vielen Detailvorschriften ein, dass diese ihren Job nicht richtig erfüllen und der Bund dann sagen kann: Weil sie versagen, müssen wir die Kassen regulieren.

## Luftfahrtrisiko EU

Kürzlich hat die Länder-Organisation OECD die Schweiz einem Länderexamen unterzogen und unter anderem Regulierungskosten kritisiert. Die Schweiz leide in den Produktmärkten unter höherer administrativer und regulatorischer Belastung als die OECD-Länder im Durchschnitt. Eine bessere Regulierung, so der Ratschlag, würde den Wettbewerb beleben.

Und was tut der Bundesrat nun gleichzeitig? Er will ein neues Rahmenabkommen mit der EU voranbringen, das noch mehr Regulierung ins Land holen würde. Was das bedeuten würde, zeigt das Beispiel des bestehenden bilateralen Luftverkehrsabkommens anschaulich, denn dieser Vertrag sieht bereits eine automatische Rechtsübernahme vor und gibt so einen Vorgeschmack auf die angepeilte generelle Übernahme fremden Rechts.

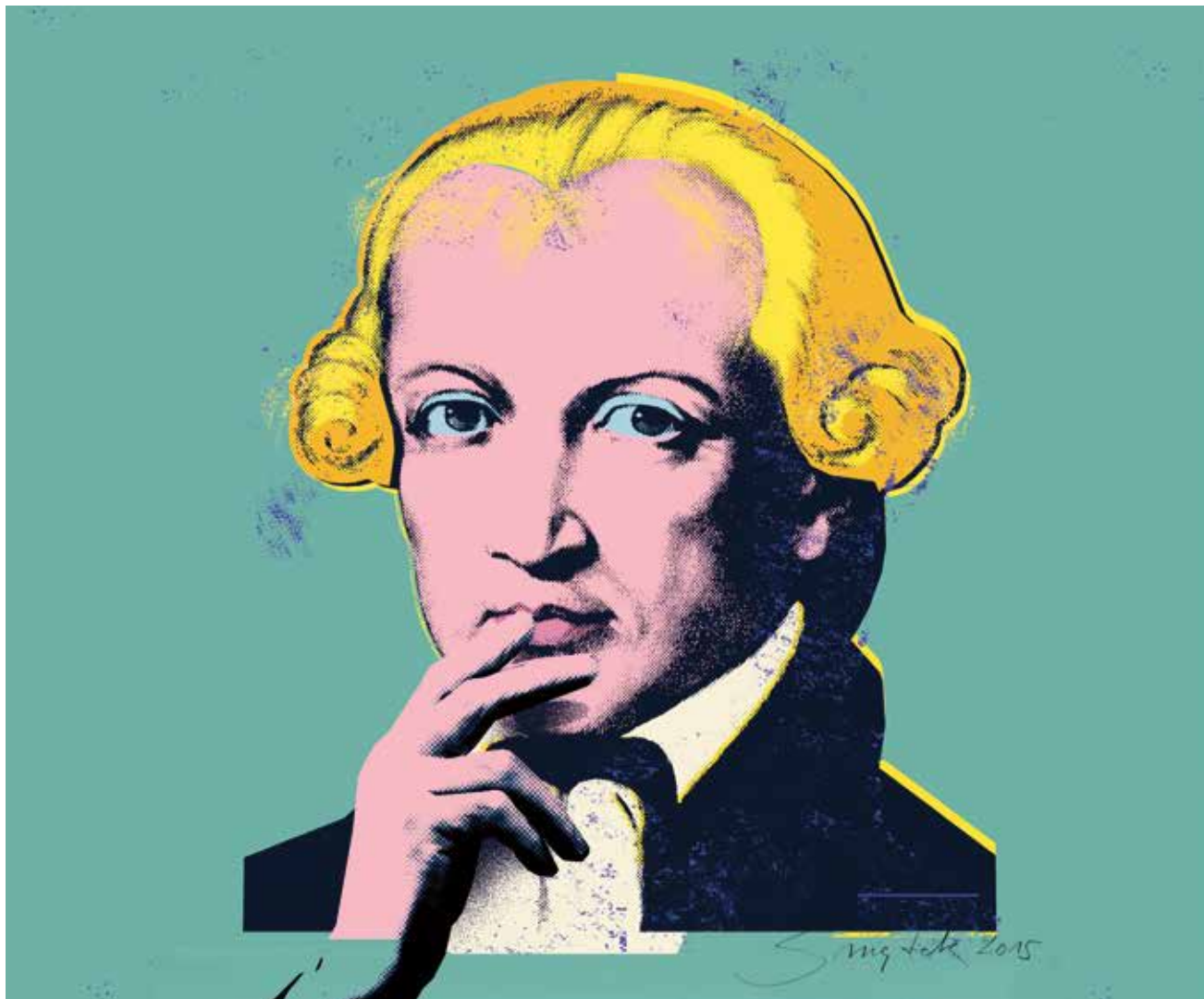
Dieses Luftverkehrsabkommen führt dazu, dass Schweizer Luftfahrtfirmen von der europäischen Luftfahrtbehörde Easa immer wieder Tausende von Seiten EU-Vorschriften erhalten, durchgereicht vom schweizerischen Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl), das als Vollstrecker dient. Neue Regulierungen treffen ein, bevor man weiss, wie die bisherigen überhaupt umsetzbar sind, die Bürokratie in Firmen nimmt den Leuten Zeit weg, die nötig wäre, um für die Flugsicherheit zu sorgen.

---

# PHILOSOPHIE

## Immanuel Kant

---



*Inkarnation des deutschen Nationalcharakters:* Philosoph Kant (1724–1804).

Man kannte ihn  
als Stilisten, der die  
Klaviatur von Ironie und  
Polemik beherrschte.

*Seite 55*

Er wusste, dass  
der Mensch aus  
«krummem Holze»  
geschnitzt ist.

*Seite 56*

Selbst ein moralloses  
«Volk von Teufeln»  
könne einen Staat  
errichten, stellte er fest.

*Seite 57*

# Kant und die Folgen

Mit seiner rigorosen Pflichtethik steht der vor 300 Jahren geborene Philosoph Immanuel Kant quer zum heutigen Zeitgeist. Aber sein Kernsatz, dass die Menschen für sich selbst verantwortlich sind, ist aktueller denn je.

*Peter J. Brenner*

**K**ant ist den Deutschen fremd geworden. Lange Zeit galt er neben Hegel als Inbegriff deutscher Philosophie, mehr noch: als Inkarnation des deutschen Nationalcharakters, der, so glaubte man, im «kategorischen Imperativ» seine verbindliche Formulierung gefunden habe. Wenn es je so war, dann ist es jetzt vorbei. Die Work-Life-Balance-Gesellschaft kann sich nicht mit einem Philosophen anfreunden, der wie kein anderer den Begriff der «Pflicht» ins Zentrum seiner Morallehre und seiner Anthropologie gestellt hat.

Immanuel Kants systematische Konsequenz des Denkens, seine Beharrlichkeit, mit der er die grossen Themen der Philo-

*Definitiv hat sich Kant gegen die Kolonialpraxis seiner Zeit ausgesprochen.*

sophie bis zu den Wurzeln hindurch umgrub, seine rigorose Pflichtethik, sein Bestehen auf der Autonomie des Menschen, die Aufforderung zur Selbstverantwortlichkeit des Subjekts, die Universalität seiner Ansprüche, die jeder Identitätspolitik den Boden entzieht – nichts von alledem ist geeignet, Sympathie bei denen zu finden, die heute als Anwälte des Zeitgeistes auftreten.

## Kant in Königsberg

Andererseits aber ragt Kant wie kein anderer deutscher Philosoph in die Gegenwart hinein. Die heute üblichen Routinen, mit denen man sich eines lästigen Erbes entledigt, haben bei ihm nicht so richtig durchgeschlagen. Die 2020 entfachte und leicht vorhersehbare Debatte über den Rassisten Kant ist im Sande verlaufen. Selbst die avanciertesten Lehrstuhlvertreterinnen mit den Schwerpunkten transkulturelle Philosophie und «Critical Race Theory» übten un-



*Autonomie des Vernunftgebrauchs: Kant und seine Tischgenossen.*

gewohnte Zurückhaltung. Man hat wohl noch eine Ahnung davon, dass man einem Philosophen von welthistorischem Rang nicht bekommt, indem man auszählt, wie oft er das Wort «Neger» verwendet hat. Kants anti-jüdische Sottisen blieben in dieser Diskussion ohnehin ungerügt. Und zur Beruhigung der Gemüter konnte man immerhin feststellen: Definitiv hat sich Kant gegen die Kolonialpraxis seiner Zeit ausgesprochen.

Kant ist der Philosoph aus Königsberg. Im kulturellen Gedächtnis sind der Mann und seine Stadt eine symbiotische Beziehung eingegangen. In der Tat hat Kant den Bannkreis



Königsbergs nur für die etwa neun Jahre seiner Hauslehrertätigkeit – ungefähr je hälftig hundert Kilometer östlich und hundert Kilometer südwestlich von Königsberg – und einige Reisen verlassen. Man mokiert sich gerne über Kants selbstgewählte Provinzialität, die ihn nicht dazu berechtigte, Urteile über fremde Länder und Völker abzugeben. Aber «Provinz» war Königsberg keineswegs.

Die Stadt am äussersten Ostrand Preussens war mit ihren 50 000 Einwohnern die zweitgrösste Stadt des Königreichs Preussen, das hier auch 1701 gegründet worden war. Der Ostseehafen schuf globale Verbindungen, die Stadt war eine wichtige Militärgarnison, sie hatte seit 1544 eine nicht unbedeutende lutherische Universität, und nach Osten hin schlossen sich die baltischen Länder und das Kaiserreich Russland mit seiner nicht allzu fernen Hauptstadt Sankt Petersburg an. Diese Rand- und Grenzlage brachte eine geistige und demografische Dynamik mit sich – heute würde man von «Vielfalt» oder «Diversität» sprechen –, die Königsberg den grossen Städten im preussischen Binnenland voraushatte.

In seiner Kindheit und Jugend wird Kant wenig von diesem Glanz verspürt haben. Er wurde am 22. April 1724 in die Verhältnisse einer bescheidenen Handwerksfamilie hineingeboren. Sein Vater Johann Georg Kant war Riemermeister. Damit wurde man nicht reich, gehörte aber einem geachteten, fest in das traditionsreiche Zunftwesen eingebundenen gesellschaftlichen Stand an. Immanuel Kant erhielt die Chance, nach der Elementarschule die lateinische, streng pietistische Gelehrten-schule, das Collegium Fridericianum, zu besuchen – eine Zeit, die Kant später als «Jugendklaverei» bezeichnet haben soll.

Sechzehnjährig schrieb er sich an der örtlichen Universität ein. Dem Studium folgten die Hauslehrerjahre. Mitte der 1750er Jahre kehrte Kant nach Königsberg zurück, legte akademische Prüfun-

*Zu allem Überfluss fühlte Kant sich – und wurde auch – grundlegend missverstanden.*

gen ab und begann seine dann vierzig Jahre währende Universitätslaufbahn mit einer ganzen Reihe von Publikationen überwiegend zu aktuellen naturwissenschaftlichen Themen. Damit verschaffte er sich lange vor dem Erscheinen seiner Hauptwerke schon Achtung in der Gelehrtenwelt.

Eine besondere Rolle für die Entwicklung der Stadt ebenso wie die von Kants Persönlichkeit spielten die vier Jahre der russischen Besatzung während des Siebenjährigen Krieges von Januar 1758 bis August 1762. Die Besatzung brachte nicht nur etwas Glanz in die preussische Kargheit, sondern auch eine Liberalität der Lebens- und Umgangsformen. Kant hat sich



*Keineswegs nur zustimmende Reaktionen.*

offensichtlich in diesem Milieu behaglich gefühlt. In seinem vierten Lebensjahrzehnt entwickelte er sein Talent zum geselligen Umgang mit Tischgesellschaft, Karten- und vor allem Billardspiel.

#### Die «Critik der reinen Vernunft»

1781 erschien nach einem Jahrzehnt des Schweigens Kants Hauptwerk: die «Critik der reinen Vernunft». Sie rief keineswegs nur zustimmende Reaktionen hervor. Kants Vernunftkritik richtete sich nach innen, auf die Verfahrensweisen, Möglichkeiten und Grenzen der Erkenntnis, während die kritische Aufklärung seiner Zeit sich gegen die äusseren, die staatlichen und kirchlichen Hemmnisse wendete, die der Vernunft entgegentraten. Der oft dunkle, umständliche mit vielen begrifflichen Neuschöpfungen angereicherte Stil der ersten «Kritik» stiess ebenfalls auf Unverständnis.

Man kannte den Publizisten Kant eigentlich anders – als einen eleganten Stilisten, der auch souverän die Klaviatur von Ironie und Polemik beherrschte. Zu allem Überfluss fühlte Kant sich – und wurde auch – grundlegend missverstanden. Bereits in der ersten grösseren Rezension seiner «Kritik» musste er mit grosser Verärgerung feststellen, dass er als Idealist verbucht wurde. Um speziell diesem Vorwurf zu entgehen, arbeitete er die «Kritik» in der zweiten Auflage um und fügte ein eigenes Kapitel «Widerlegung des Idealismus» ein.

Gerade unter Kants unmittelbaren Schülern fanden sich seine ersten Antipoden. Für Kants Stadtgenossen, den seit den Studienjahren befreundeten Johann Georg Hamann, ist Kants erste «Kritik» blosse «Schulfüchseri und leerer Wortkram», wie er an Johann Gottfried Herder –

ebenfalls ein früherer Kant-Schüler – schrieb, bei dem er mit diesem Urteil auf Zustimmung hoffen durfte. Herder und Hamann wurden bedeutende Philosophen, indem sie dezidierte Gegenprogramme gegen Kants rationalistischen Kritizismus entwarfen, in denen die von Kant stark vernachlässigte Rolle der «Sprache» eine anthropologische Schlüsselrolle spielte.

### Kants Nachruhm

Darauf hat Kant sich nicht eingelassen, aber die kommunikative Dimension der Vernunft wird ihm im Laufe der 1780er Jahre immer stärker bewusst. Wer andere aufklären will, muss zu ihnen, besser noch: mit ihnen sprechen. Kant hat das Thema nicht mehr systematisch erörtert, aber häufig finden sich Bemerkungen, dass sich das Denken nur im Gespräch mit anderen entwickeln könne. Übermässig berühmt wurde seine «Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?», eigentlich eher eine Gelegenheitsarbeit. Die allzu oft zitierte Aufforderung, man solle sich seines eigenen Verstandes bedienen, mündet in der zweifellos zutreffenden

*Wer andere aufklären will, muss zu ihnen, besser noch: mit ihnen sprechen.*

Beobachtung, dass Denken das eine, dass öffentliche Sprechen – die «freie Meinungsäusserung» – aber etwas ganz anderes ist. Kant zitiert abschliessend Friedrich den Grossen: «Räsoniert, soviel ihr wollt und worüber ihr wollt; nur gehorcht!»

Kant ist am 12. Februar 1804 gestorben. In den 220 Jahren seit seinem Tod hat seine Philosophie eine schwindelerregende Fülle von Anknüpfungspunkten für das philosophische, wissenschaftliche, ethische, ästhetische, politische, juristische Denken hervorgebracht. Fichte, Schelling, Hegel begründeten in direkter Anknüpfung an, aber auch in sehr kritischer Auseinandersetzung mit und am Ende in der Abkehr von Kant einen «Deutschen Idealismus». Durch Hegel und seine Schüler prä-

te der «Idealismus» jahrzehntelang massgeblich nicht nur die Philosophie, sondern auch die staatliche Entwicklung zumindest in Preussen.

Aber im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts reifte Kant zum deutschesten aller deutschen Philosophen. Der «Neukantianismus» beherrschte die deutsche Philosophie und strahlte weit ins Geistesleben aus. Die «Marburger Schule» um Hermann Cohen baute Kants Erkenntnistheorie zu einer Grundlegungstheorie der modernen Naturwissenschaften um, Ernst Cassirer machte aus ihr eine Kulturtheorie der «symbolischen Formen», während auf ganz andere Weise die «Südwestdeutsche Schule» des Neukantianismus mit Wilhelm Windelband und Heinrich Rickert eine Grundlegung der Geisteswissenschaften schuf. Kants Morallehre wiederum wurde von Hermann Cohen zu einer «Theorie reinen Willens» präzisiert, wobei humanitäre und soziale Motive eine grössere Rolle spielten als bei Kant.

Das rückte die Marburger Neukantianer in die Nähe zur sozialdemokratischen und marxistischen Traditionslinie der Jahrhundertwende. Eine Zeitlang wurde sehr intensiv über Kants Beitrag zu einer «Ethik des Sozialismus» diskutiert, wie sie besonders Eduard Bernstein verfocht. Aber viel ist nicht daraus geworden. Marx und Kant blieben unversöhnt. Seine Erkenntnistheorie wurde von Lenin als «Subjektivismus» geächtet und war damit erledigt. Aber mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts hat sich Kant als kanonischer Autor der Weltphilosophie etabliert. In der Erkenntnistheorie ist seine Nachwirkung seit dem Ende des Neukantianismus verblasst und auf innerakademische Diskussionen beschränkt. Ihr wichtigstes Erbe ist die Einsicht in die Grenzen der Vernunft: Seit Kant weiss man, worüber die Wissenschaft Aussagen machen kann und worüber sie schweigen sollte.

Diese Lektion gerät langsam wieder in Vergessenheit. Kants Grenzziehung bezog sich auf den Diskussionsstand seiner Zeit, auf die Fragen der Theologie und der Metaphysik. Niemand wird im 21. Jahrhundert auf den Gedanken kommen, einen Gottesbeweis mit den Mitteln der Wissenschaft führen zu wollen.

Aber man kennt keine Scheu, Aussagen über eine drohende Klimaapokalypse mit dem einhergehenden Untergang der Welt zu treffen, die sich jeder Empirie entziehen.

Kants Morallehre ist noch sehr viel präsenter, aber ihr rigoroser Zentralbegriff der «Pflicht» wird misstrauisch beäugt. Der Mensch, so lautet der Kernsatz, gibt sich mit seiner autonomen Vernunft seine Gesetze selbst, und moralisch handelt, wer aus Pflicht, ohne «Beimengung einer Neigung», handelt. Auf dieser Autonomie des Vernunftgebrauchs beruht auch die Würde des Menschen, und



*Eigentlich eine Gelegenheitsarbeit.*

daraus folgt: Menschen sind für sich selbst verantwortlich. Die in Deutschland gängige höchstrichterliche Auffassung, die Menschenwürde bemesse sich nach der Höhe des Sozialhilfe-Regelsatzes, ist so ziemlich das Gegenteil dessen, was sich Kant darunter vorstellte.

### Das «radicale Böse»

Kants Bild vom Menschen war durch und durch pessimistisch, und die Konsequenzen seiner Moralphilosophie können ziemlich ungemütlich werden. Er wusste, dass der Mensch aus «krummem Holze» geschnitzt ist, und er ist der einzige Philosoph von Rang, der das «radicale Böse» überhaupt nur in Erwägung gezogen hat. Die «affectirte Humanität», die Kant den zeitgenössischen Gegnern der Todesstrafe missbilligend vorwarf und auf die die Gegenwart des 21. Jahrhunderts sich so viel zugutehält, war seine Sache nicht.

Kant hat mit seiner «Kritik der Urteilskraft» von 1790 auch der Kunstphilosophie entscheidende Stichworte geliefert: Das Kunstwerk wird im «freien Spiel der Ein-



*Fülle von Anknüpfungspunkten: Fichte, Schelling, Hegel (v. l.).*



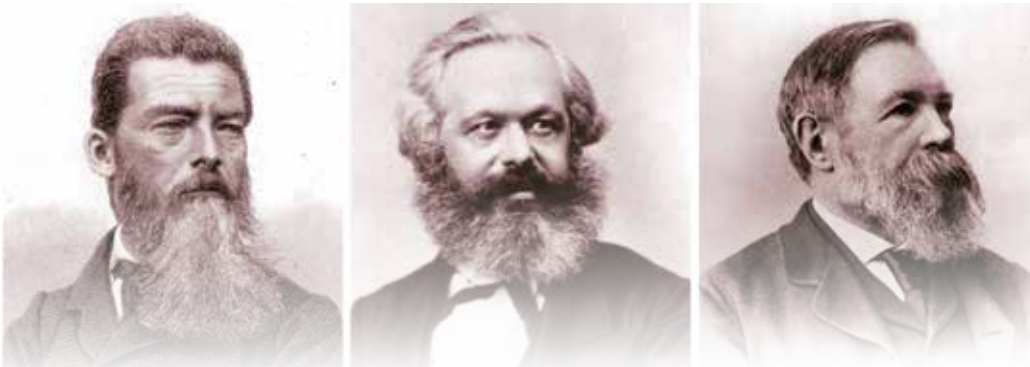


*Geistige Dynamik:* Kant-Denkmal in Königsberg.

bildungskraft» vom künstlerischen «Genie» geschaffen, das sich seine Regeln selbst setzt; es ist als «Zweckmässigkeit ohne Zweck» organisiert, und es zieht «interesseloses Wohlgefallen» auf sich. Schiller verdichtete das in der Formel: «Kunst ist die Tochter der Freiheit.» Kants Ästhetik verabschiedete die heute wieder in Mode kommende Vorstellung der Aufklärung, Kunst müsse erzieherisch wirksam und gesellschaftlich relevant sein. Kant sah das anders: Kunst ist das «Symbol des Sittlich-Guten», aber nicht der Handlanger des Zeitgeistes.

Aber das sind die Themen von gestern. Die Gegenwart des 21. Jahrhunderts legt sich gerade ihren neuen Kant zurecht. Das aktu-

elle Interesse richtet sich vornehmlich auf den «Weltbürger» Kant, den man gerne als Stichwortgeber für die Interpretation weltpolitischer Grosswetterlagen heranzieht. Seit den 1790er Jahren hat sich Kant intensiv mit Fragen der Staatsordnung, der gesellschaftlichen Wirklichkeit und der Geschichte beschäftigt. Dass der Staat die Freiheit seiner Bürger und nicht ihr Glück fördern müsse, war die Prämisse seiner Staatstheorie. Sie erfordert einige Neujustierungen der Morallehre. Als autonome Vernunftwesen folgen die Menschen dem Sittengesetz. Aber für ihr Zusammenleben brauchen sie geordnete Formen, und diese Ordnung gibt ihnen der Staat, und hier gelten andere Regeln.



«Ethik des Sozialismus»: Feuerbach, Marx, Engels (v. l.).

Dass man mit Moral keinen Staat machen könne, war Kant klar; selbst ein moralloses «Volk von Teufeln» könne einen Staat errichten, stellte er lapidar fest. Der Staat ist an die geschichtlichen Gegebenheiten gebunden;

*Seine Erkenntnistheorie wurde von Lenin als «Subjektivismus» geächtet.*

und um ihrer Herr zu werden, bedarf es mehr des Zwangs als der Freiheit. Der Staat darf Gehorsam gegenüber dem Gesetz erzwingen, ohne Rücksicht darauf, welches Motiv der so erzwungenen Handlung jeweils zugrunde liegt. Aber auch der Staat bleibt in seinem Zwang an das Recht gebunden, und dieses Recht ergibt sich aus dem «Vernunftprinzip», das einen fiktiven «ursprünglichen Vertrag» unterstellt. Eine staatlich organisierte Herrschaft des Unrechts lässt sich mit dem Instrumentarium des unbeugsamen Rechtsstaatstheoretikers Kant nicht legitimieren.

#### Gefahr der Despotie

Schliesslich wird aus gegebenem Anlass gerne Kants Schrift vom «Ewigen Frieden», eine seiner letzten Veröffentlichungen, herangezogen. Seine Idee einer friedensstiftenden «Weltrepublik» – für die es einige Vorläufer gab – hat sicher einigen Charme. Aber wenn man heute Kant als einen Vorläufer für den Völkerbund, die Vereinten Nationen und gar für die Europäische Union in Anspruch nimmt, sollte man nicht seine unverhohlene Skepsis überlesen: In der «Weltrepublik» fürchtete er die Gefahr der Despotie und sah zudem wenig Aussichten, dass die Einzelstaaten auf ihre rechtsphilosophisch gut begründbare Autonomie verzichten würden.

Diese Autonomie schliesse im Übrigen auch die gewalttätige Einmischung in die Angelegenheiten anderer Staaten aus. Unverkennbar ringt Kant in diesen letzten Schriften mit den Erfordernissen seiner reinen Lehre und den Realitäten der Machtpolitik. In seinen politischen Folgerungen ist er schwankend; am Ende bleibt als wichtigste Empfehlung, die «Freiheit der Feder» sicherzustellen, damit die Aufklärung ihren Gang gehen könne.

Kants Rechts- und Staatsphilosophie kann der Gegenwart viele reizvolle Anregungen für intellektuelle Glasperlenspiele geben. Als Ratgeber für politisches Handeln in aktuellen Krisenlagen ist sie aber wenig brauchbar. Die Gegenwart wird ihre eigenen Antworten auf ihre selbstgeschaffenen politischen Probleme finden müssen.

Peter J. Brenner ist emeritierter Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität zu Köln.

# Der Kant zur Zeitenwende

Jahrhundertphilosoph aus Königsberg, neu gelesen.

Peter J. Brenner

Marcus Willaschek: Kant. Die Revolution des Denkens. C. H. Beck. 430 S., Fr. 39.90

Otfried Höffe: Der Weltbürger aus Königsberg. Immanuel Kant heute. Person und Werk. Marix Verlag. 396 S., Fr. 49.90

Jede Epoche hat ihren eigenen Kant, und jede legt sich ihren Kant so zurecht, wie sie ihn braucht. Den Kant der Zeitenwende präsentieren, pünktlich zum 300. Geburtstag, Marcus Willaschek und Otfried Höffe. Marcus Willaschek, Philosophieprofessor an der Frankfurter Goethe-Universität und einer der beiden Herausgeber der erweiterten und revidierten Fassung der ehrwürdigen «Akademieausgabe», nennt seine Monografie ganz unverbindlich «Kant. Die Revolution des Denkens». Sie zeugt von grosser Kennerschaft; das darf man erwarten. Nicht selbstverständlich hingegen ist die klar strukturierte Darstellung auch hochkomplexer Gedankengänge, in die jeweils geschickt die Lebenszusammenhänge eingebunden werden.

## «Pionier des modernen Asylrechts»

Willaschek erarbeitet sich in dreissig kleinteiligen Kapiteln den Kosmos der kantischen Philosophie. Dabei folgt er teils den Vorgaben Kants, teils aber den thematischen Interessen, die bei einer heutigen Leserschaft angenommen werden dürfen. Und die erhalten reichlich Nahrung: Bereits im ersten Kapitel begegnen einem die Klimawandelleugner, später wird kontrafaktisch Wikipedia als Nachfolgeorgan der aufklärerischen «Encyclopédie» und wirksames Mittel gegen Verschwörungstheorien angepriesen.

Sodann sieht Willaschek in Kant einen «Pionier des modernen Asylrechts», und dass er gelegentlich dem generischen «Philosophen» auch eine gegenderte «Philosophin» beigesellt, versteht sich von selbst. Vor dem Eintritt in das Kapitel «Was ist der Mensch?», das nun einmal von Kants Rassentheorie handeln muss, wird

allen Ernstes in einer Fussnote davor gewarnt, dass manche Ausdrücke «verstörend» wirken könnten, sie aber – das immerhin – um der «historischen Wahrhaftigkeit» willen unvermeidbar seien. Es ist weit gekommen mit der deutschen Philosophie.

Wer die Gelassenheit besitzt, über solche Querschläger des Zeitgeistes – es sind ein rundes Dutzend – hinwegzulesen, findet in Willascheks Buch eine vorzügliche Einführung in Kants Leben und Denken in ihrer wechselseitigen Bezogenheit. Trotz ihrer Qualitäten allerdings kann Willascheks Monografie die vor zwanzig Jahren, anlässlich des 200. Todestages erschienene, aus dem Englischen übersetzte Kant-Darstellung Manfred Kühns nicht ersetzen, die ganz unprätentiös «Kant. Eine Biografie» heisst. Kühn stellt die Entwicklung von Kants Denkweg dar und bettet ihn in die biografischen wie die historischen Gegebenheiten ein, ohne das Bedürfnis zu verspüren, allenthalben Gegenwartsbezüge herzustellen.

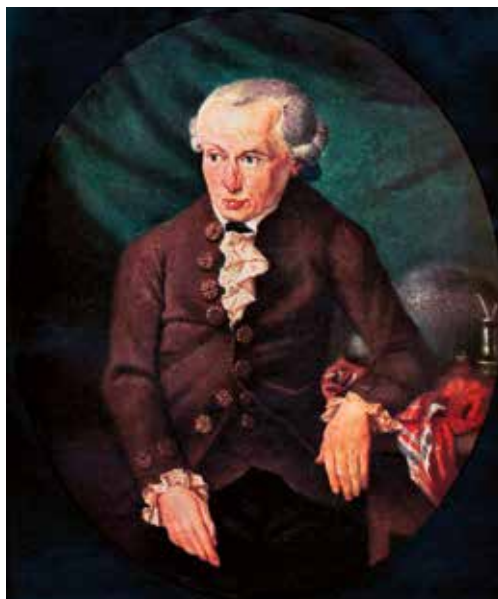
Eine Generation älter als Willaschek ist Otfried Höffe, der bereits 1983 eine vielfach neu aufgelegte und überarbeitete Darstellung von

Leben, Werk und Wirkung Kants publizierte. Von Klimawandel und Ukraine-Krieg war damals ebenso wenig die Rede wie von der «Tierethik», und von Rassen oder gar Rassismus erst recht nicht. Das sind alles Themen der Gegenwart, denen Höffe in seiner neuen Kant-Monografie «Der Weltbürger aus Königsberg», wenn auch sparsam, seine Reverenz erweist. Höffe zeichnet Kants philosophische Entwicklung entlang der Leitlinien des «Weltbürgers» und des «demokratischen Denkers» nach; der Zurückweisung des Rassismusvorwurfes ist ein eigener Exkurs gewidmet. Wie schon in seiner ersten Monografie widmet Höffe sich auch in seinem neuen Buch ausführlich dem Themenkreis des Staats- und des Weltbürgerrechts, die jetzt aber etwas stärker an Gegenwartsbezüge gebunden sind.

## «Leben» vs. «Werk»

Das Bedürfnis, ohne grosse Umschweife in Kants Werk den gerade herrschenden Zeitgeist wiederfinden zu wollen, ist jüngeren Datums. Selbst die vor hundert Jahren erschienene, bis heute umfang- und materialreichste Kant-Monografie, Karl Vorländers «Immanuel Kant. Der Mann und das Werk», verzichtet auf eine solche Aktualisierung, obwohl der Gymnasiallehrer Vorländer 1911 eine dezidiert sozialistische Interpretation Kants angestrebt und «Kant und Marx» zwischen zwei Buchdeckeln zusammengebracht hatte.

Ohne jeden Gegenwartsbezug kommt auch die von den Kollegen – und erst recht vom Publikum – völlig ignorierte grosse Kant-Monografie Wolfgang Ritzels von 1985 aus: «Immanuel Kant. Eine Biographie». Auch wenn auf den gut 700 Seiten das «Leben» nicht zu kurz kommt, gilt Ritzels Interesse in erster Linie einer oft weitschweifigen Interpretation des «Werkes», die nach alter Tradition einfach nur versucht, Kant zu verstehen. Das ist schwer genug, aber noch schwerer scheint die Aufgabe zu sein, Kant einfach Kant sein zu lassen, ohne ihn der Gegenwart mundgerecht machen zu wollen.



«Was ist der Mensch?»: Denker Kant.

# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Batic und Leitmayr  
gehen bald in Pension.  
Die Münchner sind  
die letzten «normalen»  
Kommissare im «Tatort».  
*Stephan Ziegler,*  
Seite 70



*Teile der Vollkommenheit.*

**Kiki Kogelnik, Desire, 1979** – Da waren, in den ausfransenden 1970er Jahren nur noch Überbleibsel, morastige Pfützen, wo einst Seen waren und vielleicht gar Meere; Hippies lebten nur noch ein Inseldasein, die Suche nach dem kosmischen Selbst, die eine neue Form der Identität hätte werden sollen, war untergegangen in einem Strudel der Halluzinationen. Punk kam und ging auch schon wieder, und der vielleicht schönste Slogan, den er hervorgebracht hat, gesprayed an Mauern, «Sex is good, but have you ever fucked the system?», verlor seine Farbe.

Disco kam, und der Mensch suchte seine kleine irdische Erlösung im Konsum. Kaufen war

das neue Glücksversprechen, ein kleines Instantglück, das die Sehnsucht nach dem unersättlichen Verlangen stillen sollte. So viel Verlangen war da, mehr als ein Mann oder eine Frau greifen und begreifen konnten. Die Suche nach dem Ich, diese schwierigste aller Suchen, verwässerte noch mehr. Ich, das waren immer mehr die Dinge, die ich kaufen konnte und musste, um Ich zu sein.

«Protect me from what I want», schrieb Jenny Holzer in diesen Tagen des Kreditkarten-Hedonismus. Und Kiki Kogelnik (1935–1997), eine österreichische Künstlerin zwischen Paradiesvogel, Philosophin und Pop-Art-Ikone, malte diese Frau, die vor lauter Verlangen

den Kopf verliert ob der Unvereinbarkeit von Wunsch und Wirklichkeit, diesem existenziellen Puzzle, dem immer ein oder mehrere Teile zur Vollkommenheit fehlen. Kaum glaubt man, das Teil gefunden zu haben, fehlt ein anderes.

Ein Aspekt des Wesens des Verlangens ist Ausweglosigkeit, und Ausweglosigkeit wiederum ist ein Motor, der Verzweiflung antreibt. Verlangen verschafft kurzfristige Befriedigung, aber in erster Linie schafft es sich selbst immer wieder, so wie jede Sucht dies tut. Und lange vielleicht nährt uns die Sucht, aber irgendwann sind wir es, die die Sucht nähren.

*Michael Bahnerth*

# Der grosse Zauderer

Sein Leben lang sucht Franz Kafka nach festem Grund, auf dem er stehen könnte. Rüdiger Safranskis Biografie zeigt, wie aus dieser Suche nach Erlösung grosse Literatur entstand.

*Heimo Schwilk*

---

Rüdiger Safranski: Kafka. Um sein Leben schreiben. Carl Hanser. 256 S., Fr. 36.90

---

**I**ch habe kein literarisches Interesse, sondern bestehe aus Literatur, ich bin nichts anderes und kann nichts anderes sein.» Diesen Satz schreibt Franz Kafka am 14. August 1913 an seine Verlobte Felice Bauer. Er wird vom Hanser-Verlag, der Rüdiger Safranskis biografisch ausgerichtetes Werk rechtzeitig vor dem 3. Juni (da jährt sich der Todestag Kafkas zum 100. Mal) auf den Markt brachte, werbewirksam platziert.

Auch im Buch selbst wird der Zentralsatz mehrfach wiederholt, um die Grundaussage des Bandes «Kafka – Um sein Leben schreiben» zu betonen. Safranski stützt sich natürlich nicht nur auf diese Selbstaussage, sondern zitiert ausführlich aus den Werken, die Kafka weltberühmt gemacht haben, etwa aus den Romanen «Der Prozess», «Das Schloss», den Erzählungen «Die Verwandlung», «Vor dem Gesetz», «Das Urteil», «Die Strafkolonie» oder «Der Bau».

## Schreiben als etwas Heiliges

Tatsächlich konnte der Prager Versicherungsangestellte Franz Kafka dem Leben «jenseits der Literatur keinen Reiz abgewinnen», wie Safranski schreibt. Denn er hasste es, es langweilte ihn. «Der Sinn für die Darstellung meines traumhaften inneren Lebens» habe «alles andere ins Nebensächliche gerückt», notierte er im Tagebuch. Das habe die Folge, dass für ihn das Alltagsleben «in schrecklicher Weise verkümmert» sei.

Dass das Schreiben in gewisser Weise etwas Heiliges, eine Erlösung sei für den Schreibenden, jedes Buch eine «Axt für das gefrorene Meer in uns»: Daran glaubt Kafka verzweifelt. Lebenslang ist er auf der Suche nach festem Grund, auf dem er stehen könnte. In der Erzählung «Beschreibung eines Kampfes» nennt er das seine «Seekrankheit auf festem Lande».

Das Anschreiben gegen diese «Seekrankheit» ist sein ureigenes Problem – und zugleich das der Epoche. Die existenzielle Verzweiflung, die alle seine Bücher grundiert, macht den Juden Kafka



*Seekrankheit auf festem Lande:* Autor Kafka.

zu einem epochalen, zum Autor des 20. Jahrhunderts der Angst, der Fremdbestimmung, des Totalitarismus und des massenhaften Sterbens in automatischen Tötungsprozessen. Und heute könnte man in seinem Werk die Verstrickung des modernen Menschen in die Bürokratie erkennen.

Schon die Angst vor der Verlobung, wie sie in der Erzählung «Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande» beispielhaft ausgedrückt ist, zeigt den existenziellen, inneren Antrieb dieser Ahnung, dass alles Gesellschaftliche einen enteignenden, dem «eigentlichen» Selbst entfremdenden Kern hat. Kafkas Protagonist Raban ist entsetzt von der gewöhnlichen Wirklichkeit und will besser «im Bett bleiben», als sich mit ihr zu arrangieren. Mit grausamer Genauigkeit erzählt Kafka in der Parabel «Die Verwandlung», wie sich der Mensch unter den Blicken der Familie in ein Ungeziefer verwandelt.

### Erweckungserlebnis in Prag

Dieses Nolimetangere bestimmt auch alle seine Beziehungen zum weiblichen Geschlecht. Kafka möchte seiner Braut Felice keinesfalls – körperlich – nahekommen, wie aus den von Safranski ausführlich zitierten Briefen an Felice Bauer hervorgeht. Es sind panische Fluchtreflexe vor der Wirklichkeit des Sexus, der Alltäglichkeit einer Beziehung. Safranski nennt es ungeschminkt «Scheu vor dem Sexuellen». Kafka könne Liebe und Geschlechtlichkeit nicht zusammenbringen. Es habe zwar bei Kafka starke Liebesgefühle gegeben – aber eben auch «sexuelles Begehren ganz ohne Verliebtheit». Vor diesem Trieb empfindet er tiefe «Abscheu». Insgeheim bevorzugt Kafka One-Night-Stands oder besucht regelmässige Bordelle.

Die Flucht vor der Bindung an Felice Bauer wird alle künftigen Begegnungen mit Frauen präformieren, ob nun mit Julie Wohryzek oder Milena Jesenská. Rüdiger Safranski nennt das «Vermeidungsfantasien» und «erotische Handlungshemmung». Aber gerade dieses manische Ausweichen vor jedweder Anpassung macht Franz Kafka zu einem grossen Autor, dessen Werke bisweilen Fragment geblieben, dadurch jedoch noch mysteriöser, vielfach deutbar geworden sind.

Man kann diese Selbstentfremdung, wie Safranski das tut, durchaus als Hauptantrieb von Kafkas Schreiben bezeichnen. Denn sie treibt ihn in die Literatur, wo er ein anderer sein darf. Nur in ihr kann er sein Dilemma beschreiben – und sich darüber erheben. Auf einen, dem das normale Leben als Nichts erscheint, muss die Literatur, die Kunst wie ein erhöhter Aussichtspunkt wirken. Safranski konstatiert, Kafkas schriftstellerisches «Erweckungserlebnis» sei auf dem Laurenziberg bei Prag geschehen. Den Hügel in der Nähe von Prag habe er 1902 als Neunzehnjähriger aufgesucht und danach dem

Tagebuch anvertraut, dass er als Autor einen dort erlebten Schwebestand erreichen wolle, der ihn befähige, über den Menschen und Dingen zu stehen. Befreit von allen Gewichten, «eine Art taoistisches Weltgefühl», wie Safranski enthusiastisch schreibt.

Und doch gibt es bei Kafka die Sehnsucht, «eine ganz normale Ehe einzugehen mit Kindern, Familie und allem, was dazugehört». Kafka weiss allerdings, dass er diese bürgerliche Existenz niemals erreichen wird. Also macht er seinen überaus erfolgreichen Vater zum Feindbild, von dem er sich abheben muss, um in seiner Schreibnische überleben zu können. Vorweggenommen hat er diesen Konflikt in seiner Erzählung «Das Urteil». Dort scheitert sein Alter Ego Georg Bendemann noch am mächtig-ohnmächtigen Vater.

Der 1919 verfasste berühmte «Brief an den Vater» ist dann der raffinierte(re) Versuch, die als nichtig empfundene eigene Existenz auf Kosten des dominierenden Vaters aufzuwerten. Ein literarischer Trick, der das Problem aber nur auf der familiären Ebene löst. Kafka macht aus der Not eine Tugend, rettet sich aus der äusseren Schuld in die innere. Niemals wolle er so werden wie der Vater Hermann Kafka, der ihm Ehe und Erfolg im Beruf, das gesamte verhasste, nicht zu erreichende bürgerliche Prozedere abverlangt. Der Brief wird allerdings nie abgeschickt. Kafka war auch ein grosser Zauderer, der sich ins Literarische flüchtete, um keine Entscheidungen treffen zu müssen.

Franz Kafka feilte unablässig an seinen Erzählungen, kam aber selten zum Abschluss. Max Brod, Schriftsteller und Freund, hat Kafkas Werk für die Nachwelt gerettet – unter Missachtung des Testaments, das die Vernichtung des Nachlasses anordnete. Zum Glück für die Leser, die mit Faszination wie Erschrecken feststellen, dass hier einer das Rätsel der menschlichen Existenz beschrieben hat.

Durch den radikalen Verzicht des Autors auf das sozial Deutbare nimmt Kafkas Welt den Charakter des absolut Geheimnisvollen an. «So wird die Wirklichkeit labyrinthisch», charakterisiert Safranski «Das Schloss». Man könnte das erratische Werk Kafkas jedoch nicht nur als Tragödie, sondern auch als grandiose Komödie lesen – denn der Autor hat sich beim Vorlesen, wie sein Freund Max Brod berichtete, über seine literarischen Einfälle vor Lachen auf die Schenkel geschlagen.

Und man darf trotz der luziden Beschreibung von Safranski fragen, ob es zutrifft, dass «die Lust an der Darstellung» einen dauerhaften «Sog» auf Kafka ausübt. Denn Kafka notiert selbst, dass er unablässig zur Spitze des Berges fliege, sich aber kaum einen Augenblick oben erhalten könne. Seine Laurenziberg-Vision: eine Selbsttäuschung? War Kafka tatsächlich ein «Verwandelter»? Entsprang ihm aus dem Schreiben wirklich «Lebenskraft»? Entglitt sie ihm nicht

ständig? Das Geschriebene, die Schrift wird «In der Strafkolonie» sogar zur Folter – oder gänzlich ausweglos wie in der labyrinthischen Erzählung «Im Bau».

Max Brod hat später dem Werk des Freundes eine religiöse Färbung gegeben, was bei den Schlüsselwerken («Das Schloss», «Der Prozess») auch nicht schwerfällt. Es bleibt trotzdem die Frage, ob Franz Kafka nicht in erster Linie von seinem existenziellen Problem umgetrieben

*Dass ihn diese «Gespenster» nun selbst angreifen und in sein Schreiben eindringen, ist fatal.*

wurde, weniger vom Glauben. Auch wenn Kafka, anders als sein assimiliertes Vater, von den Ostjuden, ihrer stark religiösen Bindung angezogen wurde. Bisweilen hofft er sogar auf das «Unzerstörbare», die «Seele».

Dass es tatsächlich eine metaphysische Dimension in Kafkas Werk gibt, zeigt besonders deutlich die Episode «Vor dem Gesetz». Ein «Geistlicher» erklärt dem Erzähler, dass alle Türsteher, die ein Geheimnis bewachen, selbst gar nichts wissen. Sie wissen weniger als der, der sucht. Man müsse einfach durch das Tor gehen, das sie bewachen. Es sei das eigene. Der Mensch solle das Schicksal selbst – in einer Art «Selbstermächtigung», wie Safranski es formuliert – in die Hand nehmen, es brauche keine Mittler. Die seien nur «läppische Aufseher», letztlich eine «korrupte Bande». Wie die «Advokaten» im «Schloss». Klingt ein bisschen wie Protestantismus, ist aber ein genuiner Bestandteil der chassidischen Lehre.

### Mysteriös und unerreich

Wie viele Interpreten vor ihm schreibt Safranski zutreffend von den «Schuldgefühlen» des Autors Kafka. Doch das Schreiben entlässt ihn nicht aus diesem habituellen Käfig. Die Schuld besteht aus dem zwanghaften Doppelleben als überaus erfolgreicher «Obersekretär» einer Versicherung (worauf Kafka offenbar stolz ist) und als Schriftsteller, der ständig vor irgendeiner Verlobung steht, die «Grenzen des Menschlichen» liebend gern im ganz bürgerlichen Sinne überschreiten würde. Das gelingt aber nicht. So klagt Kafka sich ständig selbst an, macht sich kleiner, als er ist (vor allem gegenüber seinen «Verlobten», die er in den Himmel hebt), und anerkennt so auf vertrackte Weise diese bürgerliche Existenzform, der er nicht genügen kann.

Dass ihn diese «Gespenster» nun selbst angreifen und in sein Schreiben eindringen, ist fatal. Aber genau dieses Element der Unentrinnbarkeit, ja Unerlöstheit macht sein Werk so befremdlich, mysteriös und letztlich unerreich. Grosse Literatur entsteht oft aus einem tief-sitzenden Defekt. Das weist Rüdiger Safranski hellseherisch am Fall Kafka nach.

# Watte ums Herz

Walter Hollstein

Didier Eribon: Eine Arbeiterin. Leben, Alter und Sterben. Suhrkamp. 272 S., Fr. 38.90

Der französische Soziologe Didier Eribon ist noch einmal in seine engere Heimat zurückgekehrt. Nach dem Bestseller «Rückkehr nach Reims» beschreibt er nun das Sterben seiner Mutter – in Deutschland auch bereits ein Erfolgstitel. Eribon schildert darin, wie er seine Mutter ins Pflegeheim bringt. Sich gekümmert, organisiert und vorbereitet hat alles einer seiner Brüder. Eribon ist nur Begleiter, Beobachter, Protokollant – im ganzen Buch. Beim Abschied verspricht er seiner Mutter, sie regelmässig zu besuchen. Dazu kommt es aber nicht. Schlicht merkt er an: «All diese Pläne blieben Träumereien.» Auch zur Beerdigung der Mutter erscheint der Pariser Grossintellektuelle nicht.

Im Buch geht es dann eigentlich auch nur peripher um das Leben und Sterben seiner Mutter; dafür vor allem um sein Bedauern, seine Gewissensbisse, seine angebliche Reue. Das

liest sich unecht, bigott und larmoyant. Nicht seine Mutter ist das Opfer, verdient Mitleid und Nachsicht; nein, der Arme und Bedauernswerte ist Didier Eribon. Die ganze Arbeit von Heimsuche, Ortswechsel und Betreuung überlässt er – aus vornehmer Pariser Entfernung – seinen Brüdern. Aber dabei geht es ihm ganz furchtbar schlecht: Er ist «traurig und verzweifelt».

Und nach ihrem Tod fragt er sich: «Hätten wir sie nicht in einem teureren Altenheim unterbringen müssen, mit höherem Personalschlüssel, in dem die Bewohner besser versorgt waren. Diese Überzeugung wurde von Tag zu Tag stärker, und meine Schuldgefühle stiegen ins Unermessliche.» Dazu muss man wissen, dass Eribon als Schriftsteller und Gelehrter durchaus gut betucht ist. Aber Eribon tröstet sich schnell, natürlich mit Literatur; er findet eine Dokumentation, die besagt, dass die Pflege auch in teuren Heimen nicht besser ist. Das entlastet ungemein.

## Taubheit, Kälte, Selbstentfremdung

Überhaupt hat es Eribon mit der Sekundärliteratur. Statt seine eigenen Gefühle und Erlebnisse zu schildern, resümiert er lieber Philip Roths «Mein Leben als Sohn», Edouard Glissant, Simone de Beauvoir – um nur einige zu

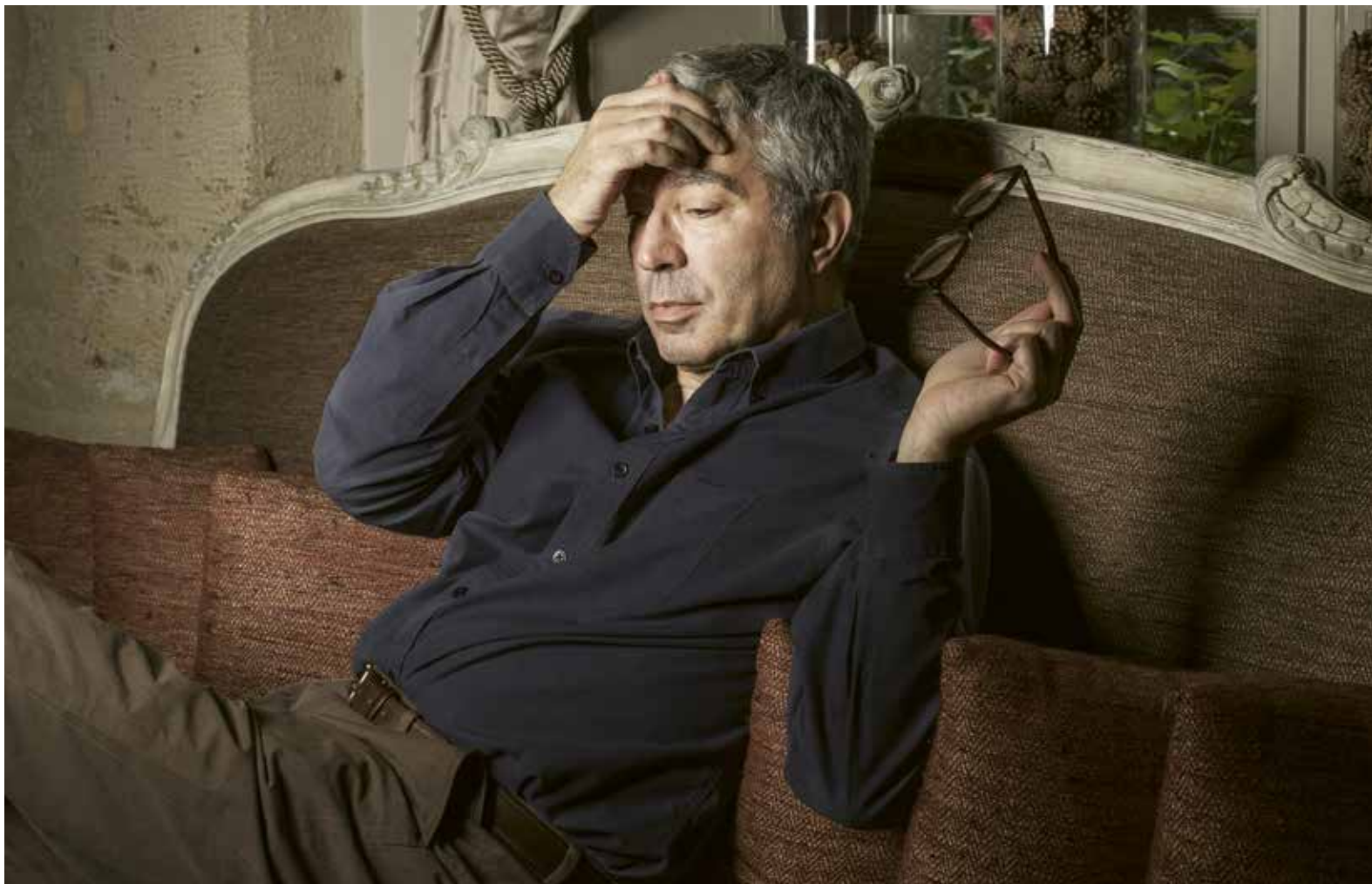
nennen. Sein Buch ist eigentlich viel eher ein Literaturreferat als ein Erlebnisbericht. Auch dort, wo es um Gefühle geht, zitiert Eribon stets andere. Das ist natürlich auch eine einigermaßen raffinierte Methode, das eigene Herz in Watte zu packen, sich zu verstecken, nichts wirklich an sich herankommen zu lassen. Aber damit bleibt man halt auch unauthentisch und unwahrhaftig.

Statt sich um seine Mutter zu kümmern, solange sie noch da ist, kauft Eribon sich nach ihrem Tod ein Wörterbuch des regionalen Dia-

*Die Menschen haben nicht mehr das Gefühl, dass sie ihre eigene Lebenswelt überschauen.*

lekts der Champagne, um ihr nahe zu sein. Das alles erfüllt recht eigentlich schon die klinische Diagnose der «Depersonalisation»: emotionale Taubheit, Kälte, Selbstentfremdung.

Nun sollten Altersheim und das Sterben seiner Mutter ja dazu dienen, die «Klassenverhältnisse» in Frankreich zu verdeutlichen. Aber auch das geht schief, und es geht vor allem erkenntnismässig nicht über die «Rückkehr nach Reims» hinaus: Darin hatte Eribon



Denunzieren statt verstehen: Autor Eribon.

beschrieben, wie er nach langer Abwesenheit von zu Hause feststellen musste, dass seine traditionell kommunistische Familie inzwischen den Front national von Marine Le Pen wählte.

### Verunsicherte Menschen

Eribon erklärt diesen drastischen Wandel mit dem Versagen der Linken. Diese Erkenntnis hätte nun nicht unbedingt jenen Hype verdient, den sie damals ausgelöst hat. In seiner kleinen Schrift «Was ist Klassenbewusstsein?» hat Wilhelm Reich die Realitätsferne politischer Funktionäre schon 1934 sehr viel deutlicher herausgearbeitet. So notierte er: «Während wir den Massen grossartige historische Analysen und ökonomische Auseinandersetzungen über die imperialistischen Gegensätze vorlegten, entbrannten sie für Hitler aus tiefsten Gefühlsquellen.»

Auch Erich Fromms Analyse «Die Furcht vor der Freiheit» erklärt sehr viel mehr, als Eribon das tut. Überaus ärgerlich ist auch, dass Eribon denunziert, statt zu verstehen. Zum Beispiel, wie die Auflösung traditioneller Gesellschaftsstrukturen – Nachbarschaft, Kollegenkreise, die Stammbeiz, der Kiosk – die Menschen verunsichert hat. Alle Selbstverständlichkeiten sind im Zerfall begriffen. Die Menschen haben nicht mehr das Gefühl, dass sie ihre Lebenswelt überschauen. Ihnen entgleitet der Alltag. Darum orientieren sich viele am heutigen Rassemblement national, das Verhaltenssicherheit und klare politische Rezepte verspricht und damit eine Zukunft. Auch wenn sich das dann als Illusion erweist.

## Schelmenroman des Grauens

Wolfgang Koydl

Georgi Demidow: Fone Kwas oder Der Idiot. Galiani. 208 S., Fr. 33.90

Rafail Lwowitsch Belokrinitskij ist nicht nur ein unauffälliger und unbescholtener Bürger seines Landes, sondern auch ein besonders eifriger, wertvoller und fleissiger. Umso unverständlicher erscheint ihm, dass er eines Tages aus dem Bett gezerrt, verhaftet und in ein Gefängnis verschleppt wird. Es kann sich nur um einen Irrtum handeln, denkt er.

Sicher ist es kein Zufall, dass «Fone Kwas» beginnt wie Franz Kafkas «Prozess». Beide Romane haben den absurden Irrsinn menschlicher Verkommenheit zum Inhalt, nur dass Josef K. eine fiktive Gestalt ist, Belokrinitskij jedoch schmerzlich reale Züge aufweist. Denn er gerät in das mörderische Räderwerk von Stalins Säuberungen des Jahres 1937. Am Ende wird auch ihm der Prozess gemacht, den eine Farce zu

nennen ein Kompliment wäre. Das Verfahren ist das letzte Kästchen eines Formulars, das noch angekreuzt werden muss, bevor unterschrieben und abgestempelt werden kann.

Georgi Demidow schrieb seinen Roman aus eigener Anschauung. Auch er – ein sowjetischer Spitzenphysiker – wurde 1938 aus heiterem Himmel verhaftet und sechs Monate lang im Hauptquartier des Geheimdienstes NKWD in Charkiw verhört, bevor er für vierzehn Jahre im Gulag verschwand: in einem der übelsten Lager dieses Archipels an der Kolyma im äussersten Nordosten Sibiriens, buchstäblich am Ende der Welt.

### Strategie gegen die Peiniger

Bei der Arbeit unter Tage brach er sich mehrere Finger, die ihm – unbehandelt – abfroren. Deshalb konnte er nach seiner Freilassung nicht mehr mit der Hand, sondern nur mehr mit Maschine schreiben. Als am Morgen des 20. August 1980 Mitarbeiter des KGB in fünf Städten an sieben Adressen nicht nur sämtliche Manuskripte, sondern auch seine drei Schreibmaschinen beschlagnahmten, stürzte dies Demidow in eine tiefe Depression. Es war ein schlimmerer Verlust als der von ein paar Fingern. Ein drittes Mal, schrieb er seiner Tochter Walentina Demidowa, könne er sich nicht wie ein Phönix aus der Asche erheben.

Kurz darauf starb Demidow, überzeugt, dass sein Lebenswerk – Romane, eine Autobiografie, Novellen und Kurzgeschichten – ein für alle Mal verlorengegangen seien. Nur während der relativen Freiheit der sogenannten Tauwetterperiode in den 1950er und frühen 1960er Jahren hatte Demidow Texte in Kleinstauflagen im Samisdat veröffentlichen können – dem Untergrundverlag in der Sowjetunion. Zeit seines Lebens wehrte er sich gegen eine Veröffentlichung im Westen. Die Menschen in Russland müssten erfahren, was wirklich vor sich gehe im Land, beschied er Alexander Solschenizyn, nicht die westliche Öffentlichkeit.

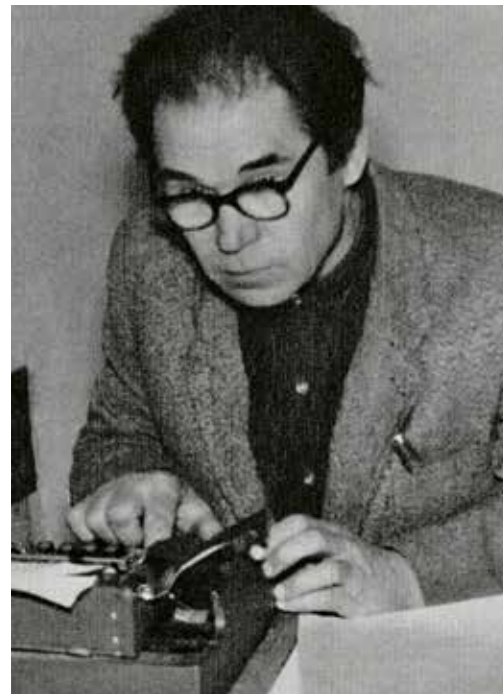
Tatsächlich wurde Demidow einer breiteren Öffentlichkeit erst nach dem Kollaps der Sowjetunion 1989 etwas besser bekannt, nachdem es Walentina Demidowa gelungen war, die Manuskripte des Vaters zu finden. Erfolglos bot

### *Zeit seines Lebens wehrte Demidow sich gegen eine Veröffentlichung im Westen.*

sie die Arbeiten mehreren russischen Verlagen an. Im Ausland brachte erst jetzt der Berliner Verlag Galiani Demidows «Fone Kwas» heraus, den man einen Schelmenroman in der Tradition von Gogol und Tschechow nennen könn-

te, wäre sein Thema nicht die Grausamkeit des bolschewistischen Regimes, die durch Dummheit und Borniertheit noch gesteigert wird.

Dies hofft sich Rafail Belokrinitskij zunutze zu machen. Während er in einer quälend überbelegten, überheizten und stickigen Zelle Woche um Woche dahinvegetiert, überlegt er eine Strategie, wie er seine Peiniger überlisten kann. Den ersten Gedanken, dass seine Verhaftung ein Missverständnis gewesen sein



Vierzehn Jahre im Gulag: Autor Demidow.

musste, haben ihm seine Mithäftlinge rasch ausgetrieben. Er wusste nun, dass man ihm, dem Cheffingenieur eines grossen Stromverteilungszentrums, Sabotage vorwerfen würde. Nun gut, er würde alles gestehen, im kleinsten Detail – doch bar jeder wissenschaftlichen Vernunft und gegen alle physikalischen Naturgesetze. Spätestens beim Wiederaufnahmeverfahren nach dem ersten Urteil würden die Richter erkennen, dass Belokrinitskij gar nicht hätte anstellen können, wessen er sich selbst bezichtigte. Es ergab keinen Sinn. Seine Häsher, Wächter und Richter, sie seien alle *fone kwas*, ein jiddischer Ausdruck für einen Idioten. Mit ihnen würde der erfahrene Ingenieur Belokrinitskij schon fertig werden.

Aber er unterschätzt sogar deren Beschränktheit. Begierig saugt der Staatsanwalt die bizarren Geständnisse auf, schmückt sie sogar aus und leitet den Fall an die ausnahmslos tödliche Militärjustiz weiter. Das Urteil fällt in Minuten und ist endgültig: Tod durch Erschiessen, sofort zu vollstrecken. Ein Berufungsverfahren ist nicht vorgesehen. Am Ende ist Belokrinitskij selber der «Fone Kwas», vernichtet von überlegener Dummheit.

# «Aeneis» aus weiblicher Sicht

Kurt Steinmann

Irene Vallejo: Elyssa. Königin von Karthago.  
Diogenes. 320 S., Fr. 34.90

Vergils «Aeneis» (erschienen 19 v. Chr.), das «Nationalepos» der Römer, erzählt die Geschichte der sagenhaften Anfänge der Stadt Rom, die ihre Entstehung Flüchtlingen, von Aeneas aus dem zerstörten Troja nach Latium geführt, verdankt. Ein unvergessliches Kunstwerk zeichnet das Bild dieser Flucht, uns vor allem aus Raffaels Fresko «Der Borgobrand» in den Stanzen des Vatikans bekannt: Aeneas verlässt das brennende Troja, trägt seinen alten Vater Anchises auf den Schultern, führt den kleinen Askanius (Iulus), seinen Sohn, an der Hand; der Obhut des Vaters sind die heimischen Götter, die Penaten, anvertraut. Dieses vollendete Symbol der *pietas* des Aeneas stellt an uns die Forderung, die Last der Vergangenheit auf uns zu nehmen, der Zukunft hoffnungsvoll die Hand zu bieten und Treue gegenüber den Göttern (Gott) zu üben. Nur wo Tradition, Zukunftshoffnung und Religion – alle drei, keine darf fehlen – in gebührender Achtung stehen, waltet Segen.

## Wolken und Wogen

Die 45-jährige spanische klassische Philologin und Autorin Vallejo begeisterte 2022 die deutschsprachige Leserschaft mit der Studie «Papyrus. Die Geschichte der Welt in Büchern» (*Weltwoche* Nr. 17/2022). Inzwischen wurde das Meisterwerk in 37 Sprachen übersetzt. Ihr nun erstmals auf Deutsch publizierter Roman von «Elyssa» erzählt die «Aeneis» neu und aus betont weiblicher Sicht.

Elyssa – warum nicht Elissa, wie die Wörterbücher angeben? – ist ein anderer Name der Dido, der Königin von Karthago. Königlichen Geblüts, ist sie aus Tyros in Phönizien mit ihren Leuten übers Meer geflohen, an Libyens Küste gelandet, wo sie die Stadt Karthago erbaut. Eben dort landet Aeneas nach langer Flucht und wird von der Königin aufgenommen. Die

## *Der grösste Unterschied zwischen Vergil und Vallejo liegt – versteht sich – im sprachlichen Können.*

Analogie der Schicksale der beiden ist augenscheinlich: Verlust der Heimat, Verrat, Flucht über das Meer, Wunsch, eine neue Stadt zu erbauen. Bis heute in unserem kulturellen Bewusstsein präsent (vor allem dank Henry Purcells Oper von 1689) ist der tragische Dido-Stoff, der die Liebe zwischen der Königin und Aeneas thematisiert, auf die er zugunsten sei-



*Psychologische Durchdringung:* Autorin Vallejo.

nes Schicksalsauftrags, Rom zu gründen, verzichtet: «Elyssa, ich habe keine Wahl.»

Vallejo lässt das Personal der «Aeneis» auch in ihrem Roman auftreten, lässt es die Geschehnisse aus dessen Perspektive schildern und reflektieren. Figuren wie Anna, die Schwester Elyssas, erhalten grösseren Anteil, andere treten hinzu wie Eros und Vergil. Der Erfindungsreichtum in Szenen und psychologischer Durchdringung im Roman ist gross, führt aber zu Wiederholungen – unzählige Stimmungsbilder von Wolken und Wogen –, zu Langatmigkeit und fataler Neigung zu Sentenzen: «Tatsächlich gibt es keine Liebe ohne Zufall.» «Die Grossartigkeit des Kampfes ist verführerisch.»

Vergils Epos ist nirgends geschwätzig, es belässt die Lücken als Denkaufgaben für den Leser, füllt sie nicht mit Hypothesen. Der grösste Unterschied zwischen Vergil und Vallejo liegt – versteht sich – im sprachlichen Können. Man

vergleiche die Darstellung der liebenden Vereinigung von Elyssa und Aeneas in der Höhle beim Sturmgewitter mit der Darstellung des Romans. Zum Teil liegt die qualitative Differenz im Zwang zur Verknappung in der Versform. Darin lässt sich weniger leicht schwatzen. Immerhin kann wohl die Prosafassung jene Leserschaft, die mit gebundener Sprache ihre Mühe hat oder sie grundsätzlich ablehnt, einen Zugang zur Welt der «Aeneis» schaffen. Und Vallejo, die sich allumfassend in die Welt der «Aeneis» und der «Ilias» hineinkniet und -gedacht hat, gelingen auch wunderbare Einzeltableaus: so das zauberhafte Gebet an Venus und der wunderbare Preis der «Aeneis» und der lateinischen Sprache. Dass Flucht über das Mittelmeer und begleitende Stürme 2700 Jahre später immer noch Menschen das Leben kosten, macht den Stoff der «Aeneis» so bedrängend.



# Wie spricht man «Negerisch»?

Thomas Bodmer

Percival Everett: James. Aus dem Englischen von Nikolaus Stingl. Hanser. 336 S., Fr. 36.90

Als Mark Twain 1884 «Adventures of Huckleberry Finn» veröffentlichte, schrieb er im Vorwort, es würden darin verschiedene Dialekte verwendet: «derjenige der Neger aus Missouri; derjenige der extremsten Form von Hinterwäldlern aus dem Südwesten; der gewöhnliche aus dem «Pike County» und vier Abwandlungen von Letzterem». Er erkläre dies, schloss er, «weil sonst viele Leser annehmen würden, all diese Figuren versuchten, gleich zu reden, was ihnen aber nicht gelinge». Tatsächlich lebt der Roman genau von dieser Vielfalt des gesprochenen amerikanischen Englisch. Das war Twains grosse Ererungenschaft.

Tja, und wie soll man so etwas übersetzen? Behülfe man sich im Deutschen zum Beispiel mit Bayerisch, Fränkisch, Hessisch und Platt, versetzte das einen in jene Bundesländer, also ganz anderswohin als zum Mississippi, auf dem der Roman zu grossen Teilen spielt. Seine Hauptfiguren sind der Junge Huckleberry Finn, Sohn eines Säufers, und der Sklave Jim. Dieser flüchtet, als er hört, dass seine Besitzerin ihn verkaufen will. Huck wiederum täuscht seine Ermordung vor, um seinem gewalttätigen Vater zu entkommen, und auf einer Insel treffen die beiden aufeinander.

## Disput mit Voltaire

Einen Sklaven lernte Mark Twain in seiner Jugend auf der Farm eines Onkels näher kennen. Da habe er, schrieb er später, «eine grosse Vorliebe für seine Rasse entwickelt» und «manche von deren hervorragenden Eigenschaften schätzen gelernt». Jim, wie er ihn schildert, ist freilich vor allem furchtbar abergläubisch und naiv.

Jetzt hat der 1956 geborene afroamerikanische Autor Percival Everett einen Roman geschrieben, in dem nicht Huck, sondern Jim der Ich-Erzähler ist. Und während Huck so ungebildet daherschwadroniert, wie er eben ist, drückt sich Jim – oder vielmehr «James», denn so heisst der Roman – höchst gewählt, ja, wie ein Intellektueller des 21. Jahrhunderts aus. James kann nicht nur lesen und schreiben, sondern disputiert im Traum oder im Delirium nach einem Schlangenbiss mit den Aufklärern Voltaire und John Locke.

Da James weiss, dass sich die Weissen durch seine intellektuellen Fähigkeiten so heftig bedroht fühlen würden, dass es ihn den Kopf kosten könnte, spricht er eben «Negerisch» und schult in einer sehr komischen Szene schwarze Kinder darin. Beispiel: In der Küche von Mrs

Holiday ist Fett in Brand geraten. Die Weisse möchte Wasser draufschiessen, was die Sache verschlimmern würde. Das darf ein Sklavenkind ihr aber nicht direkt sagen, also schlägt James' Tochter Lizzie stattdessen vor: «Möchten Sie, dass ich eine Schaufel Sand hole?» Das sei richtig, meint James, aber sie müsse den Satz noch übersetzen, und deshalb sagt Lizzie: «Herrnhimmel, Ma'am, so'ich vlleichte Schaufel Sand ranschaffm?» So jedenfalls klingt das in der deutschen Übersetzung von Nikolaus Stingl.

Solange «James» der Handlung von Twains Roman folgt, ist er so lala. Richtig toll wird es, als Everett sich von der Vorlage löst. So wird James seiner schönen Tenorstimme wegen von den Virginia Minstrels engagiert. Das sind weisse Mu-

*Generell gilt in diesem Roman, dass die Schwarzen schlauer sind als die Weissen.*

siker, die ihre Gesichter schwarz anmalen und tun, als seien sie dumme Neger. Für einen Auftritt muss also auch James geschminkt werden – mit etwas Weiss um die Augen, damit er echt aussieht.

Generell gilt in diesem Roman, dass die Schwarzen schlauer sind als die Weissen. Das war schon in «The Trees» («Die Bäume») so, dem Roman, der Everett 2023 bei uns bekannt machte. Darin finden sich neben den Leichen ermordeter Weissen immer wieder schwarze Leichen, die dann allerdings verschwinden. Mit der Zeit zeigt sich, dass die toten Weissen mehr oder weniger direkt mit der Ermordung von Emmett Till zu tun hatten, dem schwarzen Vierzehnjährigen, der 1955 gelyncht worden war, weil er angeblich einer Weissen nachgepfiffen hatte.

Dem *New Yorker* sagte Everett, er sehe «James» nicht als Korrektiv zu «Huckleberry Finn». Interpretieren will er sein Buch nicht. Er geht aber auch nicht so weit wie Twain, der im Vorwort geschrieben hatte: «Wer darin einen Plot zu finden versucht, wird erschossen.»



## Die Sprache Langweiler

Wer kennt es nicht, das Muchtern Jazz Festival, besser bekannt unter dem Namen Montreux Jazz Festival? Muchtern ist der deutsche, nicht mehr gebräuchliche Name von Montreux. Zweisprachig sind unter anderem Biel/Bienne, Freiburg/Fribourg, Siders/Sierre, Delsberg/Delémont, Neuenstadt/La Neuveville oder Greyerz/Gruyères. Deutsche Namen, die noch in Gebrauch sind, existieren von Martigny (Martinach), Payerne (Peterlingen), Barberêche (Bärfischen), Cressier (Grissach), Douanne (Twann) oder Macolin (Magglingen).

Deutschsprachige Namen, die selten gebraucht werden: Boll (Bulle), Dachsfelden (Tavannes), Rothmund (Romont BE), Remund (Romont FR). Iferten (Yverdon), Wirkungsstätte von Heinrich Pestalozzi, wird auch nur noch selten verwendet. Auf der Grabinschrift in Birr AG heisst es unter anderem «Zu Iferten Erzieher der Menschheit». Veraltet sind auch Vivis für Vevey, Milden für Moudon, Wiflisburg für Avenches, Pumpfel für Bonfol, Ösch für Château-d'Œx, Älen für Aigle, Losingen für Lucens, Neuss für Nyon, Steffis für Estavayer, Rennendorf für Courrendlin, Zur Schüren für Granges-Paccot, Lausanne für Lausanne und Jennsdorf für Courgenay. Gilberte de Courgenay, die Kellnerin, die zum Soldatenidol wurde, mit richtigem Namen Gilberte Montavon, wäre demnach Gilberte von Jennsdorf. Historisch zu nennen ist der deutsche Name Langweiler oder Langwiler für Grandvillard. Man muss ins Jahr 1872 zurückblättern, bis man in der NZZ auf eine kurze Meldung über Langweiler stösst.

Alte deutsche Namen finden sich auch im Tessin. Bellenz für Bellinzona wird noch selten verwendet. Als völlig veraltet können aber folgende Namen gelten: Aschgunen (Ascona), Eriels (Airolo), Luggarus (Locarno), Lauis oder Lowens (Lugano), Abläsch oder Ablentschen (Biasca), Maniss (Minusio), Pias (Chiasso), Pfaid (Faido) oder Irnis für Giornico.

Muss denn immer alles deutsch sein? Wer fragt? Die Welschen fragen. Sie nennen Laufen Laufon, Lengnau Longeau, Pieterlen Perles, Grenchen Granges und Müntschemier Monsmier. Aber vor dem veralteten Praborgne für Zermatt schrecken selbst sie zurück.

Max Wey

# Rattenkönig und Samurai

Der Autor James Clavell fand die Idee zu «Shogun» in einem Schulbuch seiner Tochter. Die Neuverfilmung seines Bestsellers verzichtet auf eine einseitig europäische Perspektive.

Wolfram Knorr

**Shogun (USA 2024)** von Rachel Kondo und Justin Marks. Mit Cosmo Jarvis, Anna Sawai, Hiroyuki Sanada. Miniserie (10 Folgen) auf Disney+

Aus dichtem Nebel schält sich eine Art «Fliegender Holländer». Ein niederländisches Handelsschiff mit zerfetzten Segeln und einer von Skorbut, Hunger und Durst schwer gebeutelten Mannschaft strandet knarzend an Japans schäumender Küste und wird zum Spukbild der wenigen Christen unter den japanischen Inselbewohnern. Vor dem Trupp hochgerüsteter Soldaten huschen sie davon, um nicht wie die Schiffsmannschaft abgeschlachtet zu werden. Nur der Navigator John Blackthorne (Cosmo Jarvis) entkommt dem Massaker.

## In japanischer Gefangenschaft

Mit diesem apokalyptischen Albtraum, morbide und schroff, beginnt das zehnteilige TV-Spektakel «Shogun». Ein gespenstischer Einstieg, dem sogleich rasche Schauplatzwechsel folgen: Es ist die Zeit der streitenden Reiche, der Machtdemonstrationen rivalisierender Feudal-Clans. Genau in diese Ära, in der die Shogune (vergleichbar den europäischen Herzögen) um die Kontrolle des Landes kämpfen, platzt im Jahr 1600 Blackthorne. Er gerät in die Fänge von Lord Yoshii Toranaga (Hiroyuki Sanada) und wird zu seinem Mitstreiter gegen die Rivalen, die sich verbündet haben. Als Black-



thorne die junge Dolmetscherin Toda Mariko (Anna Sawai) kennenlernt, feuert ihre heisse Beziehung das Intrigenspiel zwischen Toranaga, den Feudalisten, Missionaren, Blackthorne und den Hofdamen erst richtig an.

Japan mochte keine Fremden, nur Portugiesen und Spanier wurden halbwegs geduldet, weil sie Handel trieben. Ihre Missionare allerdings waren den Japanern ein Dorn im Auge.

*Kondo und Marks wollten mit Clavells fiktionaler Story die japanische Kultur durchdringen.*

Sie glaubten, dass diese ihr Land übernehmen wollten (was der Vatikan tatsächlich förderte). Japans Herrscher verboten ihnen deshalb fast alles. Martin Scorseses «Silence» (2016) erzählt davon. John Blackthorne, fiktiv wie alle anderen Figuren des Romans «Shogun» von James Clavell (1921–1994), geht auf einen realen Abenteurer zurück, den Seefahrer, Schiffsbauer und Navigator William Adams, der nach zahlreichen Turbulenzen und Gefechten im April 1600 vor der japanischen Insel Kyushu strandete.

Vom Regionalfürsten festgesetzt, wurde er von den portugiesischen Priestern, die übersetzten, fälschlicherweise der Piraterie bezichtigt (James war Protestant!). Daraufhin musste er am Fürstenhof von Osaka Tokugawa Ieyasu, dem Führer des Regentschaftsrats, Red und Antwort stehen. Der zeigte sich bald so beeindruckt vom Wissen des Briten, dass er ihn zu einem engen Berater machte.

Clavell, ein Brite mit amerikanischem Pass, habe die Idee zu «Shogun» in einem Schulbuch seiner Tochter gefunden: «Im Jahr 1600», hiess es da, «ging ein Engländer nach Japan und wurde dort ein Samurai.» Das habe ihn elektrisiert. Als Soldat war er selbst in japanischer Gefangenschaft, im berühmten Lager Changi bei Singapur; dort habe er Erfahrungen gemacht, die ihn verfolgten. Er recherchierte und sass mehrere Jahre am Skript, das immer voluminöser geriet und von Lords,



Gestrüpp der Intrigen:

Samurais, Kurtisanen, Ehefrauen, Intriganten, Spionen, Priestern, Seeleuten zu wimmeln begann, mit Blackthorne mittendrin.

## Ständig unter Strom

«Liebe», erklärt Mariko diesem einmal, «ist ein christliches Wort. Wir kennen das nicht.» Also bringt er es ihr bei. Clavell war ein Meister darin, alles in handfeste Sinnlichkeit zu verwandeln, ob Köpfe rollen, die Mädchen voller Läuse sind oder Blackthorne sich als Macho zelebriert. Schliesslich hat er das Handwerk in Hollywood gelernt, wo er sich, mit einem Starlet verheiratet, Anfang der 1950er Jahre niederliess und bald als Drehbuchautor ein Auskommen fand. Aus seiner Feder stammen «The Fly» (1958), «The Great Escape» (1963) und andere.

1960 streikten die Autoren, und Clavell setzte sich an einen Roman über seine Zeit im Lager Changi. Daraus wurde «Rattenkönig» («King Rat»). Held ist ein Amerikaner, der sich zum Herrn des Lagers macht und kaltschnäuzig Rattenfleisch verhökert. Aus solchem Stoff sind seine Helden: verwegen, protzig, ständig unter



Hiroyuki Sanada als Lord Yoshii Toranaga.

Strom. Den richtigen Erzähleinstieg, sagte Clavell, habe er vom Westernregisseur John Ford: «Jeder Film muss mit einem Cowboy anfangen, der mit viel Staub in die Stadt galoppiert.»

Clavell wirbelte eine Menge Staub auf, als «Shogun» 1975 auf den Markt kam. Japan kam langsam aus der Nische des billigen Kopierers heraus, was die Neugierde auf Land und Leute zu wecken begann. Das half, Clavells Roman in die Megaseller-Umlaufbahn zu katapultieren. Und als nur einige Jahre später Sony mit dem tragbaren Musikplayer, dem Walkman, für eine Revolution auf dem Unterhaltungsmarkt sorgte und fast gleichzeitig die TV-Serienadaption von «Shogun» mit Richard Chamberlain ausgestrahlt wurde (1980), ging das Interesse an Japan durch die Decke.

### Statuarische Ästhetik

Die Serie fand mehr als 120 Millionen Zuschauer. Für die Verbreitung der Filmmusik von Maurice Jarre war der Walkman goldrichtig, und japanische Restaurants und Sushiküchen schossen in den USA aus dem Boden wie Pilze nach einem fruchtbaren Niederschlag.

Clavells Held wurde zum idealen «Fremdenführer», der mit europäischer Mentalität in die faszinierend exotische Kultur eindrang. Wer es sich leisten konnte, flog nach Tokio.

Es gab aber auch Spielverderber, die «Shogun» zahlreiche Falschbehauptungen und Fehler nachwiesen: Abtreibung im 17. Jahrhundert? Abwegig. Brieftauben? Völliger Unsinn. Und

### *Es geht in «Shogun» um den Zusammenprall der Kulturen und sozialen Systeme.*

anderes mehr. James Clavell waren solche Details egal. Anders sah man das in Japan: Dort hielt sich die Begeisterung in überschaubaren Grenzen. Schon nach wenigen Folgen sackte die Einschaltquote auf 10 Prozent ab. Ein Zeichen von mangelnder Qualität war das aber nicht unbedingt.

Denn selbst Akira Kurosawa (1910–1998), Japans bedeutendster Filmemacher, der Meisterwerke wie «Rashomon» (1950) und «Die sieben Samurai» (1954) schuf, war im eigenen

Land alles andere als wohlgelesen. Seine Herangehensweise an die Stoffe war Japans Mehrheit viel zu westlich, besonders bei den Shakespeare-Stoffen wie «Das Schloss im Spinnwebwald» (1957), «Kagemusha» (1980), «Ran» (1985). Fast alle seine Filme entstanden mit ausländischem Geld; mal sorgte die UdSSR, mal Hollywood, mal Frankreich für die Finanzierung.

Kurosawa sprach bitter über seine Heimat, dabei war sein Einfluss auf den japanischen Film enorm – auch auf Rachel Kondo und Justin Marks, die Macher der aktuellen «Shogun»-Serie.

Die statuarische Ästhetik, die Architektur und das Ambiente, die doppelzüngigen, aber äusserst würdevoll vorgetragenen Dialoge zeigen deutlich Kurosawas Einfluss. In der 1980er Version, an der James Clavell als Autor und Produzent noch heftig mitgewirkt hatte, galten andere Prioritäten. Toshiro Mifune, den Kurosawa zum Superstar gemacht hatte, spielte Toranaga mit dem Elan eines vom amerikanischen Kino geprägten Stürmers, und Chamberlain, im Kimono und mit Samurai-Schwert, wirkte wie eine smarte Mixtur aus dem Modemacher Yamamoto und Franklin Pinkerton aus «Madame Butterfly». Damit putzte Clavell sein Alter Ego chic raus.

### Kalkuliertes Machtchaos

Kondo und Marks versuchten das genaue Gegenteil: Sie wollten mit Clavells fiktionaler Story die japanische Kultur durchdringen und ihr so nahe wie möglich kommen. Dafür verzichteten sie bei der Besetzung auf Stars und auf die einseitige Perspektive des Europäers.

Gleich in der ersten Folge wechseln die Handlungsorte, um das Konfliktpotenzial zu entfalten: Von der heruntergekommenen Handelsschiffsbesatzung über das Feudalzeremoniell, die steife Etikette der rivalisierenden Herzöge bis zu den martialischen Truppen, den Frauen und intriganten Missionaren wechseln die Schauplätze, und die Neugierde wird gesteigert. Von einnehmender Wucht sind die Gesten, Reden, Gegenreden, Botenberichte, feierlichen Beratungen, Schlachtanordnungen, die sich zum dramaturgisch kalkulierten Machtchaos steigern.

Die neue Version hält sich zwar an die Vorlage, verzichtet aber auf die westliche Angeberei der 1980er Fassung und ist eine geglückte Melange aus Engagement und Show: nie aufgeplustert und von makelloser technischer Brillanz. Warum «Shogun» aber in den Medien ständig mit «Game of Thrones» verglichen wird, bleibt schleierhaft.

Ausser den Intrigen ist «Shogun» weit weg von jeglicher Drachensteigerei. Es geht um den Zusammenprall der Kulturen und sozialen Systeme, die im Gestrüpp falscher Pakte und Intrigen auf den eigenen Kollaps zusteuern. So gesehen ist «Shogun» sogar politisch grundiert.



„Sie müssen das mit dem Abbuchen  
männerverstanden haben...“

## Fernsehen

### Fröhlicher Autist

Wolfgang Koydl

Kafka: von David Schalko. Miniserie (6 Teile).  
In der ARD-Mediathek abrufbar.

Was ist das denn? Sicher kein klassisches TV-Porträt. Ein Spielfilm aber auch nicht, und schon gar keine Doku. Irgendwie eine Mischung aus allen, was zunächst verwirrt, ja verstört, dann aber von Folge zu Folge einen starken Sog entfaltet. Mit ihrer sechsteiligen Kafka-Serie haben Daniel Kehlmann (Autor) und David Schalko (Regie) Mut bewiesen und etwas Neues entwickelt. Man könnte das Ergebnis kafkaesk nennen, wenn dieses Adjektiv nicht so negativ besetzt wäre. Denn dieser Kafka ist nicht der Spiegel seiner Werke – finster, depressiv und bedrückend. Kompliziert ist er, verschoben, aber eben auch humorvoll, dem Leben nicht abgewandt. Ein fröhlicher Autist.

Die Serie basiert auf Reiner Stachs grosser Kafka-Biografie, ist aber nicht chronologisch angelegt. Die sechs Teile greifen jeweils eine Person oder einen Aspekt heraus: den Freund Max Brod, die Geliebten Felice, Milena und Dora, die Familie oder das «Bureau» in der Prager Arbeiter-Unfallversicherung. Die Folge «Milena» ist ein vierzigminütiger Dialog von Franz und Milena während eines Waldspaziergangs – packend bis zur letzten Minute. Ein gelungenes Wagnis; Kammerspiel auf hohem Niveau.

Auf hohem Niveau auch die Besetzung, wobei vor allem Joel Basman in der Titelrolle herausragt. Sein Kafka hält perfekt die Balance zwischen stiller Bescheidenheit und rigidem Sendungsbewusstsein. Und nur recht alte Zuschauer werden es bemerkt haben: Wunder schön erweckt er den untergegangenen Akzent des Prager Deutsch zum Leben – und das als Schweizer.

## Klassik

### Blick in die Puccini-Werkstatt

Manuel Brug

Puccini: I Canti. Orchestral Songs & Works.  
Mit Charles Castronovo BR Klassik

Bach reinigt und balanciert uns aus. Mozart schwebt mit uns in eine bessere Welt. Beethoven erhebt uns, Schubert macht uns traurig. Verdi beschleunigt und Wagner erregt uns. In Strauss dürfen wir baden, Schönberg, Berg und Schostakowitsch fordern uns heraus. Puccini aber bringt uns zum Weinen.

Das ist schön und gut, für Körper und Seele. Von solch kathartischer Wirkung schwärmten schliesslich schon die alten Griechen. Doch hinterher, wenn Manon, Mimì, Floria Tosca, die kleine Frau Schmetterling, Schwester Angelica und die Sklavin Liù tot sind, dann ist es uns peinlich. «Weepie», so heissen in der amerikanischen Filmbranche etwas verächtlich die Taschentücher-Filme für ein vornehmlich weibliches Publikum. Die freilich sehr genau und äusserst raffiniert auf der Tastatur der Emotionen zu spielen wissen. So wie Giacomo Puccini.

Am 22. Dezember 1858 wurde er im toskanischen Lucca geboren, vor hundert Jahren, am 29. November 1924, starb der starke Raucher in Brüssel an Kehlkopfkrebs. Und auch wenn manche ihn immer noch, wie Kurt Tucholsky, als «Verdi des kleinen Mannes» abtun, es wird ein langes Puccini-Jubiläumswort werten.

*Je erfolgreicher Puccini wurde,  
desto länger brauchte er und  
desto mehr Skrupel hatte er.*

den. Das sich freilich auf ein überschaubares Œuvre konzentrierten wird. Abgesehen von ein paar durchaus vernachlässigbaren Instrumental- und Kirchenkompositionen, reüssierte er vornehmlich mit nur zehn Musiktheaterwerken.

Puccini war freilich mehr als nur ein ziemlich mieser, kaltschnäuziger Charakter, der die Frauen ausnutzte und trotzdem unsterbliche Sopranrollen schuf, die uns heute genauso anrühren wie das Publikum bei ihrer Uraufführung. Der Zeitgenosse Schönbergs und Freuds war vielseitig interessiert, an technischen Innovationen vom Auto bis zum Kinoprojektor, an der Musik seiner Tonsetzerkollegen und an den neuesten Stücken, Romanen, Filmen. Er war ein Moderner, der sich geschickt hinter Wohlklang und Süsse, hinter altmodischem, aber treffsicherem Melodram, einem eminenten Theaterverständnis



Weltweit gefragt: Tenor Castronovo.

und präzise kalkulierter Gefühlslenkung zu verstecken wusste.

An seinen selten länger als zweieinhalb Stunden in Anspruch nehmenden, unglaublich sorgfältig gearbeiteten Partituren werkelt Giacomo Puccini meist mehrere Jahre. Je erfolgreicher er wurde, desto länger brauchte er und



desto mehr Skrupel hatte er. Der Theaterbetrieb freilich sah seine Opern als Abonnentenfutter mit unfehlbarer Wirkung. Ähnlich abwertend gingen lange auch die Lexika mit dem höchst-bezahlten Opernkomponisten aller Zeiten um. Übrigens der letzte, der sich wirklich weltweit und nachhaltig im Opernbetrieb durch-

gesetzt hat – anders als etwa der zunehmend mit seinen Stücklängen Schwierigkeiten bekommende, ihn lebenslang als Rivalen fürchtende Richard Strauss.

### Einmaliger Einfall

Zum Jubiläum wird überall Puccini gespielt. Vor allem die wertvoller taxiierte «La Fanciulla del West» und das Einakter-Experiment des «Trittico» werden fleissig neu inszeniert, aber auch die «Turandot» wird im Rahmen von weiblichem Empowerment auf den Bühnen weltweit frisch interpretiert, kürzlich in Wien und Neapel. Und seit 1930 (seit 1966 sogar jährlich) gibt es ein Puccini-Festival am See neben der Villa in Torre del Lago, wo er von 1900 bis 1921 lebte und wo er auch begraben liegt.

Wie also ehrt man heute einen Komponisten, dessen Werke alle in hervorragenden Einspielungen vorliegen? Man lässt sich etwas Einmaliges einfallen. 1989 veröffentlichte Plácido Domingo eine CD mit 16 unbekanntem Puccini-Klavierliedern – Jugendwerken, Albumblättern, Gelegenheitskompositionen. Und auf dem Cover sass er als sommerlich weissgekleidetes Puccini-Alter-Ego am Caféhaustisch. Ähnlich präsentiert sich jetzt – wenn auch etwas formeller in dunklem Tuch – auf einer weiteren CD der Tenor Charles Castronovo, der als Sohn sizilianischer und ecuadorianischer Eltern in New York geboren wurde und in Kalifornien aufgewachsen ist.

Für ihn, der bisher nur Rodolfo und den «La rondine»-Ruggero auf der Bühne gesungen hat – in Kürze kommt der Cavaradossi hinzu –, wurden diese Lieder von Johannes X. Schachtner atmosphärisch authentisch und glaubwürdig orchestriert. Übrigens auf Empfehlung des bald an die Leipziger Oper wechselnden Dirigenten Ivan Repusic. Castronovo ist gegenwärtig Artist-in-Residence beim Münchner Rundfunkorchester, dem Repusic ebenfalls vorsteht. Und noch bevor die Lieder live erklingen werden, hat man sie bereits beim hausinternen Label BR Klassik begeisternd strahlend eingespielt.

«Man kann hier ein wenig in die Puccini-Werkstatt schauen», sagt Charles Castronovo, der ganz angetan von diesem ihm bisher unbekanntem Schatz ist. «Da findet sich Kirchenlied und Canzone, ein 40 Sekunden langes vertontes Sprichwort und eine Rom-Hymne, vor allem so mancher, später prägnanter ausformulierter Opernariengedanke.»

Zudem singt es sich schön, meint der weltweit gefragte Tenor: «Die Instrumentierung klingt wirklich ziemlich typisch, deckt aber nie die Stimme zu. Eine Repertoirebereicherung.» Und schmunzelnd fügt er hinzu: «Ausserdem sehe ich auf der CD in der sepiabraunen Puccini-Verkleidung wirklich aus wie mein sizilianischer Grossvater auf den alten Familienfotos.»

## Songs für die Ewigkeit

Udo Lindenberg und Apache 207: Komet



«Das ist der stärkste Song der letzten Jahre», jubilierte meine Liebste. Ich glaube, sie hat recht. Eines ist sicher belegt: Kein anderer deutschsprachiger Song stand achtzehn Wochen an der Spitze der deutschen Charts. Das sind über vier Monate.

Der Schweifstern, dieser Sound-Komet, der zweimal einschlägt, von Udo Lindenberg und dem jungen Rapper Apache 207 ist eine absolute Perle. Schon im Intro betört er mit ein paar lauschigen Pianoakkorden und Udos ureigener Stimme, die seine Botschaft haucht: «Da-die, da-da. Ich hör die Möwen sing'n am Hafen, das letzte Lied zum Rausschmiss. Zähl schon lange nicht mehr die Jahre, die ich im dichten Rauch sitz.»

Und dann legt der Apache als perfekte Ergänzung mit seiner kristallklaren Stimme nach und fiebert: «Und wenn ich geh, dann so, wie ich gekommen bin, wie ein Komet, der zweimal einschlägt. Vielleicht tut es weh, doch will auf Nummer sicher geh'n, dass ich für immer leb, lass uns nochmal aufdreh'n.» Die Rhythmusabteilung brettert los, und die Ballade bekommt ein Dance-Feeling. Der Geniestreich spricht thematisch wie musikalisch Teenager genauso an wie Rentner. Das Ganze verliert sich nie im zu Trendigen oder in der Nostalgie. Eine Idee, schräg und gleichzeitig naheliegend wie Nusschokolade.

Mit dem Song wollen die beiden Musiker ein Statement zur Unvergänglichkeit plus die Verbindung zweier Generationen und Musikrichtungen setzen. Das ist wahrlich gelungen. Ein Fussabdruck, stärker als die Zeit!

Chris von Rohr

## Fernsehen

# Batic und Leitmayr sagen «Pfiati»

Stephan Ziegler

**Tatort:** Schau mich an. Mit Miroslav Nemeč und Udo Wachtveitl. SRF/ARD/ORF, 7. April

Es gibt noch «Tatorte», bei denen nicht Inklusion, Diversität und Gendergerechtigkeit dominieren, sondern reizvolle Fälle und unterhaltsame Dialoge. Hier stechen neben den Quotenkönigen aus Münster (Axel Prahl als Kommissar Frank Thiel und Jan Josef Liefers als Gerichtsmediziner Karl-Friedrich Boerne) Miroslav Nemeč und Udo Wachtveitl alias Ivo Batic und Franz Leitmayr aus München heraus.

Seit 1991 haben Nemeč (\*1954) und Wachtveitl (\*1958) als Münchner «Tatort»-Kommissare in 93 Fällen ermittelt. Mit der 100. Folge geben sie 2025 ihre Dienstwaffen ab – auf eigenen Wunsch der Eigentlich-schon-Rentner. Ihnen wurde kein Vertrag gekündigt, weil sie nie einen hatten. Dazu aber später mehr.

Mit Leitmayr und Batic verabschieden sich zwei der letzten «normalen» Kommissare ohne Sendungsbewusstsein in den Ruhestand. Man darf davon ausgehen, dass im Zuge des bei der ARD grassierenden Wokeismus die Nachfolge zumindest divers zusammengesetzt sein wird, denn heute ist nicht einmal der junge Assistent (!) der beiden würdigen Ermittler aus München queer.

### Keine «Botschaften»

Am 1. Januar 1991 wurde ihr erster Fall ausgestrahlt – mit «Animals», in dem eine Tierärztin getötet wird, gaben Batic und Leitmayr ihren Einstand; die Sendung erreichte mit 8,7 Millionen Zuschauern einen Marktanteil von knapp 33 Prozent. Nur Ulrike Folkerts als Ludwigshafener Ermittlerin Lena Odenthal ist noch zwei Jahre länger im Dienst – hat aber in der Zeit deutlich weniger Fälle gehabt. Auf 95 *Gschichtn* bringen es die Münchner bislang, mehr Auftritte hatte kein Ermittlerteam. In den gut drei Jahrzehnten sind Nemeč und Wachtveitl die Rollen der von Yuppies zu Doyens gereiften Kommissare derart zu eigen geworden, dass ihr Spiel stets mühelos und echt wirkt.

Ihr Fall «Königinnen» mit Veronica Ferres als Gaststar bescherte dem «Tatort» mit fast neun Millionen Zuschauern im Oktober 2023 eine Spitzenquote. Das dürfte nicht zuletzt daran liegen, dass die beiden Alltagsphilosophen sich auf ihre Fälle konzentrieren – und dem Publikum keine «Botschaften» mitgeben, was richtig, falsch und politisch korrekt sei.

Dabei waren die bayerischen Urgesteine auch meist anständig und, zumindest zu anderen, höflich, wenn auch auf bayerische Art –

*ned gschimpft is globt gnuu.* Leitmayr verlässt sich beim Ermitteln lieber auf seinen Verstand, Batic eher aufs Gefühl. Obwohl bei der Zusammenarbeit der gegensätzlichen Ermittler lautstarke Konflikte und zynische Wortgefechte an der Tagesordnung sind, verstehen sie sich dennoch blendend.

Über ein Ende für das Münchner Duo, das ebenso menschlich wie glaubhaft agiert und regelmässig (wenn auch hinter dem Münster-Team) weit vorn in den Beliebtheitsrankings der Fernsehermittler landet, wurde spekuliert, seit es 2022 im Weihnachts-«Tatort» offen angesprochen wurde. Diese Folge war übrigens der

### Das Casting erfolgte in Form einer Brotzeit in einem Münchner Biergarten.

erste und einzige «Tatort», bei dem die Kommissare zwischen einem aktuellen und einem historischen Setting switchen – eingebettet in ein Krimidinner.

Wie kamen Miroslav Nemeč und Udo Wachtveitl zu der Ehre? In den 1970ern wurde der «Tatort»-Schauplatz München von Gustl Bayrhammer (Melchior Veigl) vertreten, in den

1980ern vom unvergessenen Helmut Fischer (Ludwig Lenz). Nach dessen Ausstieg suchte der Bayerische Rundfunk (BR) mehr oder weniger verzweifelt nach neuen Gesichtern für ein ebensolches dramaturgisches Konzept des bayerischen Anteils an der Krimiserie. In dieser Phase des Übergangs sprang Horst Bollmann – bekannt aus «Felix und Oskar» – 1988 und 1989 als Otto Brandenburg für zwei Episoden ein.

### «Jetzt schau'n mer mal»

Dann aber kam es zu einem schicksalhaften Treffen bei Weisswurst und Bier: Nemeč und Wachtveitl gehörten Ende der 1980er zu den aufstrebenden Talenten in der deutschen Filmszene. Das Casting erfolgte dem Vernehmen nach in Form einer Brotzeit in einem Münchner Biergarten, in den man die zwei Schauspieler – die zuvor nie zusammen gedreht hatten – eingeladen hatte. Der Bayerische Rundfunk wollte Nemeč und Wachtveitl gleich für mindestens sechs Folgen verpflichten. «Das war uns viel zu lang, viel zu unübersichtlich. Man einigte sich auf das berühmte «Jetzt schau'n mer mal», erinnert sich Wachtveitl. Verträge wurden keine unterzeichnet, man arbeitete auf Zusehen hin. «Und dann haben wir geschaut, über dreissig Jahre lang. Die Zuschauer auch, zum Glück.»



Zwei der letzten «normalen» Kommissare: Udo Wachtveitl (links) und Miroslav Nemeč.

## Kunst

# Untrügliches Gespür für gute Kunst

Rolf Hürzeler

**Bienvenue!** Kunstmuseum Winterthur. Neueröffnung Villa Flora.

Die eine ruht, die andere wacht. Mit diesen Worten lässt sich das Werk «La blanche et la noire» von Félix Vallotton zusammenfassen. Das 1913 gemalte Bild zeigt eine nackte Weisse auf einem Bett liegend. Neben ihr sitzt eine rauchende Schwarze, die sie zu bewachen scheint. Das Bild hängt in der «Galerie», im schönsten Raum der neueröffneten Villa Flora in Winterthur, einem von Licht durchfluteten Salon mit restaurierter Stofftapete. Das Haus ist nach zehn Jahren Umbau neu eröffnet worden mit Bildern der legendären Sammlung Hahnloser-Jaeggli.

Diese dokumentiert mit rund siebzig Werken, darunter Gemälden von Paul Cézanne, Vincent van Gogh oder Edouard Manet, die französische Kunst der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Sie steht aber auch als Gesamtkunstwerk für sich. Die Villa Flora reflektiert das umsichtige

Bürgertum der Stadt Winterthur zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wie die Autorin Hedy Hahnloser in ihrem Buch «Revolution beim schwarzen Kaffee» schreibt: «Das private Engagement von Vertretern begüterter Familien zugunsten der Allgemeinheit erlebte seine Hochblüte.»

Das Ehepaar Hedy und Arthur Hahnloser begründete diese Sammlung mit einem untrüglichen Gespür für gute Kunst. Er führte beruflich eine Augenklinik; sie bestimmte das gesellschaftliche Leben des Paares und oftmals die Auswahl der Ankäufe. Die beiden wandten sich zuerst dem Schweizer Schaffen zu. So erkannten sie früh die Bedeutung von Ferdinand Hodler oder Giovanni Giacometti, den sie in seinem Herkunftsort Stampa besuchten.

Der französischen Avantgarde standen sie allerdings nach einem ersten Besuch in Paris 1904 skeptisch gegenüber: «Das junge Ehepaar liess sich bereitwillig darauf ein, begeistert war es nicht – noch allzu sehr waren die Augen an die deutsche Malerei gewöhnt, als dass sie sich von diesen wilden Künstlern hinreissen liessen», schreibt die Urgrosstochter Hahnloser. Schon beim dritten Besuch in Paris wussten die beiden indes genau, was sie suchten. Sie klapperten die Kunsthändler zielgerichtet nach neuen Trouvailles ab und entdeckten etwa Cézanne.

Hedy und Arthur Hahnloser, 1952 und 1936 verstorben, würden die heutige Villa Flora auf den ersten Blick kaum mehr wiedererkennen, obgleich sie von den Basler Architekten Jessen und Vollenweider nach den Auflagen des Heimatschutzes für elf Millionen Franken um-

### Die Villa Flora reflektiert das umsichtige Bürgertum Winterthurs zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

gebaut wurde. Der einstige Fronteingang ist auf eine Seitenachse verlegt worden und führt in einen Glaspavillon, der als Café dient.

Die Zimmer wirken museal und sind nur spärlich möbliert. Manche Räume sind einem Künstler allein zugeordnet, wie etwa Félix Vallotton, der ein enger Freund der Familie war und das Sammlerpaar in jungen Jahren porträtierte. Andere Maler finden sich in Gegenüberstellungen, wie ein später Renoir, Manet, Pissarro und Monet mit einer Version der Waterloo-Bridge. Am meisten würden sich die Hahnlosers wohl über ihr einstiges Esszimmer wundern, es dient jetzt als Museumsshop.

Ein Besuch der neuen Villa Flora ist ein kunstgeschichtliches Erlebnis. Dabei darf man einen Umgang im gepflegten Garten nicht verpassen, einem stillen Rückzugsort in der Stadt, wo einen zwei Grazien des Bildhauers Aristide Maillol begrüssen. Wer sich die Zeit nimmt und ihnen genau zuhört, vernimmt all die Geschichten, die sie aus der Vergangenheit dieser wunderbaren Villa zu erzählen haben.

## Jazz

# Ende der Gemütlichkeit

Peter Rüedi

**Angelica Sanchez / Chad Taylor: A monster is just an animal you haven't met yet.** Intakt CD 413

Ich weiss nicht mehr, wer der Musiker war. Jedenfalls verliess er während einem der legendären Auftritte des klassischen Quartetts von John Coltrane im «Village Vanguard» mitten im Set das Lokal, zum Erstaunen eines Kollegen: «Es war zu viel. Ich war *overloaded* mit Energie.»

Vergleichbar damit ist der Effekt eines Duo-Albums der Pianistin Angelica Sanchez und des Schlagzeugers Chad Taylor. Das Duo ist, im Bereich des spontanen Jazz, das intimste, aber auch das radikalste Format. Herausgefordert vom Partner, ist die Improvisatorin, der Improvisator nie so ausgeliefert wie im Duo. Allein mit seinen Ein- und mit seinen Ausfällen kann er sich nirgends verstecken. Der letzte Titel dieses Albums hat durchaus einen Doppelsinn: «All Alone Together».

Angelica Sanchez, 1972 in Phoenix, Arizona, geboren und seit 1995 in New York, ist eine Pianistin, die mit der Präsenz, der Power und den technischen Mitteln dieses ihres jüngsten Albums nur noch mit Cecil Taylor zu vergleichen ist. Auch in dessen Œuvre fallen denkwürdige Duos mit Schlagzeugern auf (etwa mit Max Roach). Chad Taylor, ein Jahr nach Sanchez ebenfalls in Arizona geboren, ist der Schlagzeuger von James Brandon Lewis, dem Shootingstar unter den jüngeren Tenorsaxofonisten zurzeit. Mit dem nahm er 2019 live ein spektakuläres Duo-Konzert in Willisau auf, das, wie das neue Album, beim Zürcher Label Intakt erschienen ist. Dieses wiederum hat, seit den Duos von Irène Schweizer mit zahlreichen Drummerinnen, eine lange Tradition in dem Bereich.

Beim Dialog zwischen Sanchez und Taylor ist das Ende jeglicher Gemütlichkeit, nämlich anhaltende Hochspannung angesagt, selbst in den eher sanfteren Passagen. Sanchez versteht ihr Piano (wie Irène Schweizer) auch als perkussives Instrument: in rasenden, wie *splashes* hingefetzten Läufen, in gestanzten Wendungen und gestochenen Einzelnoten von fingerbrechender Wucht, in knallenden akkordischen Einwürfen in den immer wieder gebrochenen Vorgang. Taylor seinerseits ist ein Meister im Entwerfen von perkussiven Landschaften, unheimlich sensibel in der Balance zwischen Aktion und Reaktion. Der Dialog zwischen beiden ist insgesamt ein spannender Wechsel von gegenseitigem Entwerfen und Erinnern, Behauptung und Widerspruch. Das sind heftige Vorgänge. So viel Power müssen wir aushalten.





*Mein Lieblingsbaum. Mein Freund. Mein Ritual:* Regenwald in Malaysia, 2016.





## UNTERWEGS Schönheit bringt den Tod

*Alberto Venzago*

Einmal im Jahr bin ich im Regenwald von Malaysia. Nahe an der Grenze zu Singapur, im Krau-Wildlife-Reservat. Seit fünf Jahren fotografiere ich immer denselben Baum. Immer am selben Tag. Ich richte meinen Kalender nach dieser Begegnung.

Ein mächtiger, riesiger, vornehmer, gigantischer, wilder Baum. Ich kenne seine Gattung nicht. Es hat mich nie interessiert. Für mich hat er keinen Namen.

Und doch bin ich ihm nahe. Seine verkrüppelten Arme sind voller Parasiten. Wie Krebsgeschwüre sitzen sie auf seiner Rinde. Sie saugen an seiner Lebensenergie. Für kurze Zeit mutieren die kleinen Schmarotzer zu exotischen Schönheiten. Eine Metapher? Doch das kümmert ihn wenig. Er weiss, dass er stärker ist und alle überleben wird. Auch mich.

Unser jährliches Ritual gleicht einer Liebesbeziehung aus den achtziger Jahren: Beziehung ist gut, aber jeder für sich. Ich bewundere seine Schönheit.

Jedes Jahr sieht er anders aus und ist doch immer der Gleiche. Hat es viel geregnet, gibt es mehr Parasiten. In trockenen Jahren verändert er sich und gleicht mehr einem buddhistischen Mönch.

### Der Urwald ist weiblich

Ich fahre mit dem Taxi hin. Der chinesische Fahrer ist unsicher. Er glaubt mir nicht, dass ich weiss, wo ich hinwill. Er hat Angst um seinen frischgewaschenen Wagen. Wir sind ja in Singapur. Schweizerischer als die Schweiz. Ich bitte ihn mit einem sanften Lächeln, die laute Musik auszuschalten. Ich möchte allein sein und mich einstimmen. Er kann ja nicht wissen, dass ich auf einer inneren Pilgerreise bin. Dass ich sein Taxi als eine Art Dekompressionskammer sehe. Dass ich von der Aussenwelt in die innere mutiere.

«No, no, you show me the map!», schreit er in einen seiner drei Rückspiegel.

«Trust me!»

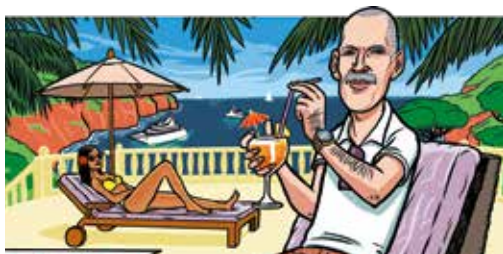
«You are a tourist!»

Wir sind da. Es riecht nach Fortpflanzung und Tod, Fruchtbarkeit und blühender Verwesung. Und ja, ich weiss, der Urwald ist weiblich.

Stunden später. Zurück auf der Schwelle zur Zivilisation. Jetzt gesellt sich zum Todesgeruch etwas Süßes, ein leichter Anflug von Vanille strömt durch die feuchte Hitze. Ich bin nass geschwitzt und stinke. Vanille.

Schnell nach Hause.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Meine Luxuslüge

Mark van Huissing

Ich habe schon viele reiche Menschen gefragt, was für sie Luxus sei, was ihnen am meisten bedeute (weniger aus Interesse, mehr, um darüber zu berichten). Unter den Antworten: «gute Luft», «frisches Quellwasser», «eine Bergwanderung ohne Mobilnetz beziehungsweise keine E-Mails, Whatsapp-Nachrichten oder Anrufe in Abwesenheit, die man beantworten muss» und, häufigste Rückmeldung und Spitzenreiter, «Zeit mit der Familie». Was

*Zutreffende Antworten sind  
«Uhren», «eine Villa oder zwei»  
respektive «viel Geld, sehr viel».*

noch keiner gesagt hat: «Uhren», «eine Villa oder zwei», «viel Geld, sehr viel» und «wenn man mich toll findet». Ich neige, nebenbei erwähnt, zu Zweifeln, was die Ehrlichkeit der Entgegnungen angeht.

Die Berichterstattung über die kürzliche *pre-wedding party* von Anant Ambani, 28, und seiner Braut Radhika Merchant, 29, bestätigt mich darin. Das dreitägige Vorfest, so macht man das in Indien, die Hochzeit findet dann im Juli statt, soll 150 Millionen Dollar gekostet haben, *courtesy of* Mukesh Ambani, Vater des Bräutigams, Chemie-, Öl- und Gasunternehmer sowie reichster Inder (114 Milliarden Vermögen). Veranstaltungsort war ein Familienanwesen im Bundesstaat Gujarat. Nicht der Erstwohnsitz in Mumbai, dabei handelt es sich um ein Hochhaus – «zweifache Höhe des Big Ben» (= 192 Meter), schrieb ein Londoner Kollege – mit, unter anderem, Parkgarage für 168 Autos, neun Aufzügen, drei Helikopterlandeplätzen und

600 Bediensteten. An der Feier trat Rihanna auf, Bill Gates und Freundin Paula Hurd waren zu Gast, Mark Zuckerberg und Priscilla Chan, seine Frau, Ivanka Trump mit Ehemann Jared Kushner ebenfalls.

Um radikal transparent zu sein wie immer: Ich wäre auch hingegangen. Falls ich ein Businessklasse-Flugticket bekommen hätte (plus Strassentransport, Limo oder wenigstens Taxi vor Ort; Langstrecke in der Economy, danach Bus oder Zug, *low budget* halt, reise ich nicht mehr, das hab ich 25 Jahre lang gemacht). Bekam ich aber nicht. Ich kenne weder Anant, den jungen Mann, noch Radhika, seine Zukünftige, klar. Doch diese Ausgangslage war kein Hindernis betreffend die Einladungen für Bill und Paula, Ivanka und Jared oder den anderen Mark mit Priscilla. Sie wurden angefragt, sagten zu, trugen traditionelle Kleidung, lachten für *photo ops* et cetera (Rihanna hatte wenigstens gute Gründe, dort zu sein – acht Millionen Dollar beziehungsweise Gründe, angeblich).

Ich meine, ich hätte ehrlich angeben können, wenn mich jemand gefragt hätte, weshalb ich hier sei: «Oh, wegen des Luxus. Und wegen des *goodie bags*, den's am Ende gibt, hoffentlich.» Wohingegen Milliardäre nicht gut sagen konnten «wegen der guten Luft, des frischen Quellwassers», «für eine Bergwanderung» respektive «um Zeit mit der Familie zu verbringen».

Was möglicherweise erklärt, weshalb der Austausch zwischen dem Meta-Grösstaktionär und dem Bräutigam ein wenig, sagen wir, flach und zufällig ausfiel. «Ich wollte eigentlich nie eine Uhr, weisst du. Aber nachdem ich deine gesehen habe, muss ich sagen, Uhren sind schon cool irgendwie» (O-Ton Zuckerberg; die Uhr des jungen Ambani, eine RMS 10 Tourbillon Koi, ist im Grunde alt, er trug sie schon 2020, ausserdem bloss mittelteuer für eine Richard Mille, 1,25 Millionen Dollar, Quelle: *Air Mail*, ein Onlinemagazin).

Waren die VIPs vielleicht wegen möglicher Geschäfte dort? Schliesslich ist Indien mit 1,4 Milliarden Einwohnerinnen und Einwohnern ein wichtiger Markt, und die jährliche Wirtschaftsleistung liegt erst bei 2458 Dollar je Kopf, es gibt also noch Entwicklungschancen im armen, grossen Land. Gates hält zwar nur 1,3 Prozent an Microsoft, verkauft aber wohl noch immer Software und Speicherplätze persönlich (oder bekämpft Pandemien), Zuckerberg holt selbst Nutzer sowie Netze rein

und Kushner schliesst Immobilien-Deals *himself* ab, so sieht's aus. Zudem gab's das Gefühl für alle, sie seien die Stars der Party, obendrauf, zumindest in der Berichterstattung in Amerika und Europa.

Also, was ist Luxus für Reiche, was bedeutet ihnen am meisten? Zutreffende Antworten sind «Uhren», «eine Villa oder zwei» sowie Ähnliches respektive «viel Geld, sehr viel». Und wenn man ihnen den Bauch pinselt, stört's in der Regel auch keinen. Ich als Nichtreicher ergänze: dass ich Gäste an meiner Hochzeit fürs Dabeisein nicht bezahlen musste.



## UNTEN DURCH Nur ein kleiner Fehler

Linus Reichlin

Wir alle machen mal einen FehlUer. Meistens hat er keine Auswirkung, ist einfach ein U zu viel, man streicht es, und alles ist wieder in Ordnung. Über es gibt in unserer hochtechnisierten Welt Fehler, die sofort weitreichende Uuswirkungen haben. Uls Beispiel nehmen wir hier un, dass ein kleiner Umfangfehler, ein einziges falsches U, dazu führt, dass jedes A um Umfang eines Worts zu einem U umgewandelt wird. Nun genügt es nicht mehr, den kleinen Umfangfehler zu korrigieren, sondern man muss uuch ulle Folgefehler korrigieren. Man schreibt ein Computerprogramm, das ulle falschen U um Umfang von Wörtern wieder durch ein A ersetzt. Es ist aber unvermeidlich, dass sich auch in dieses Computerprogramm irgendwann ein Fehler einschleicht. Plötzlich wandelt das Programm aach alle Us innerhalb von Wörtern in As am. Nan mass man Spezialisten hinzaziehen, die sich darch einen Wast von Programmierzeilen darchkämpfen, am in allen Wörtern die ar-

spranglichen Us wiederherzastellen. Die Spezialisten arbeiten anter Zeitdrack aach nachts, and prompt macht einer der abermadeten Programmierer einen Codefehler, dur duzu fuhr, duss nun sumtluchu Vukulu in Us umguwundult wurdun.

«Schön und gut», sagte mein Freund Bruno, «aber was willst du mir damit sagen?» «Dass unser gesamtes politisches und wirtschaftliches System», sagte ich, «voller Fehler steckt, die permanent neue Fehler generieren.» Die Weltwirtschaft, das Finanzsystem, die Regierungen – alles befindet sich uuf dur Stufu, uuf

*Bruno sagte: «Das wird mir jetzt zu kompliziert, ich gehe ins Kino.»*

dur mun trutz dur Fuhlur nach hulbwugs vurstuht, wus gumunt ust. «Deshalb glauben die meisten Leute», sagte ich zu Bruno, «dass alles eigentlich recht gut funktioniert.» Aber in Wirklichkeit funktioniert es gerade noch knapp, schon der nächste grössere Fehler abckunntabc abcduzuabc abcfuhrunabc, dass keiner mehr versteht, was los ist. «Du redest doch immer von den Leuten, die die Welt beherrschen», sagte ich zu Bruno, «von den Geheimdiensten, den globalen Konzernen, der Mafia. Du glaubst, dass diese Leute die Kontrolle haben. Aber der einzige Unterschied zwischen dir und diesen Leuten ist, dass sie wissen, dass niemand mehr die Kontrolle hat.» Bruno sagte: «Das wird mir jetzt zu kompliziert, ich gehe ins Kino. Es läuft ein Film mit Untertuteln, ich meine Untertiteln.»

Na gut, wir können auch ohne Bruno weitermachen. Bruno ist irrelevant, aber Bill Gates und Elon Musk sind es auch, nur in einer höheren Einkommensklasse. Biden, Putin, Xi Jinping: irrelevant. «Quatsch, die haben doch viel mehr Informationen als wir!», sagte Bruno, bevor er zur Tür rausging. Stimmt, aber wenn ein System von Fehlern wimmelt, bedeutet mehr Information einfach mehr falsche Us. Es ist wie beim menschlichen Genom: sehr viel Information. Aber 99 Prozent davon sind Schrott. In unserem Genom steckt neben sinnlosen Wiederholungen und völlig überflüssigen Sequenzen sogar Genmaterial von irgendwelchen urtümlichen Viren drin, die irgendwann einmal einfach in unsere Gene

eingebaut wurden, weil kein Abfalleimer in der Nähe war. Die Anleitung «Baue an dieser Stelle einen Arm» klingt in Sprache übertragen in unserem Genom so: Baue an baue an an chrchr bsss dies dieser diesem dieser Stelle Stelle Suppe Arm Arm Arm Zahl 1.»

Die Natur funktioniert nach demselben Prinzip wie die Weltwirtschaft und die Politik: Solange es trotz Fehlern einigermaßen klappt, wird so weitergemacht. Und wenn es nicht mehr klappt, beginnt eine fette rote Leuchtschrift zu blinken: BITTE BEREITMACHEN ZUM AUSSTERBEN. VIELEN DUNK FÜR IHRE KOOPERATION.



## SEX Es verändert die Erregung Dania Schiftan

*Liebe Dania, führen Sextoys wie Vibratoren eigentlich zur Abstumpfung?*

P.B., Zürich

Das ist eine sehr häufige Frage, und ich finde sie auch wichtig. Die kurze Antwort lautet: nein. Die ausführlichere Antwort ist etwas komplizierter. Denn der regelmässige Gebrauch eines Vibrators verändert durchaus Ihre Art, Erregung wahrzunehmen. Wenn Sie einen Vib-

*Diese Stimulationen lösen schon fast ungewollt sehr viel Lust aus.*

rator zur Selbstbefriedigung nutzen, sprechen Sie ganz bestimmte Nervenenden ihrer Vulva beziehungsweise des Klitoris-Kopfes an. Die Stimulation durch einen Vibrator ist sehr laut, stark und zielgerichtet.

Unser Hirn nimmt sie sehr schnell wahr und reagiert darauf mit Erregung. Diese Stimulationen lösen schon fast ungewollt sehr viel Lust aus. Was erklärt, warum Sextoys wie Vibratoren bei vielen Menschen sehr beliebt und deshalb so erfolgreich sind.

Wenn wir nun immer nur einen Vibrator nutzen, gewöhnt sich unser Körper daran, Erregung nur so wahrzunehmen. Das Gehirn fängt an, die feineren und zarten Berührungen zu überhören. Sie sind zwar immer noch da, und der Körper hat auch die Fähigkeit, sie wahrzunehmen und auf sie zu reagieren, doch wir registrieren sie nicht so schnell wie die lauten. Vielleicht sitzen Sie gerade auf einer Bank, um diesen Artikel zu lesen. Bis eben haben Sie nicht wahrgenommen, dass Sie auf Ihrem Po sitzen.

Wenn ich Ihnen jedoch sage «Spüren Sie in Ihren Po», können Sie in Ihren Körper hineinspüren und nehmen die Auflagefläche sofort wahr. Es geht also darum, sich wieder für die leisen Empfindungen zu öffnen und Körper und Gehirn darauf zu trainieren, sie wahrzunehmen.

Ich empfehle deshalb, sich nicht ausschliesslich mit dem Vibrator zu befriedigen. Entweder Sie wechseln ab oder noch besser: Sie befriedigen sich mindestens zweimal «von Hand» und «leise», bevor sie wieder zum Sextoy greifen. So lernen Sie, auch die sanften Berührungen wahrzunehmen, was das Repertoire Ihrer Lust unglaublich steigert.

Dania Schiftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an [daniam@weltwoche.ch](mailto:daniam@weltwoche.ch)



„Kannst du dich vielleicht auch mal einen Moment um mich kümmern, Adam?“

# Digitale Konsumflut



Bereits mit jeder zweiten Luftfracht aus China nach Europa unterwegs: Ware von Temu.

Die sozialen Medien sind überschwemmt mit Shopping-Angeboten unterschiedlichster Art; Google, Instagram, Tiktok avancieren zum Vertriebskanal mit beängstigender Akkuratess. Fein austarierten Algorithmen sei Dank werden Konsumbedürfnisse entweder rechtzeitig erkannt oder vorausschauend kreiert. Der Verkaufsprozess ist vollends digital, tiefe Preise, hohe Rabatte, in Echtzeit kom-

muniziert, und Gamification-Elemente *nudgen* zum schnellen Abschluss. Social Commerce als weiterentwickeltes E-Commerce-Geschäftsmodell hebt geltende Konventionen aus. Vertrautheit galt als Voraussetzung für Vertrauen, also musste man als Marke Bekanntheit aufbauen, um in das *relevant set* zu gelangen. Schliesslich lässt man zur Tür nur rein, wen man kennt. Social-Commerce-Anbieter wie

Temu oder Shein disruptieren dies und kaufen sich den Umsatz mit Werbe-Omnipräsenz auf Google, Instagram, Tiktok und anderen. Nicht der Anbieter schafft mehr das Gefühl von Verlässlichkeit, sondern das Medium, das die Botschaft überbringt.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

**PEANUTS**  
by  
Schulz



# Trumps versteckter Landsitz

Die Justizkapriolen des Präsidentschaftskandidaten bringen immer wieder Überraschungen zum Vorschein.

**D**ie Generalstaatsanwältin von New York, Letitia James, wetzte schon die Messer. Für den Fall, dass Donald Trump eine Kautions von 464 Millionen Dollar nicht aufbringen würde, machte sie sich bereit, Trumps privates Anwesen in Westchester County, nördlich von New York, zu beschlagnahmen. Im letzten Moment entschied das New Yorker Berufungsgericht aber, die Bürgschaft – es geht um einen Betrugsfall – auf 175 Millionen Dollar zu reduzieren und die Frist um zehn Tage zu verlängern.

Bis Redaktionsschluss sah es so aus, als ob man sich um die Bonität von News-Magiers Trump keine Sorgen machen müsse. Am selben Tag des Berufungsgerichtsentscheids meldete der Wirtschaftsnachrichtendienst Bloomberg, dass Trump nun, nach der Fusion seiner Trump Media & Technology Group mit Digital World Acquisition Corp., zum ersten Mal und mit 6,5 Milliarden Dollar Vermögen auf ihre Liste der 500 reichsten Menschen der Welt aufgenommen wurde.

Trumps Justizkapriolen brachten in der Karwoche noch mehr Interessantes zum Vorschein. Seine Türme und das Mar-a-Lago-An-

wesen kennt jeder; dass der Präsidentschaftskandidat in seinem Immobilienportfolio auch einen traditionellen herrlich herrenhaften Landsitz führt, war hingegen weniger bekannt. Seven Springs heisst das Anwesen im Westchester County und umfasst verschiedene Gebäude auf einem gut neunzig Hektar grossen Grundstück. Das Haupthaus errichtete im Jahr 1919 Eugene Meyer, erster Präsident der Weltbank und späterer Verleger der *Washington Post*. Daneben baute der Heinz-Ketchup-Gründer und Meyer-Vertraute, H.J. Heinz eine Villa im Tudorstil.

Die Trump Organization kaufte die Anlage 1996 für 7,5 Millionen Dollar. Eigentlich wollte sie Trump zu einem luxuriösen Golfplatz umbauen, doch war der Widerstand in der Bevölkerung zu gross. So kam es, dass Seven Springs für die Familie zum Sommer- und Wochenendrefugium wurde. Eric Trump, einer der Söhne des ehemaligen Präsidenten, erinnert sich an eine gute, aber strenge Zeit auf Seven Springs: «Mein Vater hat uns im Sommer immer arbeiten lassen. Wir mähten alle Felder, fällten Bäume, verlegten Marmor und führten Elektroarbeiten durch», erzählte er einmal dem Wirtschafts magazin *Forbes*.



THIEL

## Nationalkapitalismus

**Scholz:** Die Zustimmung zur Regierungspolitik ist so tief wie nie.

**Baerbock:** Wir müssen sofort Demos zur Unterstützung der Regierungspolitik organisieren.

**Habeck:** Die Meteorologen melden aber schlechtes Wetter.

**Scholz:** Oje, was kann man da machen?

**Faeser:** Wir geben der AfD die Schuld.

**Scholz:** Für die tiefe Zustimmung zur Regierungspolitik?

**Faeser:** Nein, für das schlechte Wetter.

**Baerbock:** Können wir nicht einfach die Meteorologen entlassen und welche einstellen, die besseres Wetter vorher-sagen?

**Lauterbach:** Um die Demos seriös planen zu können, sollten wir einen ständig tagenden meteorologischen Expertenrat einberufen und diesen mit Wissenschaftlern aller Fachrichtungen besetzen.

**Scholz:** Einverstanden, ich beantrage hierzu eine ausserordentliche Budget-erhöhung.

**Lindner:** Um die Schuldenbremse zu umgehen, könnten wir den Expertenrat über das Sondervermögen der Bundeswehr finanzieren.

**Baerbock:** Aber nur, wenn es dann trotzdem noch für Waffenlieferungen an die Ukraine reicht.

**Lindner:** Ein bisschen sparen müssen wir schon ...

**Scholz:** Wir könnten ja beim Taurus auf die Gravur «Black Lives Matter» verzichten.

**Baerbock:** Wir haben uns aber letztes Mal auf diesen Satz geeinigt!

**Scholz:** Die Gravur ist sicher teuer.

**Baerbock:** Du bist doch nur neidisch, dass dein Vorschlag «Alternative für Russland» keine Mehrheit gefunden hat.

**Scholz:** Sonst noch was?

**Faeser:** Ich beantrage, den Nationalsozialismus rückwirkend umzu-benennen in Nationalkapitalismus.

Andreas Thiel



Anwesen mit Geschichte: Trumps «Seven Springs» im Norden von New York.



**Zum Wohl:** Martin Kallen, CEO Uefa-Events SA, René Berthod (r.), Skilegende.



**Ankunft im Ratrak:** Weltstars Simply Red.



**Strom in den Bergen:** Schweizer Band Juraya.



**Gutgelaunt:** Monika und Hugo Wenger, Stromer-Bikes.



**Alles im Griff:** Snowpenair-Gründer Urs Kessler begrüsst den britischen Simply-Red-Frontmann Mick Hucknall.

## BEI DEN LEUTEN

# Stars im Schnee

Zum 25. und letzten Mal fand beim Männlichen das Musikfestival Snowpenair statt. Gründer Urs Kessler geht in Pension.

*André Häfliger*

**D**as Wetter auf 2343 Metern über Meer war sehr durchzogen. Schnee und Sonne wechselten sich bei -3 Grad ab. Trotzdem waren gut 11 000 Fans hell begeistert. Genauso die Stars Simply Red, Gotthard, Juraya, Gölä, Heimweh und die Stubete Gäng. Die Musiker waren hin und weg. Gotthard-Frontmann **Nic Maeder**: «Was für eine geniale Stimmung, welch herrliche Kulisse. Urs Kessler ist ein Genie!» Mundartidol **Gölä**: «Die Atmosphäre hier ist einzigartig! Die Fans gehen voll mit.» In 25 Jahren waren es weit über 200 000.

**Urs Kessler**, CEO der Jungfraubahnen, blickte stolz und zufrieden zurück. Grosse Namen wie Deep Purple, Scorpions, Florian Ast, Laura Pausini, Zucchero, Bryan Adams, Joe Cocker, Krokus, Amy Macdonald, Trauffer, Marc Sway, DJ BoBo, Züri West und Patent Ochsner holte er in den Schnee. Oft auch mit Hilfe von Konzertpionier **André Béchir**, enger Freund von Kessler: «Urs ist ein toller Mensch.» Gross auch die Wertschöpfung der Veranstaltung. Kessler: «Wir haben in der ganzen Region jedes Jahr über fünf Millionen Franken generiert.» Zum

Saisonende seien herrliche Bilder in die Welt transportiert worden. «Vom Snowpenair sind stets positive Vibes ausgegangen.»

Das findet auch Topmanager **Heinz Karer**, Bergsteiger und ehemaliger Präsident von Economicsuisse: «Das Berner Oberland verdankt Urs Kessler sehr viel. Er hat mit seinen tausend Mitarbeitenden die Region nach vorne gebracht.» Im Lauf der Jahre wurde das Schneefestival immer grösser. «Wir sind natürlich gewachsen», sagte Kessler. Zu Beginn mit 80 Mitarbeitenden, zuletzt mit über 220 und einem Budget von 1,8 Millionen Franken. Zum Abschied gibt Kessler zu: «Wehmut ist schon da. Aber die schönen Erinnerungen überstrahlen alles.» Einen Dank in Form von dicken Komplimenten erhielt Kessler noch vor Ort. Von höchster musikalischer Stelle. Simply-Red-Frontmann **Mick Hucknall**: «Bevor ich das gesehen habe, dachte ich, so was ist unmöglich. Bravo an alle!» Kurz vor dem Gig sagte der britische Superstar dann noch schmunzelnd zu Kessler: «You are a great and crazy man!»



**Gekonnter Griff in die Saiten:**  
Musik-Idol Gölä.



**Einmalige Kulisse:**  
Snowpenair auf dem Männlichen.



**Seit fünfzig Jahren verheiratet:** Esther und Adrian Amstutz, SVP-Legende.



**Stammgäste:**  
Sonja und Heinz Karrer.



**Lüpfli:**  
Stubete Gäng.



**«Geniale Stimmung»:**  
Die Rockband Gotthard legt los.



**Applaus:** Regierungsrätin Christine Häslar (r.), Tochter Angela, Partner Andreas Huber.

## Lauschiger Garten in der Stadt

Restaurant Rosengarten, Gemeindefstrasse 60, 8032 Zürich, Tel. 044 251 37 36

Manchmal träumt man von einem einfachen, schlichten, aber sehr guten Restaurant mit liebenswürdiger Bedienung – also von etwas, von dem man glaubt, dass es nur noch in der Erinnerung oder weit ausserhalb der Stadt, in der wir leben, vorkommt.

Und dann plötzlich findet man genau das, was man sich erträumt, ganz in der Nähe: ein von netten Menschen geführtes Lokal, fast wie eine Bauernstube, wo man unter viel anderem «Hörnli mit Ghacktem und Apfelmus» bestellen kann. Im Zürcher Stadtkreis 7 – grad neben dem Kreisgebäude, das einst das Gemeindehaus von Hottingen war, bevor dieses «Dorf» in die Stadt eingegliedert wurde – liegt der «Rosengarten». Und der «Rosengarten» ist nicht nur



dem Namen nach ein Garten, er hat im Sommer auch ein lauschiges Gartenrestaurant.

Gian und Nico Gross, die das Lokal führen, haben eindeutig Verbindungen zum Bündnerland. Unter anderem ist Ludwig Hatecke ihr «Hausmetzger», und er liefert auch die Würste von Reh, Hirsch und Rind für das Apéro-Plättchen, das einen guten Einstieg in die Hauptgänge und Klassiker des Hauses bietet. Auch ein Rindstatar steht auf der Karte, neben Randensalat, Chabissalat und Ochsen-

maulsalat an Vinaigrette mit Zwiebelringen. Das Angebot an Hauptgängen steigert sich von einfachen Dingen wie Schupfnudeln über Artischockenherzen, Teigtaschen, «Suure Mocke» (im Rotwein eingelegter Rindsbraten), Entrecôte und Hackbraten bis zu Wienerschnitzel, Siedfleisch vom Tafelspitz, gebratenem Lachsforellenfilet und «Zürig-schnätzletem».

Die Preise sind anständig, nur das Entrecôte liegt knapp über fünfzig Franken. Auch die Desserts sind verlockend: warme belgische Waffeln mit einer eisigen Kugel nach Wahl, Schokoladenmousse, Caramel-Chöpfli, oder aber ein Käseteller. Alles in allem hat der «Rosengarten» das Zeug dazu, alle mit irgendeiner Liebesspeise in seine gemütlichen Räume zu locken. Und bald werden all die Köstlichkeiten auch wieder im Garten zu haben sein.

## WEIN / PETER RÜEDI

### Anderes Jahr, anderer Wein

Hacienda Solano. Viñas Viejas 2020. Ribera del Duero D.O. 14%. Gazzar, Pully. Fr. 24.86. [www.daniel-vins.ch](http://www.daniel-vins.ch)

Wein ist eine lebendige Materie. Einmal abgefüllt, entwickelt er seine eigene Geschichte, und die ist, innerhalb gesetzter Leitplanken, immer auch ein bisschen unvorhersehbar. Das ist das Spannende an alten Weinen: Es gibt Flaschen aus einem Jahr, als wir noch nicht daran dachten, Wein zu trinken, und die wir aufgrund ihrer verschimmelten Etiketten ohne grosse Hoffnung als *cadaveri eccellenti* entkorken; und die uns dann mit einer Frische überraschen, die uns selbst längst abhandengekommen ist. Und es gibt, versteht sich, auch das Gegenteil, Weine aus jüngeren Jahrgängen, die uns beim ersten Schluck mitteilen: *gone with the wind*.

Abgesehen vom banalen Umstand, dass der Winzer von mannigfachen Unwägbarkeiten betroffen ist, zu wenig oder zu viel Regen, später Frost, der den Austrieb oder die Blüte beschädigt, sengende Hitze in



den Reifungsperioden – oder das Gegenteil, feuchte Wärme, die Krankheiten im Rebberg explodieren lassen. Kurz: Kein Jahrgang eines Weins gleicht dem andern, jeder ist ein Unikum. Ich mag «schwächere», besser: «schwierigere» Jahrgänge. Sie stehen für die Lebendigkeit des Weins und das Können des Winzers. «In einem Spitzenjahr», sagte mir einst ein Spitzenwinzer, «macht sich der Wein ja sozusagen von selbst.»

Für welche Binsenwahrheiten ich den geneigten Leser und Weinfreund um Nachsicht bitte. Sie drängen sich mir deshalb auf, weil der Wein dieser Woche, ein vorzüglicher Tempranillo aus der renommierten spanischen Appellation Ribera del Duero, vor Jahren an dieser Stelle schon einmal vorgestellt wurde. Die Version 2019 Viñas Viejas

der relativ jungen, relativ kleinen (23 ha), aber feinen Hacienda Solano aus dem kleinen Ort La Aguilera, näher am Gromejón, einem Zufluss des Duero, gelegen als an diesem selbst: Tinto Fino (so heisst hier der Tempranillo) aus zahlreichen zerklüfteten, mit alten, zum Teil sogar wurzelechten Reben bepflanzten Parzellen.

2020 war nun eben ein ungleich schwierigeres Jahr als 2019. Der Wein ist in Nuancen anders als sein Vorgänger. Anders, aber nicht geringer. Die gleiche eigenwillige rotfruchtige Aromatik, die gleich markante, aber nicht abweisende Tanninstruktur, meiner Erinnerung nach etwas schlanker, eine Spur pointierter in den würzigen und mineralischen Noten vom kalkigen sandigen Terroir. Oft verglichen mit dem benachbarten Superstar Vega Sicilia, ist dieser Viñas Viejas von Hacienda Solano auf solchen Abglanz keineswegs angewiesen, weder in der Version 2019 noch in der von 2020. Er ist ein eigenständiger, spannender Charakter, der nicht nur seines moderaten Preises wegen unsere ungeteilte wiederholte Aufmerksamkeit verdient.



# Freundliches Familienauto

Bei Renault hat man den Anspruch, E-Fahrzeuge allen zugänglich zu machen. Mit dem neuen Scenic sind die Familien dran.



**K**ürzlich war ich nach Málaga eingeladen, um der internationalen Medienvorstellung des neuen Renault Scenic E-Tech beizuwohnen. Bei der Präsentation wurde – völlig zu Recht, wie ich meine – ein wenig Stolz darüber zum Ausdruck gebracht, dass der französische Automobilhersteller auf eine «lange Geschichte mit Verpflichtung» bei der Elektrifizierung des Verkehrs zurückblicken kann. Seit zwölf Jahren baut Renault den kompakten Zoe, mit dem man Elektromobilität nicht zum Luxusgut, sondern zur Selbstverständlichkeit erklärt hat.

Über 500 000 E-Autos habe Renault seit 2012 auf die Strasse gebracht, man glaube an den langfristigen Erfolg, sagen die Verantwortlichen aus Paris. Auch wenn die Diskussionen über Sinn oder Unsinn batterieelektrischer Fahrzeuge immer noch heftig geführt werden und viele Begleitfragen des Technologiewandels noch unbeantwortet sind, kann nicht ernsthaft bezweifelt werden, dass wir in Zukunft sowohl mit Verbrenner- als auch mit Elektromotoren unterwegs sein werden.

Für junge Familien hat Renault jetzt den Scenic E-Tech entwickelt, ein geräumiges, modisches Crossover-Modell, stilistisch zwischen SUV und Minivan angesiedelt. Das Auto des Jahres 2024 ist dynamisch gezeichnet und hat ein angenehm luftiges, geräumiges Inneres – ein freundliches Familienauto, das in bester Scenic-Tradition steht. Als Renault 1996 den ersten Scenic auf den Markt brachte, habe dies das «Gesicht des Familienautos verändert», heisst es bei der französischen Marke. Dank einem langen

Radstand und einem durchdachten Innenraumkonzept wirkt auch der moderne Scenic E-Tech wieder äusserst wohnlich und grosszügig. Sitzt man etwa auf der Rückbank, hat man für die Beine deutlich mehr Platz als im Flugzeug einer durchschnittlichen Economy-Klasse.

Auf den teilweise kurvigen, bergigen Strassen Andalusiens ist der Scenic E-Tech ein vernünftiges Fahrzeug, das sehr viel Technik, welche meist nur in der Oberklasse zu finden ist, bietet. Dazu gehören übrigens auch die vom Synthesizer-Star Jean-Michel Jarre komponierten Sounds oder die mehr als dreissig Sicherheits-Features, darunter eine 360-Grad-Kamera für beste Übersicht beim Manövrieren oder ein Bremsassistent, der aktiv eingreift, um eine Kollision zu vermeiden.

Die beste Ausstattungsvariante, Iconic, bietet zu einem durchaus familienfreundlichen Preis von unter 50 000 Franken sehr anständige 625 Kilometer Reichweite aus einer 87-kWh-Batterie. Das sei das «beste Preis-Reichweiten-Verhältnis» auf dem Markt, verspricht Renault. Auch die Ladeleistung ist mit maximal 150 kW und durchschnittlich 110 kW auf Premium-Niveau. Fazit: Auf dem Weg von Renault, die Elektromobilität in breite Gesellschaftsschichten zu tragen, bringt der Scenic E-Tech die Franzosen gut voran.

#### Renault Scenic E-Tech Iconic

Motor/Antrieb: Synchron-Elektromotor, Frontantrieb; Leistung: 160 kW / 220 PS; max. Drehmoment: 300 Nm; Lithium-Ionen-Batterie: 87 kWh; Reichweite (WLTP): 625 km; Verbrauch (WLTP): 16,8 kWh / 100 km; Ladeleistung: 150 kW (DC); Beschleunigung (0–100 km/h): 7,9 sec; Höchstgeschwindigkeit: 170 km/h; Preis: Fr. 49 700.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Symbol in weissem Satin

Muhammad Alis Everlast-Shorts

Erwarteter Erlös: 4 bis 6 Millionen Dollar

«Wir kamen als junge Champions nach Manila und gingen als alte Männer», sagte Muhammad Ali, das Wunderkind aus Louisville, nach seinem Sieg. Der «Thrilla in Manila» vom 1. Oktober 1975 gilt als der härteste Schwergewichtsbokkampf der Geschichte. In der brütenden philippinischen Hitze zwang Alis Fausthagel «Smokin Joe» Frazier nach fünfzehn Runden zur Aufgabe. Alis Kampfshorts kann man jetzt bei Sotheby's ersteigern.

Die Everlast-Shorts sind ein Symbol aus weissem Satin. «Sie waren Alis Visitenkarte [...] wer trägt schon weisse Shorts zu einem Kampf?», schreibt das Auktionshaus. Und: «Sie repräsentieren Alis trotzigem, messerscharfen Optimismus, der nicht von Naivität, sondern von ultimativer Selbsterkenntnis und Überzeugung herrührte.»

Die kurzen Hosen sind von Alis Assistententrainer und *corner man*, Drew «Bundini» Brown, beschriftet und von Ali mit schwarzem Filzstift signiert. Auf dem rechten Bein steht «Ali-Frazier Fight» und «Trilla in Manila», auf dem linken Bein «Pres. F. Marcos», «Manila, Philippines», «Oct 1, 1975». Der Boxkampf fand auf den Philippinen statt, weil es dort unter Herrscher Ferdinand Marcos weniger strenge Vorschriften gab als in Amerika. Sportidol Muhammad Ali (1942–2016) begann als Zwölfjähriger zu boxen. Die Versteigerung seiner Shorts in New York läuft noch bis zum 10. April.

Benjamin Bögli

## DER SINN DES LEBENS

# Cali P, Musiker

Der 39-Jährige glaubt, dass wir für immer leben; eine Umarmung gibt ihm Kraft in Momenten der Verzweiflung, und er sagt, dass Liebe die grösste Inspiration ist.

**Weltwoche:** Kaffee oder Tee?

**Cali P:** Tee – und wenn ich die Wahl habe: Citronella.

**Weltwoche:** Was ist der Sinn des Lebens?

**Cali P:** Zur Welt Gutes beitragen, die eigene Gesundheit pflegen und das Positive vermehren.

**Weltwoche:** Was bedeutet das Wort «Gott» für Sie?

**Cali P:** Gott ist das Alles. Und geht über jede Vorstellungskraft hinaus.

**Weltwoche:** Worauf freuen Sie sich jeden Tag?

**Cali P:** Am Leben zu sein, denn dies ist ein Geschenk.

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie?

**Cali P:** Von einem langen, gesunden und glücklichen Leben mit meiner Familie. Und von gefüllten Konzertstadien auf der ganzen Welt, die ich mit meiner Musik und meinen Messages beseele.

**Weltwoche:** Gibt es ein Leben nach dem Tod?

**Cali P:** Unser Körper ist endlich, unsere Seele ist es nicht, somit leben wir für immer.

**Weltwoche:** Was gibt Ihnen Kraft in Momenten der Verzweiflung?

**Cali P:** Eine Umarmung. Oder wenn gerade keiner da ist: ein Spaziergang mit Bob Marley im Ohr.

**Weltwoche:** Was ist das Wichtigste im Leben eines Mannes?

**Cali P:** Seine Familie stolz zu machen.

**Weltwoche:** Mit wem würden Sie bei einer Tasse Tee am liebsten diskutieren? Worüber?

**Cali P:** Alisha Lehmann. Es gefällt mir, wie sie trotz dem Hype fokussiert bleibt auf das, was sie am liebsten macht: Fussball spielen. So, wie ich der Musik treu bleibe.

## SIROCCO Lemon Beach



Eine raffinierte Früchtekomposition aus weissem Bio-Hibiskus und marokkanischer Bio-Minze. Die saftig-süsse Orangen- und Zitronennote erinnert zudem an einen sonnigen Strandtag mit leichter, angenehmer Brise für die nötige Frische.



«Ein Geschenk»: Sänger Cali P.

**Weltwoche:** Was bedeutet Liebe?

**Cali P:** Die Liebe ist eine unerklärlich schöne Kraft, gleichsam grenzenlos und unantastbar. Und weil es immer Platz hat für noch mehr Liebe, weil sie also zeitlebens wächst und gedeiht, ist sie auch die Inspiration für meine Musik und mein Leben.

**Weltwoche:** Was ist das grösste Missverständnis, das über Sie in Umlauf ist?

**Cali P:** Dass ich in Mexiko geboren wurde. Ich bin in Zürich zur Welt gekommen, meine Mutter ist Zeugin. (Lacht)

**Weltwoche:** Wenn Sie für einen Tag allein bestimmen könnten in der Schweiz, was würden Sie sofort ändern?

**Cali P:** Ich würde Teile des Schulsystems reformieren, multikulturelle und kreative Fächer einführen sowie die Schülerinnen und Schüler im wahren Leben schulen und zu nachhaltig ökologischen Entrepreneurs unserer Zukunft befähigen.

**Weltwoche:** Wie gewinnt man Freunde?

**Cali P:** Mit einem guten Herz, Verständnis und Diskretion.

**Weltwoche:** Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

**Cali P:** Nutze die guten Tage, um die Energie zu tanken, die dir hilft, über die schlechten Tage hinwegzukommen.

**Weltwoche:** Welche historische Persönlichkeit bewundern Sie?

**Cali P:** Ich bewundere Marcus Garvey, den ersten afroamerikanischen Aktivist, der auch Martin Luther King beeinflusst hat, zutiefst. Und ja, klar – musikalisch Bob Marley.

**Weltwoche:** Macht Geld glücklich? Weshalb? Weshalb nicht?

**Cali P:** Meine Glückseligkeit und Lebensfreude schöpfe ich aus menschlichen Erfahrungen und Begegnungen, aus dem Leben selbst, und nicht aus materiellem Besitz. Geld und die Dinge, die wir damit kaufen, sind vergänglich.

**Weltwoche:** Was ist das Schönste an der Schweiz?

**Cali P:** Fondue, Raclette und Jogurt. (Lacht) Nein, im Ernst: Ich fühle mich hier sicher und zu Hause, weil ein Teil meiner Familie hier lebt.

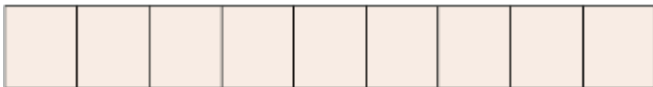
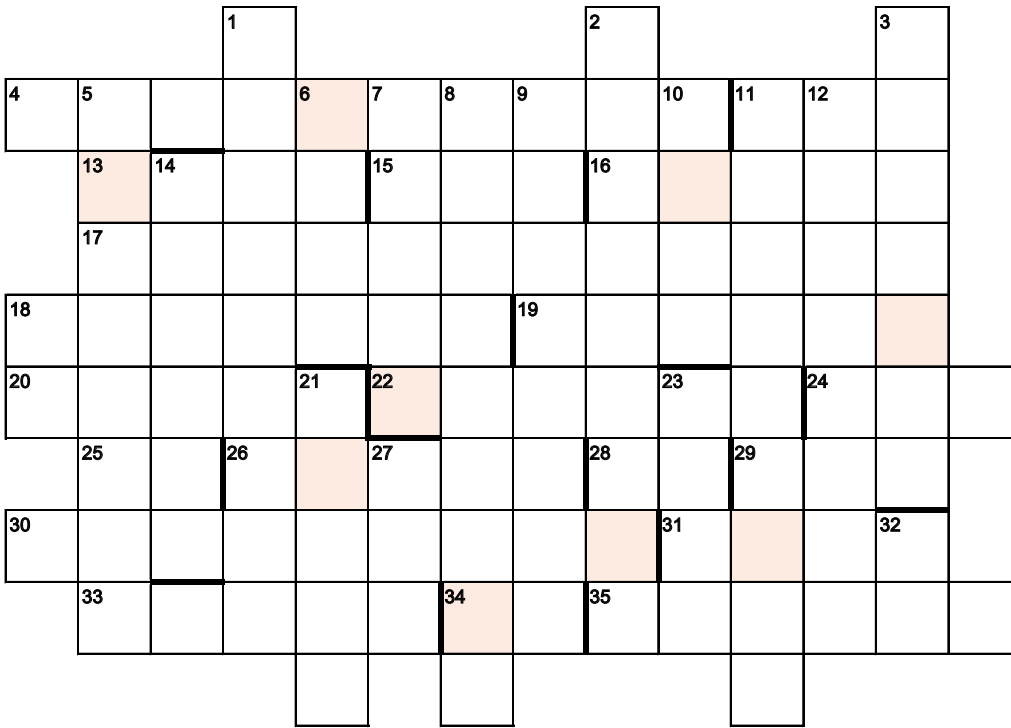
**Weltwoche:** Welches Ziel möchten Sie noch erreichen?

**Cali P:** Ich habe schon in den USA an den X-Games gespielt und war in Kanada Opener der Rolling Stones und der FooFighters. Aber ich möchte selber grosse Stadien ausverkaufen und Musik machen, die weltweit gehört wird. Sogar da, wo es keinen Strom gibt, soll meine Musik aus dem Radiöli pumpen und Freude bereiten.

**Weltwoche:** Was macht das Leben lebenswert?

**Cali P:** Am Morgen aufzustehen mit dem Wissen, dass man wieder einen ganzen Tag Zeit hat, sich und der Welt etwas Gutes zu tun. Liebe und die Freude meiner Mitmenschen machen das Leben ebenfalls lebenswert.

Cali P ist der bekannteste Reggae- und Afrobeat-Sänger der Schweiz. Im Mai veröffentlicht er einen neuen Song mit der deutschen Reggae-Legende Gentleman. [linktr.ee/Calipmusic](http://linktr.ee/Calipmusic)



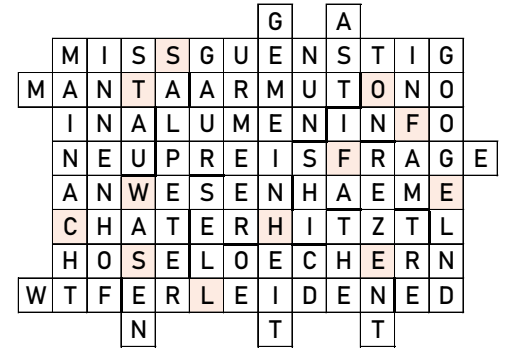
**Lösungswort** — simples Blasinstrument zum Zuschlagen?  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 4 Wunschvorstellung, bei der es um Schimpfwörter geht? 11 italienischer Schriftsteller, auch regelmässig im Schweizer Fernsehen zu sehen 13 je nach Gegend fliegend oder schmerzhaft 15 Keimzellgenitiv aus dem Tiefkühler 16 findet in der französischen Küche Verwendung 17 ein Gerät, das sich Flughäfen in der Coronakrise gewünscht hätten? 18 geht schnell mal zu Bruch, kann aber Jahrtausende später noch Archäologen erfreuen 19 ist für die Klostertaler, nicht aber für die Friesen, dort, wo die Berge sind 20 was Schweizer tätigen, wenn sie scheinbar jemandem einen Telefonapparat überreichen 22 das am Canal Grande ist bekannter als das jenseits des grossen Teichs 24 P, aber kein Papa, sondern ein Romeo 25 mit diesem Lied startete Peter Maffay ...rch 26 liegt uns zu Füssen 28 damit wird aus beachten ansehen 29 fremde, fast animalische, Art zu knüpfen 30 kalter See, bibliothekstauglich geordnet 31 in Vietnam und auf Sizilien zu finden 33 nutzt, wer lieber auf Torvalds statt auf Gates setzt 34 Hälfte von eins, von zwei oder von drei 35 auch in der Ostsee liegende Rüffel

**Senkrecht** — 1 sorgen an Land für festen Halt und im Wasser für Fortbewegung 2 halb zuhänden und halb entseelter 3 Dorothea am Dollart 5 Lippenblütler inklusive Schluss 6 Richtung 19 waagrecht in Luxemburg 7 in Frankreich halten, aber nicht stoppen 8 Schneesportgeräte mitten im französischen Nichts 9 österreichisch-spanisches Nüssli 10 wird gebraucht um das Kalb zu machen 11 Wegwerf-Alternative 12 dient im forest nicht der Verrechnung, sondern eher der Artenvielfalt 14 Cumulus-Verwandter, nicht von der Migros, sondern von Mastercard 18 damit ist Arni zwar frei von toxischer Männlichkeit, aber dennoch toxisch 21 nicht-sozialer Brennpunkt 23 ist in Streuwürze enthalten 27 leicht mit Meles meles zu verwechselnder Index 32 ist in prekären Fällen gleich doppelt vorhanden

© Daniela Feurer – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 861**



**Waagrecht** — 3 MISSGUEENSTIG (Miss günstig) 13 MANTA 14 ARMUT (AR-Mut) 15 Yoko ONO 16 (F)INAnznöten 17 LUMEN (lat. f. Licht) 18 ReINFORM 19 NEU 20 PREISFRAGE 23 ANWESENDE 26 HAEME 27 CHAT (frz. f. Katze) 28 ERHITZT 31 HOSE (engl. f. Schlauch) 32 LOECHERN 35 WTF (way too far, eigentlich: what the fuck) 36 ERLEIDEN (Erle + Iden) 37 ED (Edition)

**Senkrecht** — 1 GEMEINHEIT (gem-Einheit) 2 (P)ASTen 3 MAINACHT (Main + acht) 4 INNENHOF 5 STAU 6 SAL[PETER] (sal = lat. f. Salz) 7 GAU[R] 8 URMEER 9 HoffNUNgen 10 TON (engl. f. Tonne) 11 (E)IN-FAMILIENHAUSSIEDLUNgen 12 GOOGELND 18 IFA (if a) 21 SaSHImi (jap.: Stadtkreis) 22 REZENT 24 WASEN (was En(tomolog-)) 25 AktiengeSELLschaften (engl. f. verkaufen) 29 (A)THEN 30 TRE (ital. f. drei) 33 OE 34 CD (röm. Zahl 400, Compact Disc)

**Lösungswort** — **STOFFWECHSEL**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



SEAMASTER DIVER 300M  
Co-Axial Master Chronometer

## PRÄZISION

Unsere Liebe zum Detail spiegelt sich in allem, was wir tun. Auf dem Bild sehen Sie die Montage eines der Hauptmerkmale unserer berühmten Taucheruhr. Und das meinen wir wörtlich. Die Seamaster Diver 300M verfügt über erhabene Indizes mit einfacher Formgebung und weisser Super-LumiNova-Füllung, die im Dunkeln leuchten, um auch unter Wasser eine exzellente Lesbarkeit des bekannten Zifferblatts mit Wellenmuster zu gewährleisten. Ohne Kompromisse. Das ist OMEGA Präzision.



#Precision